Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Sechster Theil.

Augsburg, 1845.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Beschützer.

Erstes Kapitel.

Der Unbekannte.

Die folgende Scene ereignete sich am nächsten Tage nach dem Tage, an welchem der Pater von Aigrigny von Rodin auf eine so barsche Weise in die vor Kurzem vom Socius eingenommene subalterne Stellung war zurückgeworfen worden. Die Straße Clovis ist, wie man weiß, einer der einsamsten Orte des Stadtviertels de la Montagne-Sainte-Geneviève, zur Zeit dieser Erzählung bestand das Haus mit der Nummer 4 in dieser Straße aus einem Hauptgebäude mit einem anstossenden finstern Gange, der in einen kleinen düstern Hof führte, in dessen Hintergrunde sich ein zweites auffallend elendes und verfallenes Gebäude erhob. Das Erdgeschoß der Vorderseite bildete eine halbunterirdische Boutique, worin man Kohlen, Holz in Bündeln, einige Gemüse und Milch verkaufte. Es schlug neun Uhr Morgens; die Händlerin, Mutter Arsene genannt, eine alte Frau mit einem sanften und kränklichen Gesichte, ein braunes Barchentkleid und ein rothes Tuch von

Rouenerstoff auf dem Kopfe tragend, war auf die letzte Stufe der Treppe gestiegen, die in ihre Höhle führte, und beendigte ihre Ausstellung, darin bestehend, daß sie auf die eine Seite ihrer Thüre einen weißblechernen Milcheimer, und auf die andere einige Gebünde verwelkter Gemüse neben gelbliche Kohlköpfe stellte; am Fuße der Treppe, im Halbschatten dieser Höhle sah man den Wiederstrahl der Kohlengluth eines kleinen Ofens leuchten. Diese dicht bei dem Gange liegende Boutique diente zur Portierloge, und die Gemüsehändlerin machte die Portierin.

Bald schwebte ein artiges kleines Geschöpf, aus dem Hause tretend, leicht und hüpfend zur Mutter Arsene hinein. Dieses junge Mädchen war Rose-Pompon, die vertraute Freundin der Bacchusfest-Königin. Rose-Pompon, momentan Wittwe, deren bacchischer aber achtungswerther Cicisbeo wie man weiß Nini-Moulin, dieser orthodoxe Chicard, war, der mißlingenden Falles, nach dem Trinken in Jacques Dumoulin, den religiösen Schriftsteller, sich verwandelte, und so hurtig vom tollen Tanze zur ultramontanen Polemik, von der Sturmtulpe zu einem katholischen Pamphlete überging.

Rose-Pompon hatte ihr Bett in solcher Weise verlassen, daß sie im Negligé ihrer frühen und bizarren Toilette erschien; ohne Zweifel aus Mangel an einem andern Kopfputze, trug sie auf ihren charmanten blonden, wohlgeglätteten und gekämmten Haaren, eine der koquetten Ausladertracht entnommene Soldatenmütze; es

gab nichts Muthwilligeres, als diese Miene von siebenzehn Jahren, rosig, frisch, rund, glänzend beseelt von zwei blauen, heitern und funkelnden Augen; Rose-Pompon hüllte sich so dicht vom Halse bis zu den Füssen in ihren etwas abgetragenen, roth und grün gewürfelten schottischen Mantel, daß man eine verschämte Ansicht errieth; ihre nackten Füsse, so weiß, daß man nicht wußte, ob sie Strümpfe hatte, oder nicht, stacken in kleinen Schuhen von rothem Marokin mit versilberten Schnallen. Man konnte leicht bemerken, daß ihr Mantel einen Gegenstand verbarg, den sie in der Hand hielt.

„Guten Morgen, Mademoiselle Rose-Pompon, —" sagte die Mutter Arsene mit artiger Miene — „Sie sind heute früh auf, Sie haben also gestern nicht getanzt?"

„Sprechen Sie mir nicht davon, Mutter Arsene; ich hatte nicht viel Lust zum Tanze; die arme Cephyse, die Bacchusfest-Königin, Schwester der Mayeux, hat die ganze Nacht geweint; sie kann sich nicht darüber trösten, daß ihr Geliebter im Gefängnisse ist!"

„Hören Sie, Mademoiselle," sagte die Gemüsehändlerin, „ich muß Ihnen hinsichtlich Ihrer Freundin Cephyse etwas sagen. Wird es Sie nicht verdrießen?"

„Kann mich etwas verdrießen?" erwiederte Rose-Pompon, die Achseln zuckend.

„Glauben Sie nicht, daß Herr Philemon bei seiner Rückkehr mich auszanken wird?"

„Sie auszanken? Warum?"

„Wegen seiner Wohnung, die Sie innehaben.“

„Ah, Mutter Arsene, im Gegentheile, hat Ihnen Philemon nicht gesagt, daß ich während seiner Abwesenheit die Besitzerin seiner zwei Zimmer seyn sollte, wie ich es seiner selbst war?“

„Ich spreche nicht von Ihnen, Mademoiselle, sondern von Ihrer Freundin Cephyse, die Sie auch in die Wohnung des Herrn Philemon mitgebracht haben.“

„Wohin wäre sie gegangen, meine gute Mutter Arsene? Seitdem ihr Geliebter verhaftet wurde, hat sie es nicht gewagt, zu ihr nach Hause zu gehen, weil sie dort alle Arten von Fristen schuldig waren. Ihren Kummer gewahrend, sagte ich zu ihr: „„Du kannst immerhin bei Philemon wohnen. Nach seiner Rückkehr wollen wir sehen, wo wir Dich anderswo unterbringen.“

„Ei, Mademoiselle, wenn Sie mir versichern, daß Herr Philemon nicht darüber böse seyn wird, dann wohl.“

„Böse, und worüber? Daß man ihm seine Einrichtung verdirbt? Seine Einrichtung ist so hübsch! Gestern hab' ich die letzte Tasse zerbrochen, und da sehen Sie nun, in welcher drolligen Sache ich jetzt Milch zu holen gezwungen bin.“ Und Rose-Pompon, laut auflachend, streckte ihren hübschen kleinen weißen Arm aus ihrem Mantel hervor, und ließ Mutter Arsene eines jener Champagnergläser von colossaler Weite sehen, die fast eine Flasche halten.

„Ah! mein Gott!“ sagte die Gemüsehändlerin er-

staunt, „man sollte meinen, es wäre eine Trompete von Krystall?"

„Das ist das große Belehnungsglas Philemon's, womit man ihn geschmückt hat, da er als Zweimaß-nachenführer aufgenommen wurde," erwiederte Rose-Pompon ernsthaft.

„Zu sagen, daß Sie Ihre Milch da hinein thun müssen, beschämt mich ganz," versetzte die Mutter Arsene.

„Und ich erst, wenn ich Jemanden auf der Treppe begegnete, dieses Glas wie eine Wachskerze in der Hand haltend. Ich würde zu sehr lachen, das letzte Stück aus Philemon's Bazar zerbrechen, und er mir seine Verwünschung geben."

„Sie laufen nicht Gefahr, Jemanden zu begegnen; der Erste ist schon ausgegangen, und der Zweite steht erst sehr spät auf."

„Apropos, das Miethen betreffend," sagte Rose-Pompon, „ist kein Zimmer im zweiten Stockwerke zu vermiethen, hinten im Hofe? Ich denke daran für Cephysen, wenn einmal Philemon zurückgekehrt seyn wird."

„Ja, es ist ein schlechtes kleines Cabinet dort unter dem Dache, oberhalb der beiden Zimmer des guten alten Mannes, der so geheimnißvoll ist," entgegnete die Mutter Arsene.

„Ah! ja, der Vater Charlemagne, wissen Sie sonst nichts von ihm zu erzählen?"

„Mein Gott, nein, Mademoiselle, als daß er heute früh mit Tagesanbruch gekommen ist; er hat an die

Fensterläden geklopft. „„Haben Sie gestern einen Brief für mich bekommen, meine liebe Frau?““ hat er zu mir gesagt (er ist immer so artig, dieser würdige Mann) „Nein, mein Herr,“ hab' ich ihm geantwortet. „„Gut, gut, dann lassen Sie sich nicht stören, meine liebe Frau, ich will wiederkommen,““ und er ist fortgegangen.

„Schläft er also niemals im Hause?“

„Niemals. Wahrscheinlich wohnt er anderswo; denn er bringt hier alle vier oder fünf Tage nur einige Stunden des Tages zu.“

„Und er kommt allein?“

„Immer allein.“

„Sind Sie dessen gewiß? Läßt er nicht mitunter ein hübsches Frauenzimmer en minon-minette hereinschlüpfen? Denn dann würde Philemon Ihnen auffsagen,“ sagte Rose-Pompon mit einer possirlich verschämten Miene.

„Herr Charlemagne!!! Ein Frauenzimmer, bei ihm? Ah! der arme liebe Mann,“ erwiederte die Gemüsehändlerin, die Hände zum Himmel erhebend; „wenn Sie ihn sehen, mit seinem schmutzigen Hute, seinem alten Oberrocke, seinem geflickten Regenschirme, und seinem einfältig guten Gesichte; er sieht eher einem Heiligen gleich, als etwas Anderem.“

„Aber, Mutter Arsene, was kann er dann stundenlange in diesem Neste hinten im Hofe treiben, wo man kaum am hellen Mittage deutlich sieht?“

„Dieß frag' ich mich selbst, Mademoiselle, was er

dort treiben kann? Denn daß er nur kommt, um das Vergnügen zu haben, unter seinen Möbeln zu seyn, ist nicht möglich; in Allem befinden sich bei ihm: ein Gurtbett, ein Tisch, ein Ofen, ein Stuhl, und ein alter Koffer."

„Das ist im Werthe von Philemon's Einrichtung," sagte Rose-Pompon.

„Wohlan! dessenungeachtet, Mademoiselle, fürchtet er eben so sehr, man möchte zu ihm hineingehen, wie wenn wir Diebe wären, und er Möbel von massivem Golde hätte; er hat auf seine Kosten ein Sicherheitsschloß vorlegen lassen; niemals läßt er mir seinen Schlüssel; auch heizt er lieber selbst in seinem Ofen ein, als daß er irgend Jemand zu sich hineinließe."

„Und Sie sagen, daß er alt ist?"

„Ja, Mademoiselle, fünfzig bis sechzig Jahre alt."

„Und häßlich?"

„Stellen Sie sich zwei kleine Vipernaugen vor, mit einem Bohrer in ein ganz bleiches Gesicht, wie eines Todten, gebohrt, kurz so bleich, daß seine Lippen weiß sind: so sieht sein Gesicht aus. Was seinen Character betrifft, so ist der gute alte Mann so artig, er zieht so oft seinen Hut vor Einem ab, mit einer tiefen Verbeugung, daß er in Verlegenheit setzt."

„Aber ich komme immer darauf zurück," fuhr Rose-Pompon fort, „was er ganz allein in seinen zwei Zimmern treiben kann? Sei dem wie immer, wenn Cephyse das Cabinet oberhalb nimmt, wenn Philemon zurückgekehrt seyn wird, werden wir uns damit unterhalten,

etwas davon zu erfahren. Und wie theuer will man jenes Cabinet vermiethen?"

„Ei Mademoiselle, es ist in so schlechtem Zustande, daß der Eigenthümer es, glaub' ich, für 50 oder 55 Francs jährlich ablassen würde; denn es hat kaum so viel Platz, einen Ofen darin anzubringen, und wird nur von einer kleinen tabaksdosengroßen Dachlucke erleuchtet."

„Arme Cephyse!" sagte Rose-Pompon seufzend und traurig den Kopf schüttelnd; „nach so vielen Ergötzungen und Geldverschwendungen mit Jacques Rennepont, dort wohnen und sich bequemen, von ihrer Arbeit zu leben! Dazu gehört Muth!"

„Je nun, von diesem Cabinet ist's weit bis zum vierspännigen Wagen, worin Mademoiselle Cephyse Sie kürzlich mit allen jenen schönen Masken abgeholt hat, die so fröhlich waren; besonders jener Dicke mit Silberpapierhelm, Federbusch und Stülpstiefeln. Welch' ein lustiger Bruder!"

„Ja, Nini-Moulin; es giebt nicht seines Gleichen, um die verbotene Frucht zu tanzen. Man mußte ihn Cephysen, der Bacchusfest-Königin, gegenenüber sehen. Arme Lacherin! Arme Lärmerin! Wenn sie jetzt Lärm macht, so geschieht's durch Weinen...."

„Ah! die Jugend! die Jugend!" sagte die Gemüsehändlerin.

„Hören Sie, Mutter Arsene, Sie sind auch jung gewesen... Sie."

„Meiner Treu, dieß ist auch Alles, und die Wahrheit zu sagen, ich habe mich immer beinahe so gesehen, wie Sie mich sehen."

„Und die Liebhaber, Mutter Arsene?"

„Die Liebhaber? Ah, nun ja, erstens war ich häßlich, und dann zu gut behütet."

„Ihre Mutter überwachte Sie also sehr?"

„Nein, Mademoiselle; aber ich war angespannt."

„Wie so angespannt?" rief Rose-Pompon erstaunt, die Gemüsehändlerin unterbrechend.

„Ja, Mademoiselle, mit meinem Bruder an ein Wasserträgerfaß angespannt. Daher, sehen Sie, wenn wir wie zwei wirkliche Pferde acht oder zehn Stunden lang täglich gezogen hatten, fühlte ich wenig Lust, an solche lustige Possen zu denken."

„Arme Mutter Arsene, welch' ein hartes Gewerbe!" sagte Rose-Pompon mit Theilnahme.

„Besonders im Winter, auf gefrorenem Boden, da war's am härtesten, ich und mein Bruder mußten uns wegen des Glatteises mit Eisnägeln beschlagen lassen."

„Und zudem ein Frauenzimmer dieses Geschäft da betreiben! das ist herzzerreissend, und man verbietet, Hunde anzuspannen! *)" fügte Rose-Pompon sehr gefühlvoll hinzu.

*) Man weiß, daß wirklich Verordnungen voll rührender Theilnahme für das Geschlecht der Hunde bestehen, welche das Anspannen der Hunde verbieten.

E. S.

„Ei, das ist wahr," fuhr die Mutter Arsene fort, „die Thiere sind bisweilen glücklicher, als die Leute; aber was wollen Sie? Man muß leben. Wo das Thier angespannt ist, muß es sein Futter bekommen; allein dieß war hart. Ich zog mir dadurch ein Lungenübel zu; das war nicht meine Schuld! Diese Art von Pferdgeschirr, womit ich angespannt gewesen, ziehend, sehen Sie, preßte mich, preßte meine Brust so sehr, daß ich nicht athmen konnte. Daher hab' ich das Ziehen aufgegeben, und eine Boutique genommen. Damit will ich Ihnen sagen, daß ich, hätte ich Gelegenheit und körperliche Vorzüge gehabt, wie so viele junge Leute gewesen wäre, welche anfingen mit Lachen, und aufhörten . . ."

„Gerade mit dem Gegentheile, das ist wahr, Mutter Arsene; aber auch nicht Jedermann hätte den Muth, sich anzuspannen, um ordentlich zu bleiben. Dann spiegelt man sich etwas vor; man denkt, daß man sich unterhalten müsse, so lange man jung und hübsch sei, und dann, da man nicht immer siebenzehn Jahre alt ist... wohlan! . . . hernach . . . hernach . . . das Ende der Welt oder man verheirathet sich auch . . ."

„Sagen Sie, Mademoiselle, ob es vielleicht nicht besser gewesen wäre, damit anzufangen."

„Ja; aber man ist zu dumm; man versteht es nicht, die Männer durch Schmeicheleien anzulocken, oder ihnen Furcht einzujagen; man ist einfältig, vertrauend, und sie machen sich über uns lustig. Sehen Sie, Mutter

Arsene, ich wäre ein Beispiel, um die Natur beben zu machen, wenn ich wollte; aber es ist genug, Kummer gehabt zu haben, ohne sich noch damit zu ergötzen, Stoff zu Erinnerungen daraus zu machen."

„Wie so denn, Mademoiselle. Sie, so jung, so munter, Sie haben Kummer gehabt?"

„Ah! Mutter Arsene, ich glaube wohl, mit fünfzehn und einem halben Jahre hab' ich angefangen, Thränen zu vergießen, die erst mit sechzehn Jahren versiegt sind. Dieß war ziemlich hübsch, hoff' ich?"

„Hat man Sie betrogen, Mademoiselle?"

„Man hat mir's noch ärger gemacht, wie man es so vielen andern armen Mädchen gemacht hat, die, eben so wenig, als ich, Anfangs Lust hatten, Böses zu thun. Meine Geschichte ist nicht lang. Mein Vater und meine Mutter sind Landleute aus der Gegend von Saint-Valery, aber so arm, so arm, daß sie von uns fünf Kindern mich mit acht Jahren zu meiner Tante schicken mußten, welche hier in Paris Wirthschafterin war.

„Die gute Frau hat mich aus christlicher Liebe aufgenommen, und dieß war schön von ihr, denn sie verdiente sich nicht viel. Mit eilf Jahren schickte sie mich zum Arbeiten in eine der Manufakturen der Vorstadt Saint-Antoine. Nicht um den Fabrikherren Böses nachzusagen, aber es liegt ihnen nichts daran, daß die kleinen Mädchen und die kleinen Knaben mit jungen Mädchen und Jünglingen von achtzehn bis zwanzig Jahren, auch kunterbunt unter sich, zusammen sind.

„Dann begreifen Sie wohl, es giebt darin, wie überall, schlechte Subjekte; sie geniren sich nicht in Wort und That, und ich frage Sie, was für ein Beispiel für die Kinder daraus hervorgeht, die mehr sehen und hören, als sie danach aussehen. Nun, was wollen Sie? Man gewöhnt sich, heranwachsend, täglich Dinge zu hören und zu sehen, die späterhin nicht mehr erröthen machen."

„Das ist wahr, wenigstens, was Sie da sagen, Mademoiselle Rose-Pompon; arme Kinder! Wer kümmert sich um sie? Weder der Vater, noch die Mutter; sie sind bei ihrem Tagewerke."

„Ja, ja, Mutter Arsene, es ist schnell über ein junges Mädchen abgesprochen, daß sie schlecht geworden; das ist ein dieß, das ist ein das; wüßte man aber das Warum der Dinge, so würde man sie eher beklagen, als tadeln. Kurz, um auf mich zurückzukommen, mit fünfzehn Jahren war ich sehr hübsch. Eines Tages hatte ich bei dem ersten Commis der Fabrik mich zu beschweren. Ich suche ihn in seinem Cabinete auf; er sagt mir, daß er mein Recht mir gewähren, und sogar mich beschützen werde, wenn ich ihn hören wolle, und beginnt damit, mich umarmen zu wollen. Ich wehre mich. Dann sagt er zu mir: „„Du schlägst mich aus, Du wirst keine Arbeit mehr bekommen; ich entlasse Dich aus der Fabrik.""

„Oh! der schlechte Mensch," sagte die Mutter Arsene.

„Ich gehe ganz in Thränen nach Hause; meine

arme Tante ermuthiget mich, nicht nachzugeben, und anderswo Unterkunft zu suchen. Ja, aber unmöglich; die Fabriken waren überfüllt. Nie kommt ein Unglück allein; meine Tante wird krank; kein Sou im Hause; ich raffe meinen ganzen Muth zusammen; ich kehre in die Fabrik zurück, den Commis zu bitten. Ich richtete nichts aus. „„Desto schlimmer für Dich,““ sagte er zu mir; „„Du stossest Dein Glück von Dir; denn wenn Du hättest artig seyn wollen, würde ich Dich vielleicht späterhin geheirathet haben.““ Was soll ich Ihnen sagen, Mutter Arsene? Das Elend war da; ich hatte keine Arbeit; meine Tante war krank; der Commis sagte, daß er mich heirathen würde. Ich hab' es gemacht, wie so viele Andere.“

„Und als Sie ihn später um das Heirathen angingen?“

„Er hat mir in's Gesicht gelacht, wohlverstanden, und nach sechs Monaten hat er mich da sitzen lassen. Dann hab' ich so sehr alle Thränen meines Leibes geweint, daß mir keine mehr übrig blieb. Ich verfiel in eine Krankheit, und zuletzt dann, wie man sich über Alles tröstet, hab' ich mich getröstet, nach und nach, ich lernte Philemon kennen. An seiner Person räch' ich mich an den Andern. Ich bin sein Tyrann,“ fügte Rose-Pompon mit tragischer Miene bei, und man sah die Traurigkeitswolke entschweben, welche ihr hübsches Gesicht, während sie der Mutter Arsene erzählte, umdüstert hatte.

„Es ist doch wahr," sagte Mutter Arsene nachdenkend. „Man betrügt ein armes Mädchen; wer beschützt sie? Wer vertheidigt sie? Ah, ja, sehr oft kommt das Böse, welches man thut, nicht von Ihnen, und . . ."

„Sieh da! Nini-Moulin?" rief Rose-Pompon aus, die Gemüsehändlerin unterbrechend, und auf die andere Seite der Straße schauend, „der ist früh auf! Was kann er mir wollen?" — Und Rose-Pompon hüllte sich immer züchtiger in ihren Mantel. Wirklich näherte sich Jacques Dumoulin, den Hut auf dem Ohre, mit kupferiger Nase und leuchtendem Auge; er trug einen Paletot-Sak, der die Rundheit seines Wanstes heraushob; seine zwei Hände, von denen die Eine einen dicken Stock gewehrartig hielt, waren in die weiten Taschen dieser Kleidung gesteckt. Im Augenblicke; wo er über die Schwelle der Boutique trat, ohne Zweifel, um die Portierin zu befragen, gewahrte er Rose-Pompon.

„Wie! meine Mündel schon aufgestanden! Das macht sich sauber! Ich kam, um sie bei dem Anbruche der Morgenröthe zu segnen!" Und Nini-Moulin ging mit offenen Armen auf Rose-Pompon zu, die einen Schritt zurücktrat.

„Wie! undankbares Kind," — fuhr der religiöse Schriftsteller fort, — „Sie weisen meine frühmorgendliche und väterliche Umarmung ab?"

„Ich nehme nur von Philemon väterliche Umarmungen an. Ich habe heute einen Brief von ihm bekom-

men mit einem kleinen Fasse eingemachter Trauben, zwei Gänsen, einem Kruge Familienratafia, und einem Aale. He! ein lächerliches Geschenk! Ich habe den Ratafia behalten, und das Uebrige für zwei Liebschaften lebendiger Tauben vertauscht, die ich in Philemon's Cabinete unterbrachte, das mir ein recht hübsches kleines Taubenhaus abgiebt. Zudem kommt mein Gemahl mit 700 Franks an, die er von seiner achtungswürdigen Familie unter dem Vorwande verlangt hat, die Baßgeige, das Klapphorn und das Sprachrohr zu lernen, um in Gesellschaft verführerisch zu seyn, und eine Heirath zu finden, eine Kniffheirath, wie Sie sagen, gutes Subjekt."

„Wohlan, meine geliebte Mündel, wir werden den Familienratafia kosten, und inzwischen Philemon und dessen 700 Franks feiern können." — Also sprechend, klopfte Nini-Moulin auf die Taschen seiner Weste, welche einen Metallklang von sich gaben, und fügte bei: „Ich kam, um Ihnen vorzuschlagen, mein Leben heute, und auch morgen, und sogar übermorgen zu verschönern, wenn Sie Lust dazu haben."

„Wenn es anständige und väterliche Unterhaltungen sind, sagt mein Herz nicht nein."

„Seyen Sie ruhig, ich werde für Sie ein Großvater, ein Urgroßvater, ein Familienportrait seyn. Hören Sie, Spaziergang, Diné, Theater, costümirter Ball, und dann Soupé; sind Sie damit verstanden?"

„Unter der Bedingung, daß diese arme Cephyse dabei seyn wird. Dieß wird sie zerstreuen."

„Es gilt für Cephyse."

„Ah! Sie haben also eine Erbschaft gemacht, dicker, lustiger Bruder?"

„Mehr als dieß, o rosigste von allen Roses-Pompons. Ich bin Redacteur-en-Chef eines religiösen Journals, und da man in dieser respektablen Boutique Haltung bedarf, begehr' ich alle Monate ein Monat voraus, und drei Tage frei; unter dieser Bedingung willige ich ein, sieben und zwanzig Tage lang unter dreißig den Heiligen zu spielen, und immer ernst und umbringerisch zu seyn, wie dieses Journal."

„Ein Journal, Sie? Das wird ein drolliges seyn, und ganz allein auf den Tischen der Cafés verbotene Tänze tanzen."

„Ja, es wird drollig seyn, aber nicht für Jedermann! Es sind lauter wohlhabende Sacristane, welche die Kosten bestreiten; sie werden das Geld nicht achten, wenn nur das Journal beißt, zerreißt, brennt, zerstoßt, vertilgt und meuchelt. Mein Ehrenwort! ich werde nie rasender gewesen seyn," fügte Nini-Moulin bei, laut auflachend; „ich werde die ganz frischen Wunden mit meines Giftes erstem Abhube, oder mit meiner starkmoussirenden Galle begießen!!!"

Und zum Beschlusse seiner Rede ahmte Nini-Moulin das Geräusch nach, welches der springende Pfropf einer Champagnerweinflasche verursacht. Darüber mußte Rose-Pompon viel lachen.

„Und wie wird Ihr Sacristanjournal heißen?“ fuhr sie fort.

„Es heißt die Nächstenliebe.“

„So ist's recht! Das ist ein hübscher Name!“

„Warten Sie, es hat auch einen zweiten.“

„Lassen Sie den zweiten hören.“

„Die Nächstenliebe, oder der Vertilger der Ungläubigen, der Gleichgültigen, der Lauen und Anderer, mit dem Sinnspruche des großen Bossuet: „„Jene, die nicht mit uns sind, sind gegen uns.““

„Das ist's, was auch Philemon immer sagt, wenn er in seinen Bataillen in der Chaumière mit dem Stocke dreinschlägt.“

„Dieß beweiset, daß das Genie des Adlers von Meaux universell ist. Ich tadle nur das Einzige an ihm, daß er auf Molière eifersüchtig gewesen ist.

„Bah! Schauspielereifersucht,“ erwiederte **Rose-Pompon.**

„Boshafte,“ fuhr **Nini-Moulin** fort, ihr mit dem Finger drohend.

„Ah! Sie wollen also Frau von Sainte-Colombe vertilgen, denn sie ist ein wenig lau. Und Ihre Ehe?“

„Mein Journal nützt ihr im Gegentheile. Bedenken Sie nur, Redacteur-en-Chef. Das ist eine superbe Stellung; die Sacristane loben, drängen, stützen, segnen mich. Ich bekomme die Sainte-Colombe in meine Klauen, und dann ein Leben ein Götterleben.“

In diesem Augenblicke trat ein Briefträger in die Boutique, und gab der Gemüsehändlerin einen Brief mit den Worten:

„Für Herrn Charlemagne, franco nichts zu bezahlen."

„Hören Sie," sagte Rose-Pompon, „der gehört dem kleinen, so geheimnißvollen Alten, der außerordentliche Gänge hat. Kommt er weit her?"

„Das glaub' ich; der kommt aus Italien, von Rom," versetzte Nini-Moulin, seinerseits den Brief anschauend, welchen die Gemüsehändlerin in der Hand hielt.

„Ah," setzte er hinzu, „wer ist denn dieser erstaunliche kleine Alte, von dem Sie sprechen?"

„Stellen Sie sich, mein dicker lustiger Bruder," erwiederte Rose-Pompon, „einen guten alten Mann vor, der zwei Zimmer hinten im Hofe hat; er schläft nie darin, und er kommt von Zeit zu Zeit, um sich stundenlange dort einzuschließen, ohne Jemand zu sich hinauf zu lassen, und ohne daß man weiß, was er daselbst treibt."

„Das ist ein Verschwörer oder ein Falschmünzer," sagte Nini-Moulin lachend.

„Armer lieber Mann," äußerte die Mutter Arsene, „wo wäre denn sein falsches Geld? Er bezahlt mich immer in dicken Sous für das Stück Brod und den schwarzen Rettig, was ich ihm zum Frühstücke liefere, wenn er frühstückt."

„Und wie heißt dieser geheimnißvolle Hinfällige?" fragte Dumoulin.

„Herr Charlemagne," antwortete die Gemüsehänd-

lerin. „Doch, halt, wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt.“

„Wo rennt er denn, dieser Wolf?“

„Sehen Sie, diesen kleinen Alten da unten, das Haus entlang; er geht mit schiefem Halse dahin, mit seinem Regenschirme unter dem Arme.

„Herr Rodin!“ rief Nini-Moulin aus, und rasch zurückfahrend, ging er eilig drei Stufen über die Treppe hinab, um nicht gesehen zu werden. Dann fügte er bei: „Und Sie sagen, dieser Mann heiße —“

„Herr Charlemagne. Kennen Sie ihn?“ fragte die Gemüsehändlerin.

„Was Teufel will er denn hier treiben, unter einem falschen Namen?“ sagte Jacques Dumoulin, leise zu sich selbst sprechend.

„Sie kennen ihn also?“ wiederholte Rose-Pompon mit Ungeduld. „Sie sind ja ganz bestürzt.“

„Und dieser Herr hat als Absteigquartier zwei Zimmer in diesem Hause? Und er kömmt geheimnißvoll hin?“ fragte Jacques Dumoulin immer erstaunter.

„Ja,“ erwiederte Rose-Pompon, „man sieht seine Fenster von Philemon's Taubenschlage aus.“

„Schnell! schnell! Gehen wir durch den Gang, damit er mir nicht begegne,“ sagte Dumoulin.

Und ohne von Rodin bemerkt worden zu seyn, trat er von der Boutique in den Gang, und stieg vom Gange aus die Treppe hinauf, welche zur Wohnung der Rose-Pompon führte.

„Guten Morgen, Herr Charlemagne,“ sagte die Mutter Arsene zu Rodin, der sich nun der Thürschwelle näherte, „Sie kommen zweimal an einem Tage, das ist recht, denn Sie machen sich hübsch selten.“

„Sie sind zu gütig, meine liebe Frau,“ sagte Rodin mit einer sehr höflichen Verbeugung. Und er trat in die Boutique der Gemüsehändlerin.

Zweites Kapitel.

Das Versteck.

Rodin's Physiognomie, als er bei der Mutter Arsene eingetreten war, drückte die harmloseste Einfalt aus; er stützte seine beiden Hände auf den Griff seines Regenschirmes, und sagte: „Ich bedauere sehr, meine liebe Frau, Sie diesen Morgen so gar früh geweckt zu haben.“

„Sie kommen ohnehin selten genug, mein würdiger Herr, als daß ich Ihnen Vorwürfe machen könnte.“

„Was wollen Sie, liebe Frau; ich wohne auf dem Lande, und kann nur von Zeit zu Zeit in dieses Absteigquartier kommen, um meine kleinen Angelegenheiten zu besorgen.“

„Was diese betrifft, mein Herr, so ist der Brief, den Sie gestern erwarteten, diesen Morgen angekommen; er ist dick und kommt weit her. Da ist er,“ sagte die Gemüsehändlerin, ihn aus ihrer Tasche ziehend, „er hat kein Porto gekostet.“

„Ich danke, meine liebe Frau," erwiederte Rodin, indem er den Brief mit anscheinender Gleichgültigkeit nahm, und in die Seitentasche seines Oberrockes steckte, den er sodann wieder sorgfältig zuknöpfte.

„Gehen Sie in Ihre Wohnung hinauf, mein Herr?"

„Ja, meine liebe Frau."

„Dann will ich mit Ihren kleinen Mundvorräthen mich beschäftigen," versetzte die Mutter Arsene. „Immer wie gewöhnlich, mein würdiger Herr?"

„Immer wie gewöhnlich."

„Ich werde in einem Augenblicke fertig seyn." Also sprechend, nahm die Gemüsehändlerin einen alten Korb; nachdem sie einige Lohkuchen zum Verbrennen, ein kleines Bündelchen Reiser, einige Stücke Kohlen hineingelegt hatte, bedeckte sie diese Brennstoffe mit einem Kohlblatte; dann in den Hintergrund ihrer Boutique gehend, zog sie aus einer Truhe einen dicken Laib Brod, schnitt ein Stück davon ab, und wählte hierauf mit einer Kennermiene einen prächtigen schwarzen Rettig aus mehreren solchen Wurzelgewächsen, machte zwei Hälften daraus, und ein Loch, das sie mit grobem grauen Salze füllte, paßte dann die beiden Stücke wieder aufeinander, und legte sie sorgfältig zu dem Brode auf das Kohlblatt, welches das Brennbare von dem Eßbaren schied. Endlich aus ihrem Ofen einige glühende Kohlen nehmend, legte sie dieselben in einen kleinen mit Asche gefüllten Holzschuh, und auch diesen in den Korb. Als sie dann auf die letzte Stufe ihrer Treppe trat, sagte

die Mutter Arsene zu Rodin: „Hier ist Ihr Korb, mein Herr!“

„Tausend Dank, liebe Frau,“ antwortete Rodin, und die Hand in seine Hosentasche steckend, zog er acht Sous daraus hervor, die er einem nach dem andern der Gemüsehändlerin gab, indem er, den Korb forttragend, zu ihr sagte: „Sobald ich wieder herunterkomme, werde ich Ihnen, wie gewöhnlich, den Korb zurückgeben.“

„Zu Ihren Diensten, mein wackerer Herr, zu Ihren Diensten,“ entgegnete die Mutter Arsene.

Rodin nahm seinen Regenschirm unter den linken Arm, hob mit der rechten Hand den Korb der Gemüsehändlerin auf, trat in den finstern Gang, durchschritt einen kleinen Hof, und ging mit leichtem Schritte in das zweite Stockwerk eines sehr verfallenen Hintergebäudes hinauf; dort angekommen, zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche, und öffnete eine erste Thüre, die er dann hinter sich sorgfältig verschloß. Das erste der beiden Zimmer, die er inne hatte, war völlig ausgeräumt; das zweite betreffend, könnte man sich kein Versteck von einem traurigeren und armseligeren Anblicke denken. Eine so verschobene, verwitterte, zerrissene Papiertapete, daß man ihre ursprüngliche Farbe nicht erkennen konnte, bedeckte die Wände; ein wackeliges Gurtbett, mit einer schlechten Matratze und einer von Würmern zerfressenen wollenen Decke versehen, ein Tabouret, ein kleiner Tisch von wurmstichigem Holze, ein Ofen von graulichem Fayence, so rißig, wie japanisches Porcellan, ein alter Koffer

mit Vorhängschloß unter dem Bette, dieß war die Einrichtung dieser verfallenen Spelunke. Ein schmales Fenster mit schmutzigen Scheiben erleuchtete kaum diese Kammer, welche der Luft und des Tageslichtes durch die Höhe des auf die Straße gehenden Gebäudes fast beraubt war; zwei alte, durch Stecknadeln aneinander befestigte Tabakstaschentücher, die nach Belieben auf einem vor dem Fenster ausgespannten Bindfaden gleiten konnten, dienten als Vorhänge; endlich der getrennte, gebrochene Boden der den Mörtel seiner Unterlage sehen ließ, zeugte von der äusserſten Sorglosigkeit des Miethmannes dieser Behausung. Nach dem Verschlusse der Thüre, warf Rodin seinen Hut und seinen Regenschirm auf das Gurtbett, stellte seinen Korb auf den Boden, nahm den schwarzen Rettig und das Brod heraus, welches er auf den Tisch legte, dann, vor den Ofen hinknieend, schob er die Brennstoffe hinein, und zündete sie an, mit mächtiger und kräftiger Lunge auf die im Holzschuhe mitgebrachte Kohlengluth blasend. Als, nach herkömmlichem Ausdrucke, sein Ofen z o g, breitete Rodin die beiden Tabakstaschentücher, die ihm als Vorhänge dienten, über ihren Bindfaden; dann, in der Meinung, vor allen Augen wohl verborgen zu seyn, zog er aus der Seitentasche seines Oberrockes den Brief, welchen die Mutter Arsene ihm zugestellt hatte. Mit dieser Bewegung brachte er mehrere Papiere und verschiedene Gegenstände hervor; eines dieser Papiere, schmierig und zerknittert, als

ein kleines Päckchen zusammengelegt, fiel auf den Tisch und öffnete sich; es verschloß ein Kreuz der Ehrenlegion in zeitgeschwärztem Silber; das rothe Band dieses Kreuzes hatte fast seine ursprüngliche Farbe verloren. Bei dem Anblicke dieses Kreuzes, das er mit der Medaille, welche Faringhea dem Djalma geraubt, wieder in seine Tasche steckte, zuckte Rodin die Achseln mit einer verachtenden und sardonischen Miene lächelnd; dann zog er seine dicke silberne Uhr, und legte sie auf den Tisch neben den Brief aus Rom. Er betrachtete diesen Brief mit einem sonderbaren Gemische von Mißtrauen und Hoffnung, von Furcht und ungeduldiger Neugier. Nach kurzem Nachsinnen schickte er sich an, diesen Umschlag zu entsiegeln; aber er warf ihn rasch auf den Tisch, wie wenn er, aus sonderbarer Laune, die Angst einer eben so stechenden, eben so aufstachelnden Ungewißheit, wie die Gemüthsaufregung des Spieles um einige Augenblicke hätte verzögern wollen. Auf seine Uhr schauend, beschloß Rodin, den Brief erst dann zu öffnen, wenn der Zeiger auf halb zehn Uhr stehen würde; dazu fehlten noch sieben Minuten. Aus einer jener kindischen Fatalisten-Bizarrerien, von denen sehr große Geister nicht frei geblieben sind, dachte sich Rodin: „Ich brenne vor Verlangen, diesen Brief zu öffnen. Wenn ich ihn erst um halb zehn Uhr öffne, werden die Nachrichten, die er mir bringt, günstig seyn.“ Um diese Minuten zu verwenden, machte Rodin einige Schritte in seinem Zimmer, und blieb, so zu sagen in bewundernder Betrachtung, vor zwei alten

gelblichen, vom Zahne der Zeit benagten, mit zwei verrosteten Nägeln an die Mauer befestigten Bildern stehen. Der erste dieser Kunstgegenstände, der einzigen Verzierungen, womit Rodin jemals diese Spelunke geschmückt hatte, war eines von jenen grob gezeichneten, roth, gelbgrün und blau illuminirten Bildern, wie man sie auf Jahrmärkten verkauft; eine italienische Inschrift verkündete, daß dieses Bild in Rom gemacht worden sey. Es stellte eine mit Lumpen bedeckte Frau vor, einen Quersack tragend, und auf ihren Knien ein kleines Kind; eine gräßliche Wahrsagerin hielt in ihren Händen die Hand des kleinen Kindes, und schien die Zukunft darin zu lesen; denn diese Worte gingen in großen blauen Buchstaben aus ihrem Munde: „Sarà Papa" (er wird Papst werden). Der zweite von diesen Kunstgegenständen, welche Rodin die tiefen Betrachtungen einzuflößen schienen, war ein vortrefflicher Kupferstich, dessen köstliche Ausführung, die eben so kühne als correcte Zeichnung, mit der plumpen Illuminirung des andern Bildes sonderbar contrastirten. Dieser seltene und prächtige Kupferstich, von Rodin mit sechs Louisd'or bezahlt (enormer Luxus) stellte einen jungen in Lumpen gekleideten Knaben vor. Die Häßlichkeit seiner Züge war durch den geistvollen Ausdruck seiner kräftig charakterisirten Physiognomie ausgeglichen; auf einem Steine sitzend, da und dort von einer Schweinherde umgeben, die er hütete, ließ er sein ganzes Gesicht sehen, mit dem Elbogen auf sein Knie gelehnt, und sein Kinn

auf die flache Hand stützend. Die denkende, nachsinnende Stellung dieses, wie ein Bettler gekleideten Jungen; das Gewaltige seiner breiten Stirne, die Feinheit seines durchdringenden Blickes, die Festigkeit seines listigen Mundes, schienen eine unbändige Entschlossenheit, vereint mit überlegener Intelligenz und verschmitzter Gewandtheit zu offenbaren. Unter dieser Gestalt umkreiseten die päpstlichen Attribute ein Medaillon, in dessen Mitte man den Kopf eines Greises erblickte, dessen stark ausgeprägte Züge, ungeachtet ihres Alters, auf eine auffallende Weise an die Züge des jungen Schweinhirten erinnerten. Dieser Kupferstich hatte übrigens die Aufschrift: „Die Jugend von Sixtus V.“ *) und das illuminirte Bild „die Wahrsagung.“

Durch immer näheres Betrachten dieser Bilder, mit einem immer eifrigen und fragenderen Blicke, wie wenn er von diesen Bildern Eingebungen oder Hoffnungen verlangt hätte, hatte sich ihnen Rodin so sehr genähert, daß er sich, fortwährend stehend, und den rechten Arm hinter seinem Kopfe krümmend, so zu sagen an die Mauer stützte und lehnte, während er, seine linke Hand in der Tasche seines schwarzen Beinkleides versteckend, so die Schöße seines alten, olivengrünen Oberrockes zurückschlug. Mehrere Minuten lang blieb er in dieser

*) Nach der Tradition wäre der Mutter von Sixtus V. geweissagt worden, daß er Papst würde, und er soll in seiner frühesten Jugend Schweinhirt gewesen seyn.

E. S.

nachdenkenden Stellung. Rodin kam, wie gesagt, selten in diese Wohnung; nach den Regeln seines Ordens hatte er bisher immer bei dem Pater von Aigrigny gewohnt, dessen Ueberwachung ihm speciell anvertraut war; kein Mitglied der Congregation, vorzüglich in der subalternen Stellung, worin Rodin sich bisher befunden, durfte sich weder in seiner Wohnung einschließen, noch auch einen verschließbaren Schrank besitzen; auf diese Art hinderte nichts die Ausübung einer wechselseitigen fortwährenden Spionerie, eines der mächtigsten, von der Gesellschaft Jesu angewendeten Mittel der Wirksamkeit und Unterjochung. In Folge verschiedener, ihn ganz persönlich berührender Combinationen, die jedoch in einigen Beziehungen mit den allgemeinen Interessen seines Ordens zusammenhingen, hatte Rodin wider Wissen Aller dieses Absteigquartier in der Straße Clovis gemiethet. Von dem Winkel dieses unbekannten Versteckes aus, correspondirte der Socius unmittelbar mit den vornehmsten und einflußreichesten Personen des heiligen Collegiums. Man erinnert sich vielleicht, daß im Beginne dieser Geschichte, da Rodin nach Rom schrieb, daß der Pater von Aigrigny, nach Empfang des Befehles, Frankreich zu verlassen, ohne seine sterbende Mutter zu sehen, abzureisen unschlüssig gewesen sei; man erinnert sich, sagen wir, daß Rodin in Form eines post-scriptum, unten am Briefe der dem Ordensgenerale die Unschlüssigkeit des Paters von Aigrigny verrieth, beigefügt: „Sagen Sie dem Cardinal-

Prinzen, daß er auf mich zählen kann, daß er aber auch seinerseits mir thätig diene."

Diese vertrauliche Correspondenzart mit dem mächtigsten Würdenträger des Ordens; der fast gönnerhafte Ton der Empfehlung, den Rodin an einem Cardinal-Prinzen richtete, bewies hinlänglich, daß der Socius, ungeachtet seiner anscheinend untergeordneten Stellung, zu jener Zeit, für einen sehr wichtigen Mann von mehreren Kirchenfürsten und andern Würdenträgern gehalten wurde, die an ihn, unter einem falschen Namen, übrigens mit gewohnter Vorsicht und Besonnenheit, chiffrirte Briefe nach Paris schrieben.

Nach mehrern, in betrachtendem Sinnen vor dem Porträte Sixtus V. verflossenen Augenblicken, kehrte Rodin langsam an seinen Tisch zurück, auf welchem jener Brief lag, dessen Oeffnen er aus einer Art abergläubischen Verzögerns, ungeachtet seiner lebhaften Neugier, verschoben hatte. Da es noch einiger Minuten bedurfte, damit der Zeiger seiner Uhr auf halb zehn Uhr stand, traf Rodin, um keine Zeit zu verlieren, methodisch die Vorbereitungen zu seinem frugalen Frühstücke; er legte auf den Tisch, neben einen mit Federn besteckten Schreibezeug, das Brod und den schwarzen Rettig; dann setzte er sich auf sein Tabouret, und hatte, so zu sagen, den Ofen zwischen seinen Beinen, zog aus seiner Hosentasche ein Messer mit einem Hornhefte, dessen spitzige Klinge zu drei Viertheilen abgenützt war, schnitt abwechselnd ein Stück Brod und ein Stück Ret-

tig ab, und begann sein frugales Mahl mit einem tüchtigen Appetite, mit starrem Blicke auf seinen Uhrzeiger. Als die verhängnißvolle Stunde gekommen war, entsiegelte Rodin den Umschlag mit zitternder Hand. Er enthielt zwei Briefe.

Der erste schien ihn mittelmäßig zu befriedigen; denn nach einigen Minuten zuckte er die Achseln, stieß mit dem Hefte seines Messers ungeduldig auf den Tisch, schob diesen Brief verächtlich mit der Rückseite seiner schmierigen Hand weg, und durchlief den zweiten Brief, mit der einen Hand sein Brod haltend, und mit der andern, in mechanischer Bewegung, eine Rettigschnitte in das auf eine Ecke des Tisches gestreute graue Salz tunkend.

Plötzlich erstarrte Rodin's Hand. Je weiter er las, desto mehr schien er gespannt, überrascht, betroffen. Rasch aufstehend eilte er an das Fenster, wie um durch eine zweite Prüfung der Chiffern des Briefes sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt habe; so sehr unerwartet dünkte ihm, was man ihm meldete. Ohne Zweifel erkannte Rodin, daß er gut dechifferirt hatte; denn, seine Arme sinken lassend, nicht mit Niedergeschlagenheit, sondern mit der Betäubung einer eben so unvorhergesehenen als außerordentlichen Zufriedenstellung, blieb er eine Zeitlang stehen, mit gesenktem Kopfe starren, versunkenen Blicke; das einzige Zeichen von Freude, das er von sich gab, offenbarte sich durch eine Art sonoren, häufigen und verlängerten Athemho-

lens. In ihrer Eifersucht eben so kühne, als in ihrem unterirdischen Wühlen geduldige und beharrliche Menschen, sind über ihr Gelingen erstaunt, wenn dieses Gelingen ihre klugen und vorsichtigen Vorhersehungen unglaublich übertrifft und übersteigt. Rodin befand sich in diesem Falle. Durch Wunder von List, Gewandtheit und Verstellung; durch mächtige Bestechungsverheissungen; endlich durch ein sonderbares Gemisch von Bewunderung, Schrecken und Vertrauen, welches sein Genie mehreren einflußreichen Personen einflößte, erfuhr Rodin von der päpstlichen Regierung, daß er, nach einer möglichen und wahrscheinlichen Eventualität, zu einer gewissen Zeit, mit Aussicht auf glücklichen Erfolg, auf eine Stellung rechnen dürfte, welche nur allzuoft die Furcht, den Haß oder den Neid gar vieler Souveraine erregt hat, und bisweilen von großen, rechtschaffenen Männern, von abscheulichen Bösewichten und von Leuten aus den untersten Classen des Staates war eingenommen worden. Damit aber Rodin dieses Ziel um so sicherer erreiche, mußte ihm schlechterdings das gelingen, zu dessen Vollbringung er sich verpflichtet hatte, ohne Gewaltthätigkeit, und lediglich durch das Spiel und die Springfeder geschickt gehandhabten Leidenschaften, nämlich:

„Der Gesellschaft Jesu den Besitz des Vermögens der Familie Rennepont zu sichern.“

Ein Besitz, der, auf diese Art, von doppelter und unermeßlicher Folge war; denn Rodin dachte, nach sei-

nen persönlichen Plänen, aus seinem Orden (dessen Chef zu seiner Verfügung stand) sich einen Fußschemel und ein Einschüchterungsmittel zu machen. Als sein erster Eindruck des Erstaunens vorüber war, ein Eindruck, der so zu sagen nur eine Art von Ehrsuchtsbescheidenheit, von Mißtrauen auf sich war, bei wirklich überlegenen Männern etwas ziemlich Gewöhnliches, machte sich Rodin, die Sachen kälter, logischer in's Auge fassend, beinahe Vorwürfe über sein Erstaunen. Dennoch bald danach, aus einem bizarren Widerspruche, wieder einer jener kindischen, absurden Ideen nachgebend, denen der Mensch oft gehorcht, wenn er sich ganz allein und verborgen weiß oder wähnt, stand Rodin rasch auf, nahm den Brief, der ihm eine so glückliche Ueberraschung veranlaßt hatte, und unterbreitete ihn, so zu sagen, den Augen des jungen, Papst gewordenen Hirten; dann, stolz, triumphirend den Kopf schüttelnd, seinen Schlangenblick auf das Porträt werfend, murmelte er zwischen den Zähnen, mit seinem schmierigen Finger das päpstliche Sinnbild tippend: „Hm? Bruder? und ich auch... vielleicht."

Nach dieser lächerlichen Fragestellung kehrte Rodin an seinen Platz zurück, und wie wenn die glückliche, so eben erhaltene Nachricht, seinen Appetit aufgestachelt hätte, legte er den Brief vor sich hin, um ihn noch einmal zu lesen, und mit den Augen ihn verschlingend begann er mit einer Art freudiger Wuth in sein hartes Brod und in seinem schwarzen Rettig zu beißen,

eine alte Litaneimelodie singend. Es lag etwas Sonderbares, Großes, und insbesondere Erschreckendes in der Opposition dieser ungeheuern, schon durch die Ereignisse fast gerechtfertigten und verhaltenen Ehrsucht, wenn man in einem so armseligen Verstecke sich so ausdrücken kann.

Der Pater von Aigrigny, ein wo nicht sehr überlegener Mann, wenigstens von wirklichem Werthe, ein vornehmer Herr von Geburt, sehr stolz, in der besten Gesellschaft sich bewegend, hätte niemals auch nur den Gedanken zu fassen gewagt, nach dem zu streben, was Rodin mit dem ersten Sprunge erstrebte; das einzige Ziel des Paters von Aigrigny, das er für unbescheiden hielt, war, es einst dahin zu bringen, zum Generale seines Ordens, dieses die Welt umschlingenden Ordens, gewählt zu werden. Die Verschiedenheit der ehrsüchtigen Geschicke dieser beiden Personen ist begreiflich. Wenn ein Mann von hervorragendem Geiste, von einer gesunden und lebhaften Natur, alle Kräfte seiner Seele und seines Leibes auf einen einzigen Gedanken zusammendrängend, so beharrlich, wie Rodin, die Keuschheit, die Nüchternheit, kurz die freiwillige Verzichtung auf jede Zufriedenstellung des Herzens oder der Sinne übet, so empört sich ein solcher Mann gegen die vom Schöpfer geheiligten Wünsche, nur zum Vortheile irgend einer ungeheuern und verzehrenden Leidenschaft, einer höllischen Gottheit, die, durch einen gottesvergessenen Vertrag, für eine furchtbare Macht, die die Vertilgung aller edlen Neigungen verlangt, aller

unaussprechlichen Ersehnungen, aller zärtlichen Triebe, womit der Herr, in seiner ewigen Weisheit, in seiner unerschöpflichen Freigebigkeit; das Geschöpf so väterlich beschenkt hat. Während der von uns so eben geschilderten Scene hatte Rodin nicht bemerkt, daß die Vorhänge von einem der im dritten Stockwerke des Gebäudes befindlichen Fenster, welches das von ihm bewohnte Hauptgebäude beherrschte, leicht zur Seite geschoben wurden, und die schelmische Miene von Rose-Pompon und das volle Gesicht von Nini-Moulin zur Hälfte enthüllten. Daraus folgte, daß Rodin, ungeachtet seines Walles von Tabakstaschentüchern, vor der indiscreten und neugierigen Prüfung von Seite der beiden Coryphäen der stürmischen Tulpe keineswegs geschützt gewesen war.

Drittes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Obwohl Rodin bei dem Lesen des zweiten Briefes aus Rom von großen Erstaunen ergriffen war, so wollte er doch nicht, daß seine Antwort von diesem Erstaunen zeuge. Nach Beendigung seines frugalen Frühstückes nahm er ein Blatt Papier, und chiffrirte schnell die folgende Note in jenem rauhen und schneidenden Tone, der ihm eigen war, seitdem er sich nicht mehr zu bezwingen brauchte.

„Was man mir meldet, überrascht mich nicht. Ich hatte Alles vorhergesehen. Unschlüssigkeit und Feigheit tragen immer solche Früchte. Das ist nicht genug. — Das ketzerische Rußland erwürgt das katholische Polen. Rom segnet die Mörder und verflucht die Opfer. *)

„Dieß paßt mir. Dagegen garantirte Rußland durch Oesterreich die blutige Unterdrückung der Truppen in der Romagna. Dieß paßt mir immerhin. Die Würgerbanden des guten Cardinals Albani genügen nicht

*) Man liest in den „Affaires de Rome“ dieses bewundernswerthe Requisitorium gegen Rom, das wir dem wahrhaft am meisten evangelischen Genie unsers Jahrhunderts verdanken: „So lange der Ausgang des Kampfes zwischen Polen und dessen Unterdrückern zweifelhaft blieb, enthielt das offizielle römische Journal nicht ein Wort, welches das in so vielen Schlachten siegreiche Volk verletzen konnte; aber kaum hatte es unterlegen, kaum die wilde Rache des Czars die lange Qual einer ganzen, dem Schwerte, der Verbannung, der Knechtschaft geweihten Volkes begonnen, als das nämliche Journal nicht genug beleidigende Ausdrücke fand, um jene zu brandmarken, welche das Glück verlassen hatte. Man thäte jedoch Unrecht, diese unwürdige Feigheit der päpstlichen Regierung unmittelbar zuzuschreiben; sie gehorchte dem ihr von Rußland auferlegten Gebote; dieses hatte zu ihr gesagt; „„Willst du leben? Halte dich da bei dem Schaffotte und in dem Maße als sie vorübergehen werden verfluche die Opfer!!!““
(Lamenais, affaires de Rome, p. 110. Pagnerre, 1844.)

mehr zum Niedermetzeln der gottlosen Liberalen; sie sind müde. Dieß paßt mir nicht mehr. Sie müssen marschiren."

In dem Augenblicke, da Rodin diese letzteren Worte geschrieben hatte, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch die frische und sonore Stimme von Rose-Pompon abgelenkt, die, ihren Beranger auswendig wissend, Philemon's Fenster geöffnet hatte, und, auf der Brüstung sitzend, mit viel Anmuth und Lieblichkeit diese Strophe des unsterblichen Sängers sang:

„Doch welch' ein Irrthum! Gott herrscht nicht im Zorne.
Wenn Alles er erschuf . . . er alles stützt:
Der Wein, die Freundschaft fließt aus seinem Borne,
Die Liebe, welche, nach ihm schaffend, nützt;
Leiht Eure Anmuth meiner Art zu denken,
Den Traumgeist zu verbannen, der betrübt,
Müßt Ihr, das Glas zur Hand, Vertrauen schenken
Dem Gott' der gute Menschen liebt."

Dieses Lied von göttlicher Sanftmuth contrastirte so sonderbar mit der kalten Grausamkeit der wenigen von Rodin geschriebenen Zeilen, daß er zusammenfuhr, und sich vor Wuth auf die Lippen biß, als er diese Strophe des großen, wahrhaft christlichen Dichters erkannte, welcher der schlechten Kirche so herbe Schläge versetzt hatte. Rodin wartete einige Augenblicke mit zorniger Ungeduld, in der Meinung, der Gesang würde fortgesetzt; aber Rose-Pompon schwieg, oder trällerte wenigstens nur mehr, und stimmte bald eine andere Melodie an, jene vom guten Papste, die sie vocalisirte

aber ohne Worte. Rodin, ohne es zu wagen, durch das Fenster zu sehen, wer diese ungelegene Sängerin sey, zuckte die Achseln, ergriff wieder seine Feder, und fuhr fort:

„Etwas Anderes: Man müßte die Unabhängigen „in allen Ländern erbittern, — Europa's afterphilo„sophische Wuth aufstacheln, den Liberalismus schäu„men machen, alle Schreier gegen Rom aufhetzen. Dazu: „Im Angesichte der Welt die drei folgenden Sätze ver„künden:

1) „Es ist eine abscheuliche Behauptung, „daß man sein Seelenheil in was immer „für einem Glaubensbekenntnisse erzie„len könne, wenn nur die Sitten rein „sind.

2) „Es ist ärgerlich und absurd, den Völ„kern Gewissensfreiheit zu bewilligen.

3) „Man könnte nicht genug Abscheu vor „der Preßfreiheit haben." *)

*) Man liest die folgenden Stellen in dem von gegenwärtigen Papste an alle Bischöfe Frankreichs im Jahre 1832 gerichteten encyclischen Sendschreiben, damit sie sich und ihre Beichtkinder an diese Instruktionen halten, obgleich sie in direktem Widerspruche mit den Gesetzen des Landes und den Rechten der Bürger stehen. Ist es zu sagen nöthig, daß Herr von Lamenais mit der ganzen Macht seines Genie's und seines erhabenen Herzens gegen so hassenswürdige Grundsätze protestirt hat, wie sie hier in ihrer ganzen ultramontanen Nacktheit folgen:

„Man muß den schwachen Mann dahin bringen, „diese Sätze in allen Punkten für rechtgläubig zu hal-

---

„Wir kommen nun (sagt der Heilige Vater) zu einem „andern Gegenstande, von dem wir in diesem Augenblicke „die Kirche seufzend betrübt sehen. Es ist nämlich von „jener Gleichgültigkeit oder verkehrten Mei„nung die Rede, welche sich nach allen Seiten hin durch „die Kunstgriffe der Bösen verbreitet hat, und wonach „man das ewige Seelenheil in was immer „für einem Glaubensbekenntnisse erzielen „könnte, wenn nur die Sitten recht und ehr„bar wären. Es wird Euch nicht schwer seyn, in ei„ner so klaren und augenfälligen Sache einen für die „Eurer Fürsorge anvertrauten Völker so fatalen Irrthum „zu beseitigen."

Ist dieß klar genug? Eine Warnung für uns, die wir der Fürsorge der Pastoren anvertraut sind. Dieß ist nicht Alles. Man sehe, wie ein italienischer Mönch, der ultramontane Chef unserer Bischöfe, mit einem Zuge seiner Feder eines unserer heiligsten Rechte durchstreicht, ein Recht, welches dem Lande Ströme von Blut, in den Religionskriegen vergossen, gekostet hat.

„Aus dieser von der Gleichgültigkeit angesteckten Quelle" „(fährt der Heilige Vater fort) „entspringt jene absurde „und irrthümliche Maxime, oder vielmehr jener Wahn„sinn, daß man Jedermann, wer er auch sey, „**Gewissensfreiheit** verheißen und garantiren „müsse. Man bereitet den Weg zu diesem verderblichen „Irrthume durch die volle und unbeschränkte Freiheit der „Meinungen, die sich zum Unglücke der religiösen und „bürgerlichen Gesellschaft weithin verzweiget."

Es ist offenbar, daß der Heilige Vater unsern Bischöfen befiehlt, ihren Beichtkindern Abscheu vor einem der

„ten, ihm ihre guten Wirkungen auf despotische Regie„rungen rühmen, auf die ächten Katholiken, auf die „Volksmaulkorbanleger. Er wird in die Falle gehen. „Sind die Sätze formulirt, so bricht der Sturm aus. „Allgemeine Schilderhebung gegen Rom, tiefe Spaltung, „das heilige Collegium zerfällt in drei Parteien. Die „Eine billiget, die Andere tadelt, die Dritte zittert. Der „schwache Mann, noch erschrockener, als er es jetzt „darüber ist, daß er Polen hatte hinschlachten lassen, „bebt vor dem Aufschreien, den Vorwürfen, den Dro„hungen, den heftigen Spaltungen zurück, die sich er„heben. Dieß paßt mir immerhin, und sehr. Dann „ist's an unserm guten hochwürdigen Pater General, das „Gewissen des schwachen Mannes zu erschüttern, „seinen Geist zu beunruhigen, seine Seele zu erschrecken. „Zusammengefaßt: Ihn mit Eckel erfüllen, seinen Rath „uneinsmachen, ihn isoliren, erschrecken, den wilden Ei„fer des guten Albani verdoppeln, den Appetit der

---

Grundgesetze unseres Staates einzuflößen. Schließen wir mit einem nicht minder heftigen, und nicht minder bündigen Ausfalle des besagten Heiligen Vaters auf den Drachen der Presse: „Hieher bezieht sich jene traurige „Freiheit, vor welcher man nicht genug Abscheu füh„len kann, **die Freiheit des Buchhandels zur „Herausgabe von was immer für einem Werke,** „eine Freiheit, welche Einige mit eben so großem Lärme „als Eifer zu verlangen und auszudehnen wagen."

Encyclisches Sendschreiben des Papstes Gregor XVI. an die Bischöfe von Frankreich. E. S.

„Sanfedisten *) wieder anfachen, ihnen zur Stillung „ihres Hungers Liberale geben, Plünderung, Nothzucht, „Metzelei wie zu Cesena, eine wahre steigende Fluth „von Carbonariblut, der schwache Mann wird den „Eckel daran bekommen, so viele Tödtungen in seinem „Namen!! er wird zurückbeben, er wird zurückbeben.... „jeder seiner Tage wird seine Gewissensbisse haben, jede

*) Kaum hatte Papst Gregor XVI. den päpstlichen Thron bestiegen, als er die Empörung von Bologna erfuhr. Seine erste Maßregel war, die Oesterreicher herbei zu rufen, und die Sanfedisten aufzustacheln. Der Cardinal Albani schlug die Liberalen bei Cesena, seine Soldaten raubten die Kirchen aus, plünderten die Stadt, schändeten die Frauen. Zu Forli begingen die Banden mit kaltem Blute Meuchelmorde. Im Jahre 1832 zeigten sich die Sanfedisten am hellen Tagen mit Medaillen mit den Bildnissen des Herzogs von Modena und des Heiligen Vaters, mit offenen Briefen im Namen der apostolischen Congregation, mit Privilegien, mit Ablässen. Die Sanfedisten leisteten buchstäblich den folgenden Schwur: „Ich schwöre, den Thron und den Altar auf den Gebeinen der infamen Liberalen zu erheben, und sie, ohne Erbarmen mit dem Geschrei der Kinder und den Thränen der Greise und Weiber, zu vertilgen.“ Die von diesen Räubern begangenen Ausschweifungen überstiegen alle Grenzen; der römische Hof regulirte die Anarchie, organisirte die Sanfedisten in Freiwilligencorps, denen er neue Privilegien bewilligte.

(La Révolution et les Révolutionnairs en Italie. Revue des Deux-Mondes, 15 Novembre 1844.)

E. S.

„Nacht ihren Schrecken, jede Minute ihre Todesangst. „Und die Abdankung, womit er bereits droht, wird endlich „erfolgen, vielleicht zu früh. Dieß ist jetzt die einzige „Gefahr; Ihre Sache ist's dagegen Vorkehrung zu treffen.

„Für den Fall der Abdankung... hat mich der „Großpönitentiär verstanden. — Anstatt den Befehl über „unsern Orden, die beste Miliz des heiligen Stuhles, „einem Generale anzuvertrauen, befehlige ich sie selbst. „Fortan beunruhigt mich diese Miliz nicht mehr — ein „Beispiel... Die Janitscharen und die Prätorianer wa- „ren der Staatsgewalt immer gefährlich; — warum? „Weil sie sich als Vertheidiger der Gewalt außerhalb „der Gewalt organisiren konnten; daher ihre Einschüch- „terungsmacht. — Clemens XIV.? Ein Einfältiger. „Unsere Gesellschaft brandmarken, aufheben, ein absurder „Fehler. — Sie beschützen, für unschuldig erklären, „sich zu ihrem Generale machen, — dieß hätte er thun „sollen. Die Gesellschaft, dann in seiner Gewalt, hätte „in Alles eingewilliget; er würde uns absorbirt, uns „dem heiligen Stuhle einverleibt haben, der — unsere „Dienste!! — nicht mehr zu fürchten braucht. — „Clemens XIV. ist an der Kolik gestorben. — Wer's „glaubt, wird selig! Wenn es sich ereignen sollte, „werde ich nicht dieses Todes sterben."

Die klingende und reine Stimme von Rose-Pompon ertönte wieder. Rodin sprang vor Zorn von seinem Stuhle auf; aber bald und je weiter er die folgende Strophe hörte, die er nicht kannte, (er besaß sei-

nen Beranger nicht, wie Philemon's Wittwe), blieb der Jesuit, gewissen bizar=abergläubischen Ideen zugänglich, bestürzt stehen, fast erschreckt ob diesem sonderbaren Zusammentreffen.

(Der gute Papst von Beranger ist's, welcher spricht.)

„Was sind Gebieter? Arme Thoren,
Wohl Räuber auch, die, stolzgebläht,
Die Laster zu Verdiensten sich erkoren,
Ein Jeder gern den Andern mäht.
Für Goldtribut kann ich sie absolviren,
Ihr Scepter wandeln in den Pilgerstab.
Mein Püppchen!
Lache doch,
Hüpfe doch!
Sieh mich den Blitzstrahl expediren,
Was ich als Jovis Erbe kann,
Ich ganzer Mann.“

Rodin horchte noch, halb von seinem Stuhle erhoben, mit gestrecktem Halse, starren Blickes, als **Rose-Pompon**, gleich einer Biene, von einer Blume ihres Repertoirs zur andern gaukelnd, bereits das entzückende Lied von Colibri sang. Nichts mehr hörend, setzte sich der Jesuit wieder in einer Art von Betäubung; aber nach einigen Minuten des Nachdenkens, strahlte sein Gesicht plötzlich, er erblickte eine glückliche Vorbedeutung in diesem sonderbaren Zwischenfalle. Er nahm seine Feder wieder, und seine ersten Worte hatten noch, so zu sagen, einen Nachklang von jenem wunderlichen Vertrauen auf das Verhängniß.

„Nie hab' ich mehr an einen glücklichen Erfolg ge„glaubt, als in diesem Augenblicke. Ein Grund mehr, „nichts zu vernachläßigen. Jede Ahnung gebietet eine „Verdoppelung des Eifers. Ich bin gestern auf einen „neuen Gedanken gerathen. Man wird hier einstimmig „handeln. Ich habe ein ultra = katholisches Journal „gegründet: die Nächstenliebe. Nach seiner ultra„montanen, tyrannischen, freiheitsmörderischen Wuth — „wird man es für ein Organ Rom's halten. Ich werde „diese Gerüchte beglaubigen. Neue Wuthausbrüche. — „Dieß paßt mir." — Ich werde die Frage über die „Freiheit des Unterrichtes aufwerfen; die aufgeschos„senen Liberalen werden uns unterstützen. Die Dumm„köpfe sprechen uns Rechtsgleichheit zu, während unsere „Privilegien, unsere Freiheiten, unser Beichtstuhleinfluß, „unser Rom geweihter Gehorsam, uns durch die Vor„theile, deren wir uns erfreuen, außerhalb der Rechts„gleichheit stellen. Doppelte Dummköpfe; sie wähnen „uns entwaffnet, weil sie es, uns gegenüber, selbst sind. „Hitzige Streitfrage; aufreizendes Geschrei; neuer Ueber„druß für den schwachen Mann. Jeder Bach ver„größert den Strom. Dieß paßt mir immer. Um es „mit wenigen Worten zusammenzufassen: Der Zweck „ist die Abdankung. Das Mittel: beständiges Necken, „unabläßige Qual. — Die Rennepont'sche Erbschaft „bezahlt die Wahl. — Gemachte Preise, verkaufte „Waare."

Rodin hörte plötzlich zu schreiben auf, weil er ir-

gend ein Geräusch an seiner Zimmerthüre gehört zu haben glaubte, die auf die Treppe ging; er horchte, hielt den Athem an sich; Alles wurde wieder still; er glaubte, sich geirrt zu haben, und nahm die Feder wieder.

„Ich übernehme die Angelegenheit Rennepont, die „einzige Angel unserer zeitlichen Combinationen; — „man muß sie unter der Hand wieder aufnehmen, das „Spiel der Interessen, die Springfeder der Leidenschaf„ten statt der dummen Keulenschläge des Paters von „Aigrigny in Bewegung setzen; er hätte beinahe Alles „bloßgestellt; dennoch hat er gute Seiten; besitzt Welt, „Verführungskunst, im ersten Anblicke, aber eine ein„zige Tonleiter, und ist auch nicht groß genug, um zu „wissen, wie er sich klein zu machen habe. — In sei„ner wahren Mitte werde ich Vortheil daraus ziehen, „die Stücke davon sind gut. Ich habe von der Voll„macht des hochwürdigen Paters General zu rechter Zeit „Gebrauch gemacht; ich werde, wenn es nöthig ist, „den Pater von Aigrigny von den geheimen Verpflich„tungen in Kenntniß setzen, die der General gegen mich „übernommen hat; bisher hat man ihn für diese Erb„schaft schmieden lassen die Bestimmung, welche Sie „wissen, guter Gedanke, aber zur Unzeit, das nämliche „Ziel, auf einem andern Wege. Die Aufschlüsse: falsch, „es sind mehr als 200 Millionen, bei fehlschlagen„der Eventualität, das Zweifelhafte ist gewiß, — „bleibt ein unermeßlicher Spielraum. — Die Angele„genheit Rennepont ist zur Zeit zweimal mein, vor drei

„Monaten werden diese 200 Millionen uns gehören — „durch den freien Willen der Erben; es muß so kom„men. Denn fehlt dieß, entschlüpft mir die zeitliche „Partie, so vermindern sich meine Aussichten um die „Hälfte. Ich habe Vollmacht verlangt; die Zeit drängt; „ich handle, wie wenn ich sie hätte. Ein Aufschluß ist „mir unentbehrlich für meine Entwürfe; ich erwarte „ihn von Ihnen; ich muß ihn haben, Sie verste„hen mich? — Der hohe Einfluß Ihres Bruders am „Wienerhofe wird Ihnen nützlich seyn. — Ich will die „genauesten Details über die gegenwärtige Stellung des „Herzogs von Reichstadt haben, des Napoleon II. „der Kaiserlichgesinnten. Kann man, ja oder nein, durch „Ihren Bruder, eine geheime Correspondenz mit dem „Prinzen wider Wissen seiner Umgebung anknüpfen? „Benachrichten Sie mich schnell, — dieß ist dringend; „diese Note geht heute ab, — ich werde sie morgen „vervollständigen. Sie wird Ihnen, wie immer, durch „den kleinen Kaufmann zukommen."

Im Augenblicke, da Rodin diesen Brief mit einem doppelten Umschlage versehen und versiegelt hatte, glaubte er wieder, draussen ein Geräusch zu hören. Er horchte. Nach einigen Momenten der Stille ertönten mehrere Schläge an seine Thüre in das Zimmer. Rodin fuhr zusammen. Zum Erstenmale klopfte man an seine Thüre seit beinahe einem Jahre seines Innehabens dieser Wohnung. Den so eben geschriebenen Brief schnell in die Tasche seines Oberrockes steckend, öffnete der Jesuit den

alten, unter dem Gurtbette verborgenen Koffer, nahm ein Packet Papiere heraus, das mit einem zerfetzten Tabakstaschentuche umwickelt war, legte in diesen Act die beiden eben empfangenen chiffrirten Briefe, und verschloß den Koffer sorgfältig mit einem Vorlegschlosse. Draussen fuhr man fort mit verdoppelter Ungeduld zu klopfen. Rodin nahm den Korb der Gemüsehändlerin in die Hand, seinen Regenschirm unter seinen Arm, und wollte, ziemlich unruhig, sehen, wer dieser indiscrete Besucher wäre. — Er öffnete die Thüre, und stand der Rose-Pompon gegenüber, der ungelegenen Sängerin, die, mit einer höflichen und artigen Verneigung, ihn mit einer völlig treuherzigen Miene fragte: „Herr Rodin, wenn's beliebt?"

Viertes Kapitel.

Ein Freundschaftsdienst.

Rodin, ungeachtet seiner Ueberraschung und Unruhe, veränderte sein Gesicht nicht; er verschloß zuerst die Thüre hinter sich, den neugierigen Umblick des jungen Mädchens bemerkend; dann sagte er zu ihr mit Gutmüthigkeit: „Wen suchen Sie, mein liebes Mädchen?"

„Herrn Rodin," erwiederte Rose-Pompon geradezu, indem sie ihre schönen blauen Augen so weit als möglich aufmachte, und Rodin in's Gesicht schaute.

„Er ist nicht da," — sagte er, mit einem Schritte

vorwärts, um hinabzugehen. — „Ich kenn' ihn nicht. Sehen Sie weiter oben, oder weiter unten."

„O! das ist hübsch! Wir wollen sehen. Sie führen sich sehr artig auf, in Ihrem Alter," versetzte Rose-Pompon, die Achseln zuckend; „als wüßte man nicht, daß Sie es sind, welcher Herr Rodin heißt."

„Charlemagne," entgegnete der Socius, sich verbeugend, „Charlemagne, Ihnen zu dienen, wenn ich dazu fähig wäre."

„Sie sind nicht dazu fähig," erwiederte Rose-Pompon mit einem majestätischen Tone, und fügte mit einer verschmitzten Miene bei: — „Wir haben also Schlupfwinkel à la Minon-Minette? weil wir die Namen ändern ... Wir fürchten uns, daß Mama Rodin uns belauere."

„Sehen Sie, mein liebes Mädchen," sagte der Socius, mit einer väterlichen Miene lächelnd, „Sie haben sich gut adressirt: ich bin ein guter alter Mann, der die Jugend liebt, die lustige Jugend. Machen Sie sich also einen Spaß, selbst auf meine Kosten; aber lassen Sie mich fortgehen, denn ich habe Eile."

Und Rodin that wieder einen Schrit gegen die Treppe hin.

„Herr Rodin," sagte Rose-Pompon mit feierlicher Stimme, „ich habe Ihnen wichtige Sachen mitzutheilen und muß Sie in einer Herzensangelegenheit um Rath fragen."

„Ah! seht mir doch, kleines Närrchen, Sie finden

also in Ihrem Hause Niemand, den Sie quälen können, weil Sie in dieses kommen?"

„Aber ich wohne hier, Herr Rodin," antwortete Rose-Pompon, den Namen ihres Opfers malitiös betonend.

„Sie? ah! bah! ich wußte nichts von einer so hübschen Nachbarschaft."

„Ja, ich wohne seit sechs Monaten hier, Herr Rodin."

„Wirklich! und wo denn?"

„Im dritten Stockwerke, im Vordergebäude, Herr Rodin. . . ."

„Also haben Sie so eben erst so gut gesungen?"

„Ich selbst, mein Herr."

„Sie haben mir in der That das größte Vergnügen verschafft."

„Sie sind sehr artig, Herr Rodin."

„Und Sie wohnen vermuthlich bei Ihrer achtungswerthen Familie?"

„Ich glaube wohl, Herr Rodin," erwiederte Rose-Pompon, mit treuherziger Miene die Augen niederschlagend; „ich wohne bei Großpapa Philemon, und bei Großmama Bacchanal einer Königin, nichts Geringeres."

Rodin war bisher ziemlich ernstlich beunruhigt gewesen, da er nicht wußte, auf welche Weise Rose-Pompon hinter seinen wahren Namen gekommen; als er jedoch die Bacchusfest-Königin nennen hörte, und er-

fuhr, daß sie in diesem Hause wohne, galt ihm dieß für eine Vergütung des durch Rose-Pompon's Erscheinen eingetretenen, unangenehmen Zwischenfalls; wirklich lag Rodin viel daran, zu erfahren, wo die Bacchusfest-Königin zu finden sey, die Geliebte von Couche-tout-Nu und Schwester der Mayeux, der als gefährlich bezeichneten Mayeux, seit ihrer Unterredung mit der Oberin des Klosters, und seit ihrer Theilnahme an den Fluchtplänen des Fräuleins von Cardoville. Ferner hoffte Rodin, durch das, was er so eben erfahren, Rose-Pompon auf eine feine Art dahin zu bringen, ihm den Namen der Person zu gestehen, von welcher sie Kenntniß erhalten, daß Herr Charlemagne eigentlich Herr Rodin heiße. Kaum hatte das junge Mädchen den Namen der Bacchusfest-Königin ausgesprochen, als Rodin die Hände faltete, und eben so erstaunt, als lebhaft theilnehmend schien.

„Ah! mein liebes Mädchen," rief er aus, „ich beschwöre Sie, spassen wir nicht. Sollte es sich zufällig um ein junges Mädchen handeln, welches diesen Spitznamen führt, und die Schwester einer verwachsenen Arbeiterin ist?"

„Ja, mein Herr, Bacchusfest-Königin ist ihr Spitzname," versetzte Rose-Pompon, ihrerseits ziemlich erstaunt; „sie heißt Cephyse Soliveau; sie ist meine Freundin."

„Ah! sie ist ihre Freundin?" sagte Rodin nachsinnend.

„Ja, mein Herr, meine vertraute Freundin."

„Und Sie lieben sie?

„Wie eine Schwester. Das arme Mädchen! ich thue für sie, was ich kann, und das ist nicht viel. Aber woher kennt ein achtungswerther Mann von Ihrem Alter die Bacchusfest-Königin? Ah, ah! da liegt's, warum Sie falsche Namen annehmen."

„Mein liebes Mädchen, ich habe jetzt keine Lust mehr zu lachen," entgegnete Rodin so traurig, daß Rose-Pompon, ihren Scherz bereuend, zu ihm sagte: „Aber nun denn, woher kennen Sie Cephysen?"

„Ach! nicht sie kenne ich, sondern einen braven, jungen Menschen, der sie närrisch liebt."

„Jacques Rennepont?"

„Sonst Couche-tout-Nu genannt. Zur Zeit ist er im Gefängnisse wegen Schulden;" fuhr Rodin seufzend fort. „Ich hab' ihn gestern dort gesehen."

„Sie haben ihn gestern gesehen? Aber wie's nur so seyn will!" sagte Rose-Pompon, in ihre Hände schlagend; „dann kommen Sie schnell, kommen Sie sogleich zu Philemon; Sie können Cephysen Nachrichten von ihrem Geliebten bringen, sie ist so besorgt!"

„Mein liebes Mädchen, ich möchte ihr nur gute Nachrichten von diesem wackern Jungen bringen, den ich ungeachtet seiner Thorheiten liebe — (denn wer hat deren nicht begangen ... Thorheiten?" fügte Rodin mit nachsichtiger Gutmüthigkeit bei).

„Pardieu," sagte Rose-Pompon, auf ihren Hüften

sich wiegend, wie wenn sie noch im Ausladercostüm gewesen wäre.

„Ich will mehr sagen," setzte Rodin hinzu; „ich liebe ihn wegen seiner Thorheiten; denn sehen Sie, man hat gut reden, mein liebes Mädchen; es findet sich immer eine gute Grundlage, ein gutes Herz, kurz etwas bei denjenigen, welche ihr Geld großmüthig für Andere ausgeben."

„Nun denn! sehen Sie, Sie sind ein sehr wackerer Mann, Sie!" versetzte Rose-Pompon, von Rodin's Philosophie entzückt. „Aber warum wollen Sie Cephysen nicht besuchen, um mit ihr von Jacques zu sprechen?"

„Wozu ihr sagen, was sie schon weiß? Daß Jacques im Gefängnisse ist? Was ich wünschte, wäre: diesen ordentlichen jungen Menschen aus einer so üblen Lage zu ziehen."

„O! mein Herr, thun Sie dieß, befreien Sie Jacques aus dem Gefängnisse," rief Rose-Pompon lebhaft aus, „und wir umarmen Sie, wir zwei Cephysen."

„Dieß wäre verlorenes Gut, liebes kleines Närrchen," erwiederte Rodin seufzend; „aber beruhigen Sie sich, ich bedarf keiner Belohnung, um ein wenig Gutes zu thun, wenn ich es vermag."

„Sie hoffen also, Jacques aus dem Gefängnisse zu bringen?"

Rodin schüttelte den Kopf mit einer über ein Hinderniß ärgerlichen Miene. „Ich hoffte es. Gewiß, ich hoffte es; aber jetzt... sehen Sie, ändert sich Alles."

„Und warum denn?“ fragte Rose-Pompon bestürzt.

„Der schlechte Spaß, den Sie trieben, indem Sie mich Herr Rodin nannten, muß Ihnen sehr lustig scheinen, mein liebes Mädchen; ich begreife es; Sie sind dabei nur ein Echo. Jemand wird zu Ihnen gesagt haben: „„Sagen Sie Herrn Charlemagne, daß er Herr Rodin heißt; das wird recht drollig seyn.““

„Gewiß wär' ich nicht auf den Gedanken gerathen, Sie Herr Rodin zu nennen; einen Namen, wie dieser da, erfindet man nicht selbst,“ — antwortete Rose-Pompon.

„Wohlan! Diese Person hat mit ihren schlechten Späßen, ohne es zu wissen, dem armen Jacques Rennepont viel geschadet.“

„Ah, mein Gott! und dieß, weil ich Sie Herr Rodin statt Herr Charlemagne genannt habe!“ — rief Rose-Pompon ganz betrübt aus, nun den Scherz bereuend, den sie auf Anstiftung des Nini-Moulin getrieben. — „Aber, mein Herr,“ fuhr sie fort, „in welcher Verbindung steht denn dieser Scherz mit der Gefälligkeit, welche Sie dem Jacques erweisen wollten?“

„Es ist mir nicht erlaubt, es Ihnen zu sagen, mein liebes Mädchen. In der That bin ich über alles dieß wegen des armen Jacques untröstlich, glauben Sie es sicher; doch erlauben Sie mir, hinabzugehen.“

„Mein Herr, hören Sie mich an, ich bitte Sie darum,“ sagte Rose-Pompon, „würden Sie sich, wenn ich Ihnen den Namen der Person nennte, welche mich

verleitet hat, Sie Herr Rodin zu nennen, jedenfalls für Jacques sich interessiren?".

„Ich suche Niemanden seine Geheimnisse abzulocken, mein liebes Mädchen; Sie sind in allem dem der Spielball oder das Echo von vielleicht sehr gefährlichen Personen gewesen, und, meiner Treu! ungeachtet der Theilnahme, welche Jacques Rennepont mir einflößt, hab' ich nicht Lust, wie Sie wohl einsehen, mir Feinde zu machen, ich armer Mann. Gott bewahre mich davor!"

Rose-Pompon begriff Rodin's Besorgnisse nicht, und er verließ sich mit Recht darauf; denn nach einer Sekunde des Nachsinnens sagte das junge Mädchen zu ihm: „Sehen Sie, mein Herr, das ist mir zu hoch; ich verstehe nichts davon; aber so viel ist gewiß, daß ich untröstlich wäre, durch einen Scherz einem braven Jungen geschadet zu haben; ich will Ihnen also geradezu sagen, wer dabei im Spiele ist; meine Freimüthigkeit wird vielleicht zu irgend etwas nützlich seyn."

„Die Freimüthigkeit kläret oft die dunkelsten Sachen auf," erwiederte Rodin sentenziös.

„Nach alle dem," sagte Rose-Pompon „desto schlimmer für Nini-Moulin. Warum verleitet er mich, Dummheiten zu sagen, die dem Geliebten dieser armen Cephyse schaden können? Hören Sie, mein Herr, wie es zuging: Nini-Moulin, ein dicker Possenreißer, hat Sie eben vorher auf der Straße gesehen; die Portierin sagte ihm, daß Sie Herr Charlemagne hießen. Er sagte zu mir: „Nein, er heißt Rodin; man muß ihm

einen Possen spielen; Rose-Pompon, gehen Sie an seine Thüre, klopfen Sie an, nennen Sie ihn Herr Robin. Sie werden sehen, was für ein drolliges Gesicht er machen wird. Ich hatte Nini-Moulin versprochen, ihn nicht zu nennen; allein, da ich nun weiß, ich würde dadurch riskiren, Jacques zu schaden... desto schlimmer, ich nenne ihn."

Bei dem Namen Nini-Moulin hatte Rodin eine Bewegung der Ueberraschung nicht verhehlen können. Dieser Flugschriftenschreiber, dem er die Redaktion der „Nächstenliebe" hatte übertragen lassen, war nicht persönlich zu fürchten; aber Nini-Moulin, sehr geschwätzig, und nach dem Trinken über Alles sich verbreitend, konnte beunruhigend, hinderlich werden, besonders wenn Rodin, wie es wahrscheinlich war, öfter in dieses Haus kommen mußte, um seine Anschläge gegen Couche-tout-Nu zu verwirklichen, durch Vermittelung der Bacchusfest-Königin. Der Socius hoffte also, dieser Widrigkeit abzuhelfen.

„Also, mein liebes Mädchen," sagte er zu Rose-Pompon, „ein Herr Desmoulins ist's, der Sie verleitet hat, diesen schlechten Spaß mit mir zu treiben?"

„Nicht Desmoulins, sondern Dumoulin," fuhr Rose-Pompon fort. „Er schreibt in die Journale der Sacristane, und vertheidiget die Andächtigen für Geld, das man ihm giebt; denn wenn Nini-Moulin ein Heiliger ist, sind seine Schutzpatrone der heilige Soiffard und der heilige Chicard, wie er selbst sagt."

„Dieser Herr scheint mir sehr lustig.“

„O, ein sehr gutes Kind!“

„Aber warten Sie doch, warten Sie doch,“ fuhr Rodin fort, indem er sein Gedächtniß zu sammeln schien; „ist er nicht ein Mann von sechs und dreißig bis vierzig Jahren, dick, ein gefärbtes Gesicht?“

„Gefärbt, wie ein Glas Rothwein,“ versetzte Rose-Pompon, „und darin die finnige Nase, wie eine Himbeere...“

„Der ist's wohl, der Herr Dumoulin. O! nun beruhigen Sie mich völlig, meine liebe Tochter; der Scherz verursacht mir nicht viel Besorgniß mehr; aber er ist ein sehr wackerer Mann, dieser Herr Dumoulin; nur liebt er vielleicht das Vergnügen ein wenig gar zu sehr.“

„Also, mein Herr, Sie werden jedenfalls suchen, Jacques nützlich zu seyn? Die Dummheit mit Nini-Moulin's Scherze wird Sie nicht daran hindern?“

„Nein, ich hoffe es.“

„Ah! Ich brauche Nini-Moulin nicht zu sagen, daß Sie es wissen, daß er es ist, der mir gesagt hat, Sie Herr Rodin zu nennen, nicht wahr, mein Herr?“

„Warum nicht? In allen Dingen, meine liebe Tochter, muß man immer freimüthig die Wahrheit sagen.“

„Aber, mein Herr, Nini-Moulin hat mir so sehr aufgetragen, Ihnen ihn nicht zu nennen.“

„Indem Sie mir ihn nannten, geschah es aus einem sehr guten Grunde; warum es ihm nicht gestehen?...

Uebrigens, mein liebes Mädchen, geht dieß Sie an, und nicht mich. Machen Sie es, wie Sie wollen."

„Und werde ich Cephysen Ihre guten Absichten wegen Jacques mittheilen dürfen?"

„Die Freimüthigkeit, mein liebes Mädchen, immer die Freimüthigkeit. Man riskirt niemals etwas, wenn man sagt, wie die Sache ist."

„Wie glücklich wird die arme Cephyse seyn!" sagte Rose-Pompon lebhaft; „und dieß wird ihr gerade erwünscht kommen."

„Nur muß sie dieses Glück nicht gar zu hoch anschlagen; ich verspreche nicht bestimmt, diesem braven jungen Menschen die Thüre seines Gefängnisses zu öffnen; ich sagte, daß ich trachten werde; aber was ich bestimmt verspreche . . . denn seit der Einsperrung von Jacques denke ich mir Ihre Freundin in einer sehr bedrängten Lage."

„Ach, mein Herr!"

„Was ich verspreche, sag' ich, ist eine kleine Unterstützung, welche Ihre Freundin heute erhalten wird, damit sie im Stande sey, anständig zu leben, und ist sie ordentlich, wohlan! ist sie ordentlich, wird man später schon sehen . . ."

„Ah, mein Herr, Sie wissen nicht, wie gelegen Sie dieser armen Cephyse zu Hülfe kommen. Man könnte sagen, daß Sie wahrhaftig ihr guter Engel sind. Meiner Treu, mögen Sie Herr Rodin oder Herr Charlemagne heißen, jedenfalls kann ich schwören, daß Sie ein vortrefflicher . . ."

„Gehen Sie, gehen Sie, übertreiben wir nichts," sagte Rodin, indem er Rose-Pompon unterbrach, „sagen Sie: ein guter alter braver Mann, und sonst nichts, mein liebes Mädchen. Aber sehen Sie doch, wie die Umstände sich bisweilen verketten! Ich frage Sie nur, wer mir gesagt hätte, als ich Sie an meine Thüre klopfen hörte, was mich sehr ungeduldig machte, ich gesteh's, wer mir gesagt hätte, daß es eine kleine Nachbarin wäre, welche, unter dem Vorwande eines schlechten Witzes, mich auf den Weg zu einer guten Handlung führen würde? Also, sprechen Sie Ihrer Freundin Muth zu, heute Abend wird sie eine Unterstützung erhalten, und auf mein Wort, Vertrauen und Hoffnung. Gott sey Dank, es giebt noch gute Menschen auf Erden."

„Ah! mein Herr! Sie beweisen es wohl."

„Was wollen Sie? Das ist ganz einfach; das Glück der Alten ist, das Glück der Jungen zu sehen."

Dieß sprach Rodin mit einer so vollkommenen Gutmüthigkeit, daß Rose-Pompon Thränen in ihren Augen spürte, und ganz gerührt erwiederte: „Sehen Sie, mein Herr, Cephyse und ich, wir sind nur arme Mädchen; es giebt tugendhaftere, auch dieß ist wahr; aber wir haben, ich darf es sagen, ein gutes Herz; daher, sehen Sie, wenn Sie jemals krank würden, rufen Sie uns; es giebt keine guten Schwestern, welche Sie besser pflegen würden, als wir. Dieß ist Alles, was wir Ihnen anbieten können, Philemon ungerechnet, den ich dahin brächte, sich für Sie in vier Stücke zersägen zu

lassen; ich verpflichte mich dazu, auf meine Ehre, wie auch Cephyse, das weiß ich gewiß, für Jacques sich verbindlich machen würde, der Ihnen auf Leben und Tod ergeben wäre."

„Sie sehen also wohl, meine Tochter, daß ich Recht hätte, zu sagen: toller Kopf, gutes Herz. Adieu und auf Wiedersehen!"

Hierauf schickte sich Rodin an, seinen Korb wieder ergreifend, den er auf den Boden neben seinen Regenschirm gestellt hatte, die Treppe hinabzusteigen.

„Vor Allem werden Sie mir diesen Korb da geben, er würde Sie im Hinabgehen geniren," sagte Rose-Pompon, indem sie wirklich Rodin den Korb aus den Händen nahm, ungeachtet seines Wiederstrebens. Dann fügte sie bei: „Stützen Sie sich auf meinen Arm; die Treppe ist so finster; Sie könnten einen Fehltritt thun."

„Meiner Treu, ich nehme Ihr Anerbieten an, mein liebes Mädchen: denn ich bin nicht sehr kräftig." Und sich väterlich auf den rechten Arm von Rose-Pompon stützend, die den Korb mit der linken Hand trug, ging Rodin die Treppe hinab, und schritt durch den Hof.

„Sehen Sie da oben, im dritten Stockwerke, dieses dicke, an die Fensterscheiben gelehnte Gesicht," sagte plötzlich Rose-Pompon zu Rodin, indem sie in der Mitte des kleinen Hofes stehen blieb, „das ist Nini-Moulin. Erkennen Sie ihn? Ist's derjenige, den Sie meinen?"

„Der ist's," versetzte Rodin, nachdem er emporgeschaut hatte, und er grüßte sehr wohlwollend mit der

Hand Jacques Dumoulin, der, betäubt, rasch vom Fenster sich zurückzog.

„Der arme Junge! Ich bin überzeugt, daß er sich vor mir fürchtet seit seinem schlechten Spasse," sagte Rodin lächelnd, „er hat sehr Unrecht." Und er begleitete die Worte: „er hat sehr Unrecht," mit einem widrigen Kneifen der Lippen, das Rose-Pompon nicht bemerken konnte. „Ah! mein liebes Mädchen," sagte er zu ihr, als sie Beide in den Gang traten, „ich bedarf Ihrer Hülfe nicht mehr; gehen Sie schnell zu Ihrer Freundin hinauf, um ihr die guten Nachrichten zu bringen, die Sie wissen."

„Ja, mein Herr, Sie haben Recht; denn ich brenne vor Ungeduld, ihr zu sagen, was für ein braver Mann Sie sind!" Und Rose-Pompon flog der Treppe zu.

„Nun denn! nun denn! und meinen Korb trägt das kleine Närrchen auch fort!" sagte Rodin.

„Ah! es ist wahr. Um Vergebung, mein Herr, da ist er. Wie vergnügt wird die arme Cephyse seyn! Adieu, mein Herr!"

Und das hübsche Gesicht der Rose-Pompon verschwand in der Vorhalle der Treppe, welche sie mit leichtem und ungeduldigen Schritte erstieg. Rodin trat aus dem Gange.

„Hier ist Ihr Korb, liebe Frau," sagte er, indem er auf der Schwelle der Boutique der Mutter Arsene stehen blieb. „Ich mache Ihnen meine gehorsamste Danksagung für Ihre Gefälligkeit."

„Wüßte nicht, warum, mein würdiger Herr! es steht Ihnen Alles zu Diensten. Wohlan! war der Rettig gut?“

„Saftig, meine liebe Frau, saftig und vortrefflich.“

„Ah! dieß freut mich sehr. Wird man Sie bald wieder sehen?

„Ich hoffe ja. Aber könnten Sie mir ein Postbüreau in der Nähe bezeichnen?“

„Wenn Sie diese Straße zur Linken einschlagen, das dritte Haus, bei dem Krämer.“

„Tausend Dank!“

„Ich wette, daß dieß ein Liebesbrief für Ihre gute Freundin ist,“ sagte die Mutter Arsene, wahrscheinlich durch die Berührung von Rose-Pompon und Nini-Moulin in Heiterkeit versetzt.

„Ei! ei! ei! diese liebe Frau,“ erwiederte Rodin grinsend; dann plötzlich vollkommen ernst werdend, machte er der Gemüsehändlerin eine tiefe Verbeugung, und sagte zu ihr: „Ihr Diener von ganzem Herzen.“ Und er trat auf die Straße. Wir werden den Leser jetzt in das Haus des Doctors Baleinier führen, in welchem das Fräulein von Cardoville noch eingesperrt war.

Fünftes Kapitel.

Die Rathschläge.

Adriane von Cardoville war im Hause des Doctors Baleinier noch viel sorgfältiger eingesperrt worden seit

dem nächtlichen Doppelversuche Agricola's und Dagobert's, nach welchem es dem ziemlich schwer verwundeten Soldaten durch Agricola's furchtlose Hingebung, unter Beistand des heldenmüthigen Rabat-joie, gelungen war, die kleine Gartenthüre des Klosters zu erreichen, und mit dem jungen Hammerschmide auf dem Wege des äußetn Boulevard zu entfliehen.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen; Adriane war seit dem vorigen Tage in ein Zimmer des zweiten Stockwerkes der Heilanstalt gebracht worden; das vergitterte Fenster, äußerlich durch ein Schirmdach verwahrt, ließ nur ein schwaches Tageslicht in dieses Gemach dringen. Seit ihrer Unterredung mit der Mayeux, hoffte das junge Mädchen von einem Tage zum andern, durch die Vermittlnng ihrer Freunde befreit zu werden; aber sie empfand eine schmerzliche Unruhe hinsichtlich Agricola's und Dagobert's; völlig unkundig des Ausganges des während einer der vorausgegangenen Nächte von ihren Befreiern mit den Leuten des Irrenhauses und jenen des Klosters begonnenen Kampfes, hatte sie vergebens ihre Wächterinnen befragt; diese waren stumm geblieben. Diese neuen Zwischenfälle steigerten noch die bittere Stimmung Adrianens gegen die Prinzessin von Saint-Dizier, den Pater von Aigrigny und deren Creaturen. Die leichte Bläße des Antlitzes des Fräuleins von Cardoville, ihre schönen, ein wenig matten Augen, verriethen neuerliches Herzeleid; an einem kleinen Tische sitzend, ihre Stirne in eine ihrer Hände stützend, halb

verschleiert von den langen Locken ihrer goldigen Haare blätterte sie in einem Buche. Plötzlich ging die Thüre auf, und Herr Baleinier trat ein. Der Doctor, Jesuit in kurzer Robe, gelehriges und passives Werkzeug der Befehle des Ordens, genoß, wie gesagt, nur halb das Vertrauen des Paters von Aigrigny und der Prinzessin von Saint-Dizier. Er hatte den Zweck der Freiheitsberaubung des Fräuleins von Cardoville nicht gekannt; er wußte auch nichts von dem schnellen Wechsel der Stellung, der am Tage vorher zwischen dem Pater von Aigrigny und Rodin, nach dem Verlesen des Testamentes des Marius von Rennepont, Statt gefunden; der Doctor hatte, erst am vorigen Tage, vom Pater von Aigrigny, (damals den Eingebungen Rodin's gehorchend,) den Auftrag erhalten, das Fräulein in noch engeren Gewahrsam zu bringen, hinsichtlich ihrer die Strenge zu verdoppeln, und endlich zu trachten, sie zu vermögen, man wird sehen durch welche Mittel, auf die gerichtlichen Klagen zu verzichten, welche sie späterhin gegen ihre Verfolger zu stellen sich vorgenommen. Bei dem Anblicke des Doctors konnte das Fräulein von Cardoville die Abneigung und die Geringschätzung nicht verhehlen, welche dieser Mann ihr einflößte. Herr Baleinier dagegen, immer lächelnd, immer süßlich, näherte sich Adrianen mit Ungezwungenheit, mit völliger Zuversicht, und blieb einige Schritte vor ihr stehen, wie um aufmerksam die Züge des jungen Mädchens zu erforschen; dann sagte er, gleichsam von den eben gemach-

ten Bemerkungen befriediget: „Siehe da, die unglücklichen Ereignisse der vorgestrigen Nacht werden einen minder ungünstigen Einfluß haben, als ich befürchtete. Es geht vortrefflich, der Teint ist lebhafter, die Haltung ruhiger, die Augen sind wieder ein wenig frischer, aber nicht mehr von einem normalwidrigen Glanze. Es stand so gut mit Ihnen! Nun ist die Zeit Ihrer Heilung weiter hinaus geschoben, denn was unglücklicherweise in der vorgestrigen Nacht sich ereignete, hat Sie in eine um so schädlichere Exaltation versetzt, da Sie kein Bewußtseyn davon gehabt haben. Aber zum Glücke wird Ihre Genesung, unter dem Beistande unserer Pflege, nur auf kurze Zeit, hoff' ich, vertagt seyn."

So gewöhnt sie an die Keckheit des Congregationslayen war, konnte doch das Fräulein von Cardoville nicht umhin, mit einem Lächeln bitterer Geringschätzung zu erwiedern: „Welche unverschämte Rechtschaffenheit Sie doch besitzen! Welche Frechheit liegt in Ihrem Eifer, Ihr Geld wohl zu verdienen! Sie erscheinen keinen Augenblick ohne Ihre Maske: immer die List, die Lüge auf den Lippen. Wahrlich, wenn dieses schändliche Possenspiel Sie eben so ermüdet, wie es mir Eckel und Verachtung erregt, bezahlt man Sie nicht zu theuer."

„Ach!" sagte der Doctor mit einem eindringlichen Tone, „immer diese widrige Einbildung, zu glauben, daß Sie unserer Pflege nicht bedürften! daß ich ein Possenspiel treibe, wenn ich von dem betrübenden Zustande spreche, worin sie sich befanden, als man ge-

zwungen war, Sie wider Ihr Wissen hieher zu bringen. Aber, abgesehen von diesem kleinen Zeichen eines hartnäckigen Unwohlseyns, hat Ihr Zustand sich wundersam verbessert; Sie gehen einer vollständigen Heilung entgegen. Späterhin wird Ihr vortreffliches Herz die gebührende Gerechtigkeit mir widerfahren lassen, und einst werde ich beurtheilt werden, wie ich es werden muß."

„Ich glaub' es, mein Herr; ja, der Tag rückt heran, an welchem Sie *beurtheilt werden, wie Sie es werden müssen*," entgegnete Adriane, diese Worte betonend.

„Immer auch diese fixe Idee," sagte der Doctor mit einer Art von Mitleiden. „Seyen Sie doch vernünftig. Denken Sie nicht mehr an diese kindische Albernheit."

„Verzichten, von den Gerichtshöfen Satisfaction für mich, und Brandmarkung für Sie und Ihre Mitschuldigen zu verlangen, niemals, mein Herr, o! niemals."

„Gut!! —" versetzte der Doctor, die Achseln zuckend, „einmal draußen, Gott sey Dank! werden Sie wohl an andere Dinge zu denken haben, meine schöne Feindin."

„Sie vergessen vortrefflich, ich weiß es, das Uebel, das Sie thun. Aber ich, mein Herr besitze ein besseres Gedächtniß."

„Lassen Sie uns ernsthaft sprechen: Hegen Sie wirklich den Gedanken, sich an die Gerichtshöfe zu wenden?" fuhr der Doctor mit ernstem Tone fort.

„Ja, mein Herr. Und Sie wissen es: was ich will, will ich fest."

„Wohlan! Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, dieser Idee keine Folge zu geben," fügte der Doctor mit einem immer eindringlicheren Tone bei; „ich bitte Sie darum als um eine Gunst, und zwar im Namen ihres eigenen Vortheiles."

„Ich glaube, mein Herr, daß Sie ihre Interessen ein wenig zu sehr mit den meinigen vermengen."

„Wir wollen sehen," erwiederte der Doctor mit erkünstelter Ungeduld, und als ob er gewiß gewesen wäre, das Fräulein von Cardoville alsogleich zu überzeugen; „wir wollen sehen, hätten Sie den traurigen Muth, zwei Personen voll Hochherzigkeit und Edelmuth in Verzweiflung zu stürzen?"

„Nur zwei? Der Scherz wäre vollständiger, wenn Sie deren Drei zählten: Sie, mein Herr, meine Tante und den Abbé von Aigrigny; denn diese sind ohne Zweifel jene edelmüthigen Personen, in deren Namen Sie mein Mitleiden anrufen."

„Ei! mein Fräulein, es handelt sich weder um mich noch um Ihre Tante, noch um den Abbé von Aigrigny."

„Von welchen sonst ist also die Rede, mein Herr?" sagte das Fräulein von Cardoville bestürzt.

„Es handelt sich um zwei arme Teufel, die, ohne Zweifel von jenen abgesendet, welche Sie Ihre Freunde nennen, während der vorigen Nacht in das anstossende Kloster sich begaben, und vom Kloster in diesen Garten gekommen sind. Die Schüsse, welche sie gehört haben, wurden auf sie gethan."

„Ach! ich vermuthete es. Und man hat sich geweigert, mir zu sagen, ob sie verwundet wurden!“ entgegnete Adriane mit schmerzlicher Gemüthsbewegung.

„Der Eine von Beiden hat wirklich eine, obwohl nicht gefährliche Wunde erhalten, da er noch gehen, und den verfolgenden Leuten entrinnen konnte.“

„Gott sey gelobt!“ rief das Fräulein von Cardoville aus, freudig die Hände faltend.

„Nichts ist lobenswerther, als Ihre Freude bei der Nachricht, daß sie entronnen sind; aber aus was für einem seltsamen Widerspruche wollen Sie nun das Gericht auf ihre Fährte leiten? Eine sonderbare Manier, wahrhaftig ihre Hingebung zu vergelten!“

„Was sagen Sie, mein Herr?“ fragte das Fräulein von Cardoville.

„Denn zuletzt, wenn sie verhaftet sind,“ fuhr der Doctor Baleinier fort, ohne ihr zu antworten, „da sie sich nächtlicher Einsteigung und Einbrechung schuldig gemacht, wird es sich um die Galeeren für sie handeln.“

„Himmel! und dieß meinetwegen;“

„Es geschähe für Sie, und was schlimmer ist, durch Sie, daß sie verurtheilt werden.“

„Durch mich, mein Herr?“

„Gewiß, wenn Sie Ihren Rachegedanken gegen Ihre Tante und den Abbé von Aigrigny (ich spreche nicht von mir, ich bin geschützt) nachgeben, mit einem Worte, wenn Sie darauf beharren würden, bei Gericht

zu klagen, daß Sie ungerechter Weise in diesem Hause eingeschlossen waren.“

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht. Erklären Sie sich,“ sagte Adriane mit steigender Besorgniß.

„Aber, Sie Kind,“ rief der Jesuit in kurzer Robe mit einer Miene der Ueberzeugung aus, „glauben Sie denn, wenn das Gericht einmal eine Untersuchung eingeleitet hat, daß man den Gang derselben einstelle, wo man will, und wie man will? Wenn Sie von hier fortgehen, werden Sie eine Klage gegen mich und Ihre Familie anhängig machen, nicht wahr? Gut! Was geschieht? Das Gericht mischt sich ein; es untersucht, es läßt die Zeugen vorladen, es nimmt die genauesten Nachforschungen vor. Was folgt dann daraus? Daß diese nächtliche Ersteigung, welche die Oberin des Klosters aus Furcht vor Scandal geheim zu halten ein Interesse hat; daß dieser nächtliche Versuch, sag' ich, den ich eben so wenig ruchbar machen wollte, mit Gewalt unter die Leute gebracht wird, und da es sich um ein sehr schweres Verbrechen handelt, welches eine entehrende Strafe nach sich zieht, ergreift das Gericht die Initiative, spürt jenen Unglücklichen nach, und wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, durch irgend welche Pflichten in Paris zurückgehalten sind, sey's durch ihre Profession, sey's sogar in trügerischer Sicherheit, in die sie sich wiegen, vermuthlich überzeugt, aus einem ehrenhaften Beweggrunde gehandelt zu haben, findet man sie, verhaftet man sie; und wer wird diese Verhaftung her=

ausgefordert haben? Sie selbst, durch Ihre Klage gegen uns."

„Ah! mein Herr, dieß wäre schrecklich. Das ist unmöglich."

„Im Gegentheile würde dieß sehr möglich seyn," fuhr Herr Baleinier fort, „also, während ich und die Oberin des Klosters, die wir im Grunde allein das Recht haben, uns zu beklagen, weiter nichts verlangen, als diese widrige Geschichte zu vertuschen zu suchen sind Sie es, Sie für die jene Unglücklichen die Galeeren riskirt haben, sind Sie es, welche sie dem Gerichte ausliefern will."

Obwohl das Fräulein von Cardoville vom Jesuiten in kurzer Robe sich nicht völlig täuschen ließ, sah sie doch ein, daß die Gefühle der Milde, mit denen er hinsichtlich Dagobert's und dessen Sohnes verfahren zu wollen schien, schlechterdings von dem Entschlusse abhangen würden, den sie zu fassen gedenke: ihre gesetzliche Rache, welche sie bei dem Gerichte verlangen wollte, aufzugeben, oder nicht. In der That war Rodin, dessen Instructionen der Doctor vollzog, ohne es zu wissen, zu gewandt, um zu dem Fräulein von Cardoville sagen zu lassen: „Wenn Sie irgend eine Klage versuchen, zeigt man Dagobert und dessen Sohn an," während man den nämlichen Zweck erreichte, wenn man Adrianen genügende Besorgnisse hinsichtlich ihrer beiden Befreier einflößte, um sie von jeder Klage abzubringen. Ohne die Bestimmung des Gesetzes zu kennen, besaß

das Fräulein von Cardoville zu viel gesunden Verstand, um nicht einzusehen, daß Dagobert und Agricola wegen ihres nächtlichen Versuches wirklich sehr gefährlich könnten beunruhiget werden, und somit in eine schreckliche Lage gerathen. Und dennoch hielt es Adriane, eingedenk alles dessen, was sie in diesem Hause gelitten, die Gefühle einer gerechten Rache erwägend, die in der Tiefe ihres Herzens sich angehäuft, für schmerzlich auf das erhabene Vergnügen zu verzichten, vor dem Lichte des Tages so schändliche Umtriebe zu entschleiern und zu brandmarken. Der Doctor Baleiner beobachtete jene, die er für seine Getäuschte hielt, mit einer tückischen Aufmerksamkeit, überzeugt, die Ursache des Schweigens und der Unschlüssigkeit des Fräuleins von Cardoville zu wissen.

„Aber nun, mein Herr," fuhr sie fort, ohne ihre Unruhe verbergen zu können, „angenommen, daß ich geneigt sey, aus was immer für einem Grunde, keine Klage zu stellen, das Böse zu vergessen, das man mir gethan hat, wann werde ich von hier fortkommen?"

„Dieß weiß ich nicht; denn ich kann nicht wissen, zu welcher Zeit Sie völlig geheilt seyn werden," erwiederte der Doctor liebreich. „Sie sind auf einem herrlichen Wege; aber . . ."

„Immer dieses unverschämte und thörichte Possenspiel," rief das Fräulein von Cardoville aus, den Doctor mit Entrüstung unterbrechend, „ich fordere Sie auf und wenn es seyn muß bitte ich Sie, mir zu sagen,

wie lang' ich noch in diesem entsetzlichen Hause eingesperrt seyn muß? denn endlich werd' ich es doch verlassen vermuthlich?"

„Gewiß, ich hoff' es wohl," antwortete der Jesuit in kurzer Robe mit Salbung; „aber wann? ich weiß es nicht. Uebrigens muß ich Ihnen freimüthig gestehen, daß alle Vorsichtsmaßregeln genommen sind, daß ähnliche Versuche, wie der in jener Nacht, sich nicht mehr erneuern; die strengste Ueberwachung ist angeordnet, damit Sie keine Verbindung mit Außen haben. Und dieß in Ihrem Interesse, damit Ihr armer Kopf nicht wiederholt gefährlich aufgeregt werde."

„Also, mein Herr," erwiederte Adriane fast erschrocken, „im Vergleiche zu dem, was mich erwartet, waren die verflossenen Tage, Tage der Freiheit."

„Ihr Interesse vor Allem," entgegnete der Doctor mit eindringlichem Tone.

Indem das Fräulein von Cardoville die Ohnmacht ihres Unwillens und ihrer tiefen Betrübniß fühlte, stieß sie einen herzzerreissenden Ton aus, und verbarg ihr Antlitz in ihren Händen In diesem Augenblicke hörte man eilige Schritte vor der Thüre; eine Wächterin des Hauses, nachdem sie angeklopft hatte, trat ein.

„Mein Herr," sagte sie zum Doctor mit einer erschrockenen Miene, „zwei Herren sind unten, die Sie unverzüglich zu sprechen wünschen, so wie auch das Fräulein." — Adriane blickte rasch empor; ihre Augen waren in Thränen gebadet.

„Wie heißen diese Personen?“ fragte Herr Baleinier sehr erstaunt.

„Der Eine von ihnen hat zu mir gesagt,“ fuhr die Wächterin fort, „sagen Sie dem Herrn Doctor, daß ich ein Gerichtsbeamter bin, und daß ich komme, um in diesem Hause einen das Fräulein von Cardoville betreffenden gerichtlichen Auftrag zu vollziehen.“

„Ein Gerichtsbeamte!“ — rief der Jesuit in kurzer Robe aus, purpurroth werdend, und unfähig, seine Bestürzung und Unruhe zu bemeistern.

„Ah! Gott sey gelobt!“ rief Adriane aus, sich lebhaft erhebend, das Gesicht von Hoffnung strahlend unter Thränen; „meine Freunde sind rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden! Die Stunde der Gerechtigkeit ist gekommen!“

„Bitten Sie diese Herren, heraufzukommen,“ sagte der Doctor Baleinier zur Wächterin nach kurzem Nachdenken.

Dann, mit immer bewegterer und unruhigerer Physiognomie sich Adrianen mit einer harten, fast drohenden Miene nähernd, die mit der gewöhnlichen Ruhe seines heuchlerischen Lächelns contrastirte, sagte der Jesuit in kurzer Robe leise zu ihr: „Hüten Sie sich, mein Fräulein! jubeln Sie nicht zu früh!“

„Ich fürchte Sie jetzt nicht mehr!“ erwiederte das Fräulein von Cardoville, mit blitzendem und freudestrahlendem Auge. „Herr von Montbron wird, nach Paris zurückgekehrt, ohne Zweifel rechtzeitig in Kennt-

niß gesetzt worden seyn; er begleitet den Gerichtsbeamten; er kommt, mich zu befreien!" Dann fügte Adriane mit einem Tone bitterer Ironie hinzu: „Ich bedauere Sie, mein Herr, Sie und Ihre Genossen.

„Mein Fräulein," rief Doctor Baleinier aus, der seine steigende Angst nicht mehr verhehlen konnte, „ich wiederhole es Ihnen, hüten Sie sich, denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe. Ihre Klage wird nothwendig... Sie verstehen... wird nothwendig die Offenbarung dessen nach sich ziehen, was während der neulichen Nacht geschehen ist. Hüten Sie sich! das Schicksal, die Ehre jenes Soldaten und seines Sohnes liegt in Ihren Händen. Denken Sie daran, die Galeeren drohen ihnen."

„O! ich lasse mich von Ihnen nicht täuschen, mein Herr, Sie machen mir eine verfehlte Drohung; zeigen Sie also wenigstens den Muth, mir zu sagen, ob Sie, wenn ich bei diesem Gerichtsbeamten mich beklage, alsogleich den Soldaten und seinen Sohn anzeigen werden?"

„Ich wiederhole Ihnen, daß, wenn sie Klage stellen, diese Leute da verloren sind," antwortete der Jesuit in kurzer Robe auf zweideutige Weise.

Erschüttert von dem, was wirklich Gefährliches in des Doctors Drohungen lag, rief Adriane aus: „Aber mein Herr, glauben Sie, daß ich lügen werde, wenn dieser Gerichtsbeamte mich ausfragt?"

„Sie werden antworten, was wahr ist. Uebrigens,"

beeilte sich der Doctor Baleinier in der Hoffnung seinen Zweck zu erreichen, zu sagen: „Sie werden antworten, daß Sie sich vor einigen Tagen in einem solchen Zustande geistiger Exaltation befanden, daß man in Ihrem eigenen Interesse zu glauben veranlaßt war, Sie wider ihr Wissen hieher bringen zu müssen, daß aber jetzt Ihr Zustand sich sehr verbessert habe, daß Sie das Nützliche der Maßregel anerkennen, welche man in Ihrem Interesse ergreifen mußte. Ich werde diese Worte bestätigen; denn im Grunde ist dieß die Wahrheit."

„Niemals!" rief das Fräulein von Cardoville mit Entrüstung aus, „niemals werde ich die Mitschuldige einer so infamen Lüge seyn, niemals werde ich die Niederträchtigkeit begehen, auf solche Art die abscheuliche Behandlung zu rechtfertigen, durch die ich so sehr gelitten habe."

„Da kommt der Gerichtsbeamte," sagte Herr Baleinier, ein Geräusch von Tritten vor der Thüre vernehmend. „Hüten Sie sich."

Wirklich ging die Thüre auf, und zum unaussprechlichen Erstaunen des Doctors erschien Rodin, begleitet von einem Manne in schwarzem Anzuge, von würdiger und ernster Physiognomie. Rodin, im Interesse seiner Pläne, und aus Gründen arglistiger Klugheit, wie man später erfahren wird, weit entfernt, den Pater von Aigrigny und folglich den Doctor von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß zu setzen, den er mit einem Gerichtsbeamten in der Heilanstalt zu machen gedachte,

hatte im Gegentheile am Tage vorher, wie schon gesagt dem Herrn Baleinier auftragen lassen, das Fräulein von Cardoville noch enger zu verwahren. Man begreift sohin das doppelte Erstaunen des Doctors, als er diesen Gerichtsbeamten, dessen unvorhergesehene Anwesenheit und imponirende Physiognomie ihn schon außerordentlich beunruhigten, als er, sagen wir, ihn an der Seite Rodin's eintreten sah, des demüthigen und unbedeutenden Secretärs des Abbé von Aigrigny.

Gleich an der Thüre hatte Rodin, schmutzig gekleidet, wie immer, mit einer zugleich ehrerbietigen und theilnehmenden Geberde, das Fräulein von Cardoville dem Gerichtsbeamten gewiesen. Dann während dieser, oder bei dem Anblicke der seltenen Schönheit Adrianens eine Bewegung der Bewunderung nicht verhalten konnte, sie mit eben so großem Erstaunen als Interesse zu betrachten schien, zog sich der Jesuit bescheiden einige Schritte zurück. Der Doctor Baleinier, vom höchsten Erstaunen ergriffen, in der Hoffnung, sich Rodin verständlich zu machen, gab ihm unaufhörlich Zeichen des Einverständnisses, indem er ihn so über die unvermuthete Ankunft des Gerichtsbeamten zu befragen suchte. Ein weiterer Grund zur Bestürzung für Herrn Baleinier: Rodin schien ihn nicht zu kennen, von seiner ausdrucksvollen Pantomime nichts zu verstehen, und betrachtete ihn mit einer erkünstelten Verwunderung. Endlich, in dem Augenblicke, da der Doctor, ungeduldig ge-

worden, seine stummen Fragen verdoppelte, näherte sich Rodin um einen Schritt, streckte seinen schiefen Hals gegen ihn, und sagte zu ihm mit sehr lauter Stimme:

„Was beliebt, Herr Doctor?“

Bei diesen Worten, welche Valeinier völlig aus der Fassung brachten, und das seit einigen Sekunden geherrschte Schweigen brachen, kehrte sich der Gerichtsbeamte um, und Rodin fügte mit unstörbarer Kaltblütigkeit hinzu: „Seit unserer Ankunft giebt mir der Herr Doctor alle Arten geheimnißvoller Zeichen. Ich denke, daß er mir etwas sehr Vertrauliches mitzutheilen habe. Da ich nichts Geheimes habe, bitte ich ihn, sich ganz laut zu erklären.“

Diese Erwiederung, welche Herrn Valeinier so sehr in Verlegenheit setzen mußte, mit einem angreifenden Tone ausgesprochen, und begleitet von einem Blicke voll eisiger Kälte, stürzte den Arzt in eine neue und so tiefe Betäubung, daß er einige Augenblicke da stand, ohne zu antworten. Sicherlich war der Gerichtsbeamte über diesen Zwischenfall und das ihm folgende Schweigen betroffen; denn er warf auf Herrn Valeinier einen sehr strengen Blick. Das Fräulein von Cardoville, welches Herrn von Montbron eintreten zu sehen erwartete, war gleichfalls außerordentlich erstaunt.

Sechstes Kapitel.

Der Ankläger.

Herr Baleinier, durch die unvermuthete Gegenwart eines Gerichtsbeamten, und durch Rodin's unerklärbares Benehmen einen Augenblick verwirrt, gewann bald seine Kaltblütigkeit wieder, und sagte zu seinem Mitbruder in langer Robe: „Daß ich versuchte, Ihnen mich durch Zeichen verständlich zu machen, geschah nur, weil ich das Schweigen zu respektiren wünschte, welches der Herr in mein Zimmer tretend beobachtete (der Doctor wies mit einem Blicke auf den Gerichtsbeamten) und Ihnen doch meine Ueberraschung über einen Besuch bezeigen wollte, auf dessen Ehre ich nicht gefaßt war.“

„Dem Fräulein werde ich den Grund meines Schweigens erklären, mein Herr, und sie um gefällige Entschuldigung hiewegen bitten,“ erwiederte der Gerichts-Beamte, verbeugte sich leicht vor Adrianen, und fuhr fort, gegen sie gewendet, zu sprechen: „So eben ist mir, Sie betreffend, eine so wichtige Anzeige gemacht worden, daß ich mich nicht enthalten konnte, bei Ihrem Anblicke einen Augenblick stumm und nachsinnend zu bleiben, indem ich in Ihrer Physiognomie zu lesen suchte, in Ihrem Benehmen, ob die Anklage, welche man in meine Hände niedergelegt, gegründet sey, und ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie es wirklich ist.“

„Werde ich nun wohl erfahren können, mein Herr,“

sagte der Doctor Baleinier in einem durchaus artigen, aber festen Tone, — „mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen?"

„Mein Herr, ich bin Untersuchungsrichter, und komme, meine Ansicht über eine mir bezeichnete Thatsache aufzuklären."

„Mein Herr, wollen Sie mir die Ehre erweisen, sich zu erklären," entgegnete der Doctor, sich verbeugend.

„Mein Herr," erwiederte der Gerichtsbeamte, Namens Herr von Gernande, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, voll Festigkeit, Redlichkeit, der die strengen Pflichten seines Berufes mit wohlwollender Artigkeit zu verbinden wußte, „mein Herr, man beschuldiget Sie, einen sehr schweren Irrthum, um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen, begangen zu haben. Was die Art dieses Irrthumes betrifft, so will ich lieber glauben, daß Sie, mein Herr, einer der Vorzüglichsten in der Wissenschaft, in der Würdigung eines medicinischen Falles sich vollständig irren konnten, als vermuthen, daß Sie Alles vergessen hätten, was Heiliges in der Ausübung eines Berufes liegt, der fast ein Priesteramt ist..."

„Wenn Sie mir die Thatsachen werden einzeln angegeben haben, mein Herr," versetzte der Jesuit in kurzer Robe mit einem gewissen Hochmuthe, „wird es mir leicht seyn, zu beweisen, daß sowohl mein wissenschaftliches Bewußtseyn, als mein Bewußtseyn eines ehrlichen Mannes, gegen jeden Vorwurf geschützt ist."

„Mein Fräulein,“ sagte Herr von Gernande, an Adrianen sich wendend, „ist es wahr, daß Sie auf eine listige Weise in dieses Haus gebracht worden sind?“

„Mein Herr!“ rief Herr Baleinier aus, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß die Art, auf welche Sie diese Frage stellen, für mich höchst beleidigend ist.“

„Mein Herr, das Fräulein ist's, an welches ich das Wort zu richten die Ehre habe,“ entgegnete Herr von Gernande streng; „und ich allein bin Richter über die Schicklichkeit meiner Fragen.“

Adriane wollte auf die Frage des Gerichtsbeamten bejahend antworten, als ein ausdrucksvoller Blick des Doctors Baleinier sie erinnerte, daß sie Dagobert und dessen Sohn harten Verfolgungen aussetzen würde. Kein gemeines und niedriges Rachegefühl beseelte Adrianen, sondern eine gerechte Entrüstung über abscheuliche Heucheleien; sie hätte es für eine Feigheit gehalten, sie nicht zu entlarven; da sie aber den Versuch machen wollte, Alles auszugleichen, sagte sie zum Gerichtsbeamten mit einem Tone voll Milde und Würde: „Mein Herr, erlauben Sie auch mir, eine Frage an Sie zu stellen.“

„Sprechen Sie, mein Fräulein.“

„Wird die Antwort, die ich Ihnen geben werde, von Ihnen für eine förmliche Anklage gehalten?“

„Ich komme hieher, mein Fräulein, um vor Allem die Wahrheit zu erforschen; keine Rücksicht darf Sie verleiten, sie zu verhehlen.“

„Es mag seyn, mein Herr," entgegnete Adriane; „aber setzen Sie den Fall, ich hätte gerechte Ursachen zur Klage, ich brächte sie bei Ihnen vor, um die Ermächtigung zu erhalten, dieses Haus zu verlassen. Würde es mir dann erlaubt seyn, meiner Ihnen gemachten Erklärung keine Folge zu geben?"

„Sie werden ohne Zweifel von jeder Verfolgung abstehen können, mein Fräulein; aber das Gericht wird die Sache im Namen der Gesellschaft aufnehmen, wenn diese in Ihrer Person verletzt worden ist."

„Wäre die Verzeihung mir untersagt, mein Herr? Würde ein verachtendes Vergessen des Bösen, das man mir zugefügt, mich nicht hinlänglich rächen?"

„Sie werden persönlich verzeihen, vergessen können, mein Fräulein; aber ich habe die Ehre, es Ihnen zu wiederholen, die Gesellschaft kann in dem Falle, daß Sie das Opfer eines strafbaren, listigen Anschlages gewesen wären, nicht die nämliche Nachsicht zeigen, und ich habe allen Grund, zu besorgen, daß es sich so verhalten habe. Die Art, wie Sie sich ausdrücken, der Edelmuth Ihrer Gesinnungen, die Ruhe, die Würde Ihres Benehmens, Alles zwingt mich, zu glauben, daß man mir die Wahrheit gesagt habe."

„Ich hoffe, mein Herr," sagte der Doctor Baleinier, seine Kaltblütigkeit wieder gewinnend, „daß Sie mir mindestens die gegen mich erhobene Anklage mittheilen werden?"

„Man hat mir behauptet, mein Herr," erwiederte

der Gerichtsbeamte mit einem strengen Tone, „daß das Fräulein von Cardoville auf eine listige Weise hieher gebracht worden sey.“

„Auf eine listige Weise?“

„Ja, mein Herr.“

„Es ist wahr, das Fräulein ist auf eine listige Weise hieher gebracht worden,“ versetzte der Jesuit in kurzer Robe nach einem Momente des Schweigens.

„Sie gestehen es ein,“ fragte Herr von Gernande.

„Ja, mein Herr, ich gestehe ein, zu einem Mittel Zuflucht genommen zu haben, das man leider anwenden muß, wenn die Personen, die unserer Pflege bedürfen, kein Bewußtseyn ihres traurigen Zustandes haben.“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete der Gerichtsbeamte, „man hat mir angezeigt, daß das Fräulein von Cardoville Ihrer Pflege niemals bedurft hatte.“

„Dieß ist eine Frage gesetzlicher Arzneiwissenschaft, über welche zu entscheiden das Gericht nicht allein berufen ist, mein Herr, und die contradictorisch geprüft und debattirt werden muß,“ sagte Herr Baleinier, seine ganze Zuversicht wieder aufraffend.

„Diese Frage wird in der That, mein Herr, um so ernstlicher debattirt werden, da man Sie beschuldiget, das Fräulein von Cardoville hier eingesperrt zu haben, obwohl sie im Besitze ihrer vollen Vernunft war.“

„Und darf ich Sie fragen,“ sagte Herr Baleinier mit einem leichten Achselzucken und mit ironischem Tone, „zu welchem Zwecke, in welchem Interesse ich eine solche

Unwürdigkeit begangen hätte, gesetzt, daß mein Ruf mich nicht über eine so abscheuliche und so absurde Anklage erheben würde?"

„Sie hätten, mein Herr, zu dem Zwecke gehandelt, ein im Interesse der Habsucht gegen das Fräulein von Cardoville angesponnenes Familiencomplott zu begünstigen."

„Und wer hat es gewagt, mein Herr, eine so verleumderische Anklage zu stellen?" rief der Doctor Baleinier mit aufwallendem Unwillen aus; „wer hat die Keckheit gehabt, einen achtungswürdigen, und, ich darf es sagen, in jeder Beziehung geachteten Mann anzuklagen, der Mitschuldige dieser Niederträchtigkeit gewesen zu seyn?"

„Ich bin's," sagte Rodin kalt.

„Sie!" rief der Doctor Baleinier aus, und blieb, zwei Schritte zurückprallend, wie niedergedonnert.

„Ich bin's, der Sie anklagt," fuhr Rodin fort, mit deutlicher und kurzer Stimme.

„Ja, dieser Herr ist es, welcher erst heute früh, mit genügenden Beweisen versehen, gekommen ist, meine Einschreitung zu Gunsten des Fräuleins von Cardoville zu verlangen," sagte der Gerichtsbeamte, einen Schritt zurücktretend, damit Adriane ihren Vertheidiger sehen konnte.

Bis jetzt war bei diesem Auftritte Rodin's Name noch nicht genannt worden; das Fräulein von Cardoville hatte oft vom Sekretäre des Abbé von Aigrigny

sprechen hören, unter widrigen Beziehungen; aber da sie ihn nie gesehen hatte, wußte sie nicht, daß ihr Befreier kein Anderer war, als jener Jesuit; daher warf sie sogleich auf ihn einen mit Neugier, Theilnahme, Erstaunen und Dankbarkeit gemischten Blick. — Rodin's leichenhaftes Gesicht, seine abstossende Häßlichkeit, seine schmutzige Kleidung hätten einige Tage früher Adrianen vielleicht einen unüberwindlichen Eckel erregt; aber da das junge Mädchen sich erinnerte, daß die arme, schwächliche, mißgestaltete und fast in Lumpen gekleidete Mayeur, ungeachtet ihres unangenehmen Aeußern eines der edelsten Herzen besaß, die man bewundern konnte, war diese Erinnerung dem Jesuiten besonders günstig. Das Fräulein von Cardoville vergaß, daß er häßlich und schmutzig war, um zu bedenken, daß er alt war, daß er arm schien, und ihr zu Hülfe kam. Der Doctor Baleinier, ungeachtet seiner List, seiner kecken Heuchelei, seiner Geistesgegenwart, konnte nicht verhehlen, wie sehr Rodin's Anklage ihn bestürzt machte; sein Kopf verwirrte sich bei dem Gedanken, daß gerade am folgenden Tage nach der Verwahrung Adrianens in diesem Hause, der unversöhnliche Zuruf Rodin's durch den Schieber an der Zimmerthüre es war, der ihn, Baleinier, verhinderte, dem Mitleiden nachzugeben, das ihm der verzweiflungsvolle Schmerz dieses fast zum Zweifel an ihrer Vernunft gebrachten unglücklichen jungen Mädchens einflößte.

Und Rodin war's, der so Unerbittliche, der Ver-

traute, der ergebene Diener des Paters von Aigrigny, welcher den Doctor anklagte, und einen Gerichtsbeamten mitbrachte, um Adrianens Freilassung zu erhalten während noch am Abende vorher der Pater von Aigrigny angeordnet hatte, die Strenge gegen sie zu verdoppeln! Der Jesuit in kurzer Robe bildete sich ein, daß Rodin den Pater von Aigrigny auf eine abscheuliche Art verrathe, und daß die Freunde des Fräuleins von Cardoville diesen armseligen Secretär bestochen und in Sold genommen hätten; daher Herr Baleinier, durch das erbittert, was er für einen entsetzlichen Verrath hielt, von Neuem mit Entrüstung und mit von Zorn unterbrochener Stimme ausrief: „Und Sie sind's, mein Herr. Sie, der es wagt, mich anzuklagen, Sie der noch vor wenigen Tagen. —"

Dann, erwägend, daß, Rodin der Mitschuld anklagen sich selbst anklagen hieße, gab er sich die Miene, einer allzu lebhaften Gemüthsaufregung nachzugeben, und fuhr mit Bitterkeit fort: „Ah! mein Herr, mein Herr. Sie sind die letzte Person, die ich einer so abscheulichen Anklage fähig gehalten hätte, das ist schändlich!"

„Und wer konnte denn besser, als ich, diese Nichtswürdigkeit anzeigen? —" antwortete Rodin mit einem rauhen und spröden Tone. „War ich nicht in der Lage zu erfahren, aber leider zu spät, von welchem listigen Anschlage das Fräulein von Cardoville und noch Andere die Opfer waren? Was war sodann meine Pflicht als ein rechtschaffener Mann? Den Herrn Gerichtsbeamten

in Kenntniß zu setzen, ihm zu beweisen, was ich vorbrachte, und ihn hieher zu begleiten. Dieß ist's was ich gethan habe."

„Also, Herr Gerichtsbeamte," fuhr der Doctor Baleinier fort, „ich bin nicht der Einzige, den dieser Mann anklagt, sondern er wagt es auch noch anzuklagen. —"

„Ich klage den Herrn Abbé von Aigrigny an," erwiederte Rodin mit lauter und schneidender Stimme, den Doctor unterbrechend, „ich klage die Frau von Saint-Dizier an, ich klage Sie an, Sie, mein Herr, aus einem niedrigen Interesse das Fräulein von Cardoville in dieses Haus, und die Töchter des Herrn Marschalls Simon in das anstossende Kloster eingesperrt zu haben. Ist dieß klar?"

„Ach! dieß ist nur allzuwahr," sagte Adriane lebhaft; „ich habe diese armen, sehr verweinten Kinder, mir Verzweiflungszeichen geben sehen."

Rodin's Anklage bezüglich auf die Waisen, war für den Doctor Baleinier ein neuer und furchtbarer Schlag. Es war nun mehr als überflüssig bewiesen, daß der Verräther völlig in das feindliche Lager übergegangen war. Da er diesem in Verlegenheit setzenden Auftritte bald ein Ende zu machen wünschte, sagte er zum Gerichtsbeamten, bemüht, gute Fassung zu zeigen, ungeachtet seiner lebhaften Gemüthsbewegung: „Ich könnte mich, mein Herr, darauf beschränken, Schweigen zu beobachten und derlei Anschuldigungen zu verachten, bis ihnen ein richterlicher Ausspruch irgend eine Auctorität

verliehen hätte. Aber rein in meinem Gewissen, wende ich mich an das Fräulein von Cardoville selbst, und bitte sie, zu sagen, ob ich ihr nicht erst noch diesen Morgen ankündigte, daß ihre Gesundheit bald in einem hinreichend entsprechenden Zustande seyn würde, um dieses Haus verlassen zu können. Ich beschwöre das Fräulein im Namen ihrer wohlbekannten Loyalität, mir zu antworten, ob ich nicht so gesprochen, ob ich, also sprechend, mich nicht allein mit ihr befunden habe, und ob —

„Gehen Sie doch, mein Herr!" sagte Rodin, Baleinier grob unterbrechend; „setzen Sie den Fall, daß dieses liebe Fräulein dieß aus purer Großmuth bejaht, was beweiset es zu Ihren Gunsten? Gar nichts."

„Wie, mein Herr" rief der Doctor aus, „Sie erlauben sich. . ."

„Ich erlaube mir, Sie ohne Ihre Genehmigung zu entlarven; freilich ist dieß eine Unannehmlichkeit; aber was haben Sie uns denn eben gesagt? daß Sie, allein mit dem Fräulein von Cardoville, mit ihr gesprochen haben, als wäre sie wahrhaftig wahnsinnig. Parbleu! das ist doch sehr beweisend!"

„Aber, mein Herr" sagte der Doctor.

„Aber, mein Herr," fuhr Rodin fort, ohne ihn weiter sprechen zu lassen, „es ist offenbar, daß Sie in der Voraussicht dessen, was heute geschieht, um sich eine Ausflucht zu bereiten, von Ihrer abscheulichen Lüge überzeugt zu seyn sich stellten, gerade in den Augen dieses armen Fräuleins, um späterhin Ihre angebliche Ueber=

zeugung als ein Rechtsmittel vorbringen zu können. Gehen Sie doch! Personen von gesundem Verstande und geradem Herzen erzählt man keine solchen Mährchen."

„Ah, mein Herr!" rief Baleinier zornig aus.

„Ah, mein Herr," fuhr Rodin mit einer lauteren Stimme, und immer jene des Doctors dominirenden, fort: „ist es wahr oder nicht, daß Sie die Ausflucht sich vorbehalten, diese abscheuliche Freiheitsberaubung auf einen wissenschaftlichen Irrthum zu schieben? Ich sage ja, und füge bei, daß Sie sich aus dem Handel gezogen wähnen, weil Sie nun sagen: durch meine Bemühungen hat das Fräulein ihre Vernunft wieder erhalten: was will man mehr?"

„Ich sage dieß, mein Herr, und behaupte es."

„Sie behaupten eine Unwahrheit; denn es ist bewiesen, daß die Vernunft des Fräuleins nie einen Augenblick verirrt gewesen ist."

„Und ich, mein Herr, behaupte, daß sie es gewesen ist."

„Und ich, mein Herr, werde das Gegentheil beweisen," sagte Rodin.

„Sie? und wie so?" rief der Doctor aus.

„Ich werde mich wohl hüten, Ihnen dieß vor der Hand zu sagen, wie Sie wohl denken;" antwortete Rodin mit einem ironischen Lächeln; dann fügte er mit Unwillen hinzu: „Aber sehen Sie, mein Herr, Sie sollten vor Scham vergehen, daß Sie es wagen, eine solche Streitfrage in Anwesenheit des Fräuleins anzuregen; ersparen Sie ihr wenigstens eine solche Erörterung."

„Mein Herr!“

„Gehen Sie doch! Pfui, mein Herr, sag ich Ihnen, pfui! dieß vor dem Fräulein zu behaupten, ist abscheulich; abscheulich, wenn Sie die Wahrheit sagen, abscheulich, wenn Sie lügen,“ fuhr Rodin mit Ekel fort.

„Aber dieß ist eine unbegreifliche Erbitterung,“ rief der Jesuit in kurzer Robe erzürnt aus; „und es dünkt mir, daß der Herr Gerichtsbeamte Parteilichkeit zeigt, indem er so grelle Verleumdungen gegen mich aufhäufen läßt!“

„Mein Herr,“ erwiederte Herr von Gernande streng, „ich habe nicht nur das Recht, zu hören, sondern auch jedes contradictorische Gespräch zu veranlassen, sobald es zur Aufklärung der Sache dient, aus allem dem, selbst nach Ihrer Ansicht, Herr Doctor, geht hervor daß der Gesundheitszustand des Fräuleins von Cardoville befriedigend genug ist, daß sie gleich heute zu ihrer Familie zurückkehren kann.“

„Mindestens seh' ich darin keine sehr wichtige Unzulässigkeit, mein Herr,“ sagte der Doctor; „nur behaupte ich, daß die Heilung nicht so vollständig sei, als sie hätte seyn können, und ich lehne jede Verantwortlichkeit für die Zukunft in dieser Beziehung ab.“

„Sie können dieß um so leichter,“ sagte Rodin, — „als es zweifelhaft ist, ob das Fräulein fortan sich an Ihre honetten Kenntnisse wenden werde.“

„Es ist also überflüssig, von meiner Initiative Gebrauch zu machen, um von Ihnen zu verlangen, dem

Fräulein von Cardoville die Thüre dieses Hauses unverzüglich zu öffnen," sagte der Gerichtsbeamte zum Doctor.

„Das Fräulein ist frei," erwiederte Baleinier, „vollkommen frei."

„Was die Frage betrifft, zu wissen, ob Sie das Fräulein vermittelst eines Vorwandes von Wahnsinn ihrer Freiheit beraubt haben, ist dieselbe bei dem Gerichte anhängig, mein Herr; Sie werden gehört werden."

„Ich bin ruhig, mein Herr," versetzte Baleinier, sich wohl gefaßt stellend, „mein Gewissen wirft mir nichts vor."

„Ich wünsche es, mein Herr," sagte Herr von Gernande. „Wie gewichtig auch der Anschein seyn möge, und vorzüglich wenn es sich um Personen in einer Stellung handelt, wie die Ihrige, mein Herr, wünschen wir immer Unschuldige zu finden." Dann sprach er zu Adrianen: „Ich begreife Alles, mein Fräulein, was diese Scene für Ihr Zartgefühl und für Ihren Edelmuth Peinliches und Verletzendes hat, es wird späterhin von Ihnen abhangen, eine Civilklage gegen Herrn Baleinier zu stellen, oder der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. . . "

„Noch ein Wort, der Mann von Herz und Loyalität (der Gerichtsbeamte wies auf Rodin) der Ihre Vertheidigung auf eine so freimüthige, so uneigennützige Weise übernommen hat, sagte mir, er glaube zu wissen, daß Sie vielleicht der Töchter des Herrn Marschalls Simon sich vorläufig anzunehmen wünschten, ich werde

sie sogleich dem Kloster abfordern, wohin sie gleichfalls auf eine listige Weise gebracht worden sind."

„In der That, mein Herr," entgegnete Adriane, „war es, so wie ich die Ankunft der Töchter des Herrn Marschalls Simon in Paris erfahren habe, meine Absicht gewesen, ihnen eine Wohnung bei mir anzubieten. Die Fräulein Simon sind meine nahen Verwandten. Es ist für mich eine Pflicht, und zugleich ein Vergnügen, sie als meine Schwestern zu behandeln. Ich werde Ihnen also, mein Herr, doppelt dankbar seyn, wenn Sie sie mir anvertrauen wollen."

„Ich glaube, in ihrem Interesse nichts Besseres thun zu können," versetzte Herr von Gernande.

Dann sagte er zu Herrn Baleinier: „Werden Sie einwilligen, mein Herr, daß ich die Fräulein Simon alsogleich hieher bringe? Ich will sie holen, während das Fräulein von Cardoville die Vorbereitungen zum Abgange treffen wird; Sie werden dann dieses Haus mit ihren Verwandten verlassen können.

„Ich bitte das Fräulein von Cardoville, über dieses Haus bis zum Momente ihres Abganges, wie über das ihrige zu verfügen, —" versetzte Herr Baleinier. „Mein Wagen wird ihr zu Befehl stehen, um sie fortzuführen."

„Mein Fräulein," sagte der Gerichtsbeamte, sich Adrianen nähernd, „ohne vorläufig über den Fall zu entscheiden, der nächstens bei Gericht verhandelt werden wird, darf ich Ihnen doch mein Bedauern ausdrücken, nicht früher zu Ihnen gerufen worden zu seyn; ich hätte

Ihnen einige Tage peinlichen Leidens ersparen können, denn Ihre Lage muß wohl peinlich gewesen seyn."

„Mindestens wird mir inmitten dieser traurigen Tage, mein Herr," sagte Adriane mit anmuthvoller Würde, „eine gute und rührende Erinnerung bleiben, jene der Theilnahme, die Sie mir bezeigt haben, und ich hoffe, daß Sie mich wohl in den Stand setzen werden, Ihnen in meinem Hause zu danken, nicht für die Gerechtigkeit, die Sie mir gewährt, sondern für die so wohlwollende, und ich darf sagen, so väterliche Art, womit Sie sie mir bethätigt haben. Und dann, mein Herr," fügte das Fräulein von Cardoville huldvoll lächelnd bei, „liegt mir daran, Ihnen zu beweisen, daß meine sogenannte Heilung eine sehr wirkliche ist." Herr von Gernande verbeugte sich ehrerbietig vor dem Fräulein von Cardoville. Während der kurzen Unterredung des Gerichtsbeamten und Adrianens, hatten beide dem Herrn Baleinier und Rodin völlig den Rücken gewendet. Der Letztere, diesen Moment benützend, steckte dem Doktor rasch ein Billet in die Hand, welches er so eben mit Bleistift auf dem Boden seines Hutes geschrieben hatte. Baleinier blickte Rodin erstaunt, betäubt an. Dieser machte ein geheimes Zeichen, indem er mit dem Daumen an seine Stirne fuhr, die er zweimal senkrecht furchte, und dann unempfindsam blieb. Dieß war so schnell geschehen, daß als Herr von Gernande sich umkehrte, Rodin, einige Schritte vom Doktor Baleinier entfernt, das Fräulein von Cardoville mit achtungsvoller Theilnahme anschaute.

„Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, mein Herr," sagte der Doktor, dem Gerichtsbeamten vorangehend, welchen das Fräulein von Cardoville voll Leutseligkeit grüßte.

Beide gingen fort. Rodin blieb bei dem Fräulein von Cardoville allein. Nachdem Herr Baleinier den Herrn von Gernande bis zum äußern Hausthore begleitet hatte, beeilte er sich, das von Rodin mit Bleistift geschriebene Billet zu lesen, welches folgenden Inhaltes war:

„Der Gerichtsbeamte geht auf der Straße in's Kloster, „eilen Sie durch den Garten dahin, sagen Sie der Oberin, „die Weisung zu vollziehen, welche ich hinsichtlich der „beiden jungen Mädchen ertheilt habe; dieß ist von höch„ster Wichtigkeit."

Das von Rodin ihm gemachte geheime Zeichen, und der Inhalt dieses Billettes, bewiesen dem Doktor Baleinier, der an diesem Tage von Verwunderung zu Erstaunen überging, daß der Secretär des hochwürdigen Paters, weit entfernt, zu verrathen, immer zur größeren Ehre Gottes handelte. Nur suchte Herr Baleinier, immer völlig gehorsam, den Beweggrund des unerklärbaren Verfahrens Rodin's vergebens zu begreifen, der soeben eine Sache vor Gericht gezogen hatte, die man lieber vertuschen sollte, und welche für den Pater von Aigrigny, für das Fräulein von Saint-Dizier, und für Baleinier selbst, die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen konnte. Doch kehren wir zu Rodin zurück, der bei dem Fräulein von Cardoville allein geblieben war

Siebentes Kapitel.

Der Secretär des Paters von Aigrigny.

Kaum hatten sich der Gerichtsbeamte und der Doktor Baleinier entfernt, als das Fräulein von Cardoville, deren Antlitz von Glück strahlte, Rodin mit einer Mischung von Achtung und Dankbarkeit anblickend, ausrief: „Endlich, Dank Ihnen, mein Herr, bin ich frei, frei. O! nie hab' ich es so ganz gefühlt, welches Behagen, welche Fülle von Wonne, welcher Herzensaufschwung in diesem anbetungswürdigen Worte liegt: Freiheit!!"

Und Adrianens Herz pochte; ihre rosigen Nüstern erweiterten sich, ihre Purpurlippen öffneten sich halb, wie wenn sie mit Entzücken eine belebende und reine Luft geathmet hätte.

„Ich bin seit wenigen Tagen in diesem entsetzlichen Hause," fuhr sie fort, „aber ich habe in meiner Gefangenschaft gelitten genug, um das Gelübde zu thun, jährlich einige arme, wegen Schulden Gefangene, freizukaufen. Dieses Gelübde dünkt Ihnen ohne Zweifel ein wenig mittelalterlich," fügte sie lächelnd bei. „aber man muß aus jener edlen Epoche nicht bloß seine Möbel und seine Kirchenfenster nehmen. Doppelten Dank also, mein Herr; denn ich mache Sie zum Theilnehmer an diesem Gedanken der Befreiung, der, wie Sie sehen, inmitten des Glückes, das ich Ihnen verdanke,

auftaucht, und von dem Sie bewegt, gerührt scheinen, Ach! möge meine Freude Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken, und Ihnen Ihre edelmüthige Hülfe vergelten!" sagte das junge Mädchen mit Begeisterung.

Wirklich bemerkte das Fräulein von Cardoville eine völlige Verwandlung in Rodin's Physiognomie. Dieser eben erst noch so harte, so schneidende, hinsichtlich des Doktors Baleinier so unbeugsame Mann, schien von den sanftesten, liebreichsten Gefühlen beseelt. Seine kleinen halb verschleierten Vipernaugen hefteten sich auf Adrianen mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Theilnahme. Dann, wie um sich plötzlich diesen Eindrücken zu entziehen, sagte er, mit sich selbst sprechend: „Weg, weg, keine Rührung. Die Zeit ist zu kostbar; meine Mission ist nicht vollbracht; nein, sie ist es nicht. Mein liebes Fräulein," fügte er hinzu, sich dann zu Adrianen wendend, „also glauben Sie mir, wir werden späterhin von Dankbarkeit sprechen. Lassen Sie uns schnell vom Gegenwärtigen reden, für Sie und für Ihre Familie so wichtig. Wissen Sie, was vorgeht?"

Adriane blickte den Jesuiten erstaunt an, und erwiederte: „Was geht denn vor, mein Herr?"

„Wissen Sie den wahren Beweggrund Ihrer Einschließung in dieses Haus? Wissen Sie, was Frau von Saint-Dizier und den Abbé von Aigrigny zu handeln veranlaßt hat?"

Indem das Fräulein von Cardoville diese verhaßten Namen aussprechen hörte, verdüsterten sich ihre eben

erst so glücklich freudigen Züge, und sie antwortete mit Bitterkeit: „Der Haß, mein Herr, hat ohne Zweifel Frau von Saint-Dizier gegen mich aufgereizt.“

„Ja, der Haß, und noch mehr der Wunsch, Sie ungestraft eines unermeßlichen Vermögens zu berauben.“

„Mich, mein Herr? und wie?“

„Sie kennen also, mein liebes Fräulein, das Interesse nicht, welches sie hatten, sich am 13. Februar in der Straße Saint-François wegen einer Erbschaft einzufinden?“

„Ich kannte dieses Datum und diese Details nicht, mein Herr; aber ich wußte unvollständig aus einigen Familienpapieren, und in Folge eines ziemlich außerordentlichen Umstandes, daß einer unserer Vorfahren“

„Eine ungeheure Summe zur Vertheilung unter seine Nachkommen hinterlassen habe, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr.“

„Was Sie leider nicht wußten, mein liebes Fräulein, war, daß die Erben gehalten waren, am 13. Februar zu einer bestimmten Stunde zusammen zu kommen; nach Verfluß dieses Tages und dieser Stunde, sollten die Saumseligen aus dem Besitze gesetzt werden. Begreifen Sie nun, warum man Sie hier eingesperrt hat, mein liebes Fräulein?“

„O! ja, ich begreife,“ rief das Fräulein von Cardoville aus; „zu dem Hasse, den meine Tante gegen mich hegte, gesellte sich die Habsucht. Alles erklärt sich. Die Töchter des Marschalls Simon, Erbinnen, wie ich, sind ihrer Freiheit beraubt worden, wie ich.“

„Und doch,“ erwiderte Rodin, „sind Sie und jene nicht die einzigen Opfer.“

„Wer sind denn die andern, mein Herr?“

„Ein junger Indier.“

„Der Prinz Djalma?“ fragte Adriane rasch.

„Er wäre beinahe durch einen Schlaftrunk vergiftet worden, im nämlichen Interesse.“

„Großer Gott!“ rief das junge Mädchen aus, erschrocken die Hände faltend. „Das ist entsetzlich! er, er, dieser junge Prinz, der einen so edlen, so großmüthigen Charakter besitzen soll. Aber ich sendete in das Schloß Cardoville. —“

„Einen vertrauten Mann, beauftragt, den Prinzen nach Paris zu bringen, ich weiß dieß, mein liebes Fräulein; allein mittelst einer List ist dieser Mann entfernt, und der junge Indier seinen Feinden ausgeliefert worden.“

„Und zur Zeit, wo ist er?“

„Ich besitze nur unbestimmte Aufschlüsse; ich weiß bloß, daß er sich in Paris befindet; aber verzweifle nicht, ihn zu finden; ich werde diese Nachforschungen mit einem fast väterlichen Eifer betreiben; denn man könnte die seltenen Eigenschaften dieses armen Königssohnes nicht genug lieben. Welches Herz, mein liebes Fräulein! welches Herz! o, das ist ein Herz von Gold, glänzend und rein, wie das Gold seiner Heimath.“

„Aber man muß den Prinzen finden, mein Herr!“ sagte Adriane mit Gemüthsbewegung. „Man muß hiewegen nichts versäumen, ich beschwöre Sie darum; er

ist mein Verwandter, er ist allein hier, ohne Stütze ohne Hülfe."

„Gewiß," entgegnete Rodin mitleidig, „das arme Kind, denn er ist fast ein Kind, achtzehn oder neunzehn Jahre alt, mitten in den Strudel von Paris geworfen, welchen Gefahren wäre er nicht ausgesetzt mit seinen neuen, glühenden, wilden Leidenschaften!"

„Doch es handelt sich zunächst darum, ihn zu finden, mein Herr," sagte Adriane lebhaft, „dann werden wir ihn diesen Gefahren entziehen. Da ich, vor meiner Einsperrung hier, seine Ankunft in Frankreich erfuhr, hatte ich einen vertrauten Mann abgesendet, um ihm die Dienste eines unbekannten Freundes anzubieten; ich sehe nun, daß diese wahnsinnige Idee, die man mir so sehr zum Vorwurfe gemacht, sehr vernünftig war. Daher leg' ich mehr als jemals Werth darauf; der Prinz gehört zu meiner Familie, ich schulde ihm eine großmüthige Gastfreundschaft; ich bestimmte für ihn den Pavillon, den ich bei meiner Tante bewohnte.

„Doch Sie, mein liebes Fräulein?"

„Heute noch will ich ein Haus beziehen, welches ich seit einiger Zeit herrichten ließ, fest entschlossen, Frau von Saint-Dizier zu verlassen, und allein zu leben nach meinem Belieben. Also, mein Herr, da es Ihre Mission ist, der gute Genius unserer Familie zu seyn, so seyen Sie eben so großmüthig gegen den Prinzen Djalma, wie Sie es gegen mich, gegen die Töchter des Mar-

schalls Simon gewesen sind; ich beschwöre Sie darum, suchen Sie den Aufenthaltsort dieses armen Königssohnes, wie Sie sagen, zu entdecken; bewahren Sie das Geheimniß, und lassen Sie in jenen Pavillon ihn führen, den ein unbekannter Freund ihm anbietet; er möge sich um nichts kümmern; man wird für alle seine Bedürfnisse sorgen; er wird leben, wie er leben soll, wie ein Prinz."

„Ja, er wird wie ein Prinz leben, Dank Ihrer königlichen Freigebigkeit. Aber nie wird eine rührende Theilnahme besser an ihrem Platze seyn. Es genügt, sein schönes und melancholisches Antlitz zu sehen, wie ich es gesehen habe, um —"

„Sie haben ihn also gesehen, mein Herr?" fragte Adriane, Rodin unterbrechend.

„Ja, mein liebes Fräulein, ich hab' ihn etwa zwei Stunden lang gesehen, und ich brauchte mehr nicht, um ihn zu beurtheilen; seine anmuthigen Züge sind der Spiegel seiner Seele."

„Und wo haben Sie ihn gesehen, mein Herr?"

„In Ihrem ehemaligen Schlosse Cardoville, mein liebes Fräulein, nicht weit von welchem der Sturm ihn geworfen, und wohin ich mich begeben hatte, um —"

Dann, nach einem Momente von Unschlüssigkeit, sprach Rodin weiter, wie von seiner Freimüthigkeit wider seinen Willen fortgerissen.

„Ei, mein Gott, wohin ich mich begeben hatte, um eine schlechte, schändliche und elende Handlung zu verüben, ich muß es wohl gestehen."

„Sie mein Herr? im Schlosse Cardoville? wegen einer schlechten Handlung! —“ rief Adriane äußerst bestürzt aus. . .

„Ach! ja, mein liebes Fräulein,“ antwortete Rodin treuherzig. „Mit einem Worte, ich hatte den Auftrag vom Herrn Abbé von Aigrigny, Ihrem ehemaligen Verwalter die Wahl zu lassen, fortgeschickt zu werden, oder sich zu einer Nichtswürdigkeit zu verstehen, ja zu etwas, was einer Spionerie und Verleumdung sehr ähnlich sah; aber der ehrliche und würdige Mann hat abgelehnt.“

„Aber wer sind Sie denn, mein Herr?“ fragte das Fräulein von Cardoville immer erstaunter.

„Ich bin Rodin, Exsecretär des Herrn Abbé von Aigrigny; sehr wenig, wie Sie sehen.“

Wir müssen darauf verzichten, den eben so demüthigen als treuherzigen Ausdruck des Jesuiten zu schildern, womit er diese Worte sprach, die er mit einer ehrerbietigen Verbeugung begleitete. Bei dieser Offenbarung fuhr das Fräulein von Cardoville hastig zurück. Wie gesagt, das Fräulein von Cardoville hatte manchmal von Rodin sprechen hören, dem demüthigen Secretäre des Abbé von Aigrigny, wie von einer Art gehorchender und passiver Maschine. Dieß war nicht Alles: der Verwalter des Landgutes Cardoville, als er an Adrianen wegen des Prinzen Djalma schrieb, hatte sich über die treulosen und niedrigen Vorschläge Rodin's beklagt. Sie fühlte also ein unbestimmtes Mißtrauen rege werden, als sie erfuhr, daß ihr Befreier der Mann sey, der

eine so abscheuliche Rolle gespielt hatte. Uebrigens wurde dieses ungünstige Gefühl durch jenes aufgewogen, das sie Rodin schuldete, und durch die Anklage, die er gegen den Abbé von Aigrigny eben erst vor dem Gerichtsbeamten so deutlich gestellt hatte, und dann endlich durch das Geständniß des Jesuiten selbst, der sich selbst anklagend, somit dem Vorwurfe zuvorkommen wollte, den man ihm machen konnte. Dennoch setzte das Fräulein von Cardoville nur mit einer Art kalter Zurückhaltung dieses von ihr mit eben so viel Freimüthigkeit, als Vertrauen und Sympathie begonnene Gespräch fort. Rodin gewahrte den von ihm verursachten Eindruck; er war seiner gewärtig; er verlor seine Fassung nicht im mindesten, als das Fräulein von Cardoville, ihm in's Gesicht schauend, und einen durchdringenden Blick auf ihn heftend, sagte: „Ah! Sie sind Herr Rodin, der Secretär des Herrn Abbé von Aigrigny?"

„Sagen Sie Exsecretär, wenn es Ihnen gefällig ist, mein liebes Fräulein," antwortete der Jesuit; „denn Sie fühlen wohl, daß ich niemals mehr über die Schwelle des Abbé von Aigrigny treten werde. Ich habe ihn zu meinem unversöhnlichen Feinde gemacht, und bin außer Dienst. Aber es liegt mir nichts daran. Was sag' ich? Aber desto besser, weil um diesen Preis Bösewichte entlarvt und ehrliche Leute gerettet worden sind."

Diese sehr einfach und sehr würdig gesprochenen Worte, führten wieder das Mitleiden in Adrianens Herz zurück. Sie dachte, daß im Grunde dieser arme

alte Mann die Wahrheit sagte. Der Haß des auf solche Art entlarvten Abbé von Aigrigny mußte unerbittlich seyn, und zudem hatte Rodin ihm getrotzt, um eine edelmüthige Offenbarung zu machen. Dennoch erwiederte das Fräulein von Cardoville kalt:

„Da Sie, mein Herr, die so schändlichen, so treulosen Vorschläge kannten, die Sie dem Verwalter des Landgutes Cardoville zu machen beauftragt waren, warum haben Sie einwilligen können, dieselben zu übernehmen?"

„Warum? Warum?" versetzte Rodin mit einer Art peinlicher Ungeduld. „Ei! mein Gott! weil ich von dem Abbé von Aigrigny völlig behext war, einem der außerordentlich gewandtesten Männer, die ich kenne, und was ich erst gestern erfahren habe, einem der außerordentlich gefährlichsten Männer, die es auf der Welt giebt; er hatte meine Gewissenszweifel beschwichtiget, indem er mich überredete, daß der Zweck die Mittel rechtfertige. Und ich muß gestehen, der Zweck, den er zu erstreben schien, war schön und groß; aber vorgestern bin ich grausam enttäuscht worden, ein Donnerschlag hat mich erweckt. Sehen Sie, mein liebes Fräulein," fügte Rodin mit einer Art von Verlegenheit und Verwirrung bei, „sprechen wir nicht mehr von meiner ärgerlichen Reise nach Cardoville. Obgleich ich nur ein unwissendes und blindes Werkzeug gewesen bin, so fühl' ich darob doch so viel Scham und Kummer, als hätte ich selbstständig gehandelt. Dieß lastet auf mir, und drückt mich zu Boden. Ich bitte Sie, sprechen wir

lieber von Ihnen, von dem, was Sie interessirt; denn die Seele erweitert sich bei großmüthigen Gedanken, wie die Brust in reiner und gesunder Luft sich erweitert."

Rodin hatte so eben aus so freiem Antriebe das Geständniß seines Fehlers gemacht; er erklärte ihn so natürlich; er schien darüber so bestürzt, daß Adriane, deren Argwohn übrigens keine andern Gründe hatte, ihr Mißtrauen sehr sich vermindern fühlte.

„Also," fuhr sie fort, immer Rodin erforschend, „in Cardoville haben Sie den Prinzen Djalma gesehen?"

„Ja, mein Fräulein, und von dieser schnellen Zusammenkunft rührt mein Wohlwollen für ihn her; daher werde ich meine Aufgabe vollständig lösen; sehen Sie ruhig, mein liebes Fräulein, eben so wenig, wie Sie, eben so wenig, wie die Töchter des Marschalls Simon, wird der Prinz ein Opfer dieses abscheulichen Komplottes werden, das leider hiebei nicht stehen geblieben ist."

„Und wen sonst noch hat es bedroht?"

Herr Hardy, ein Mann voll Ehre und Rechtschaffenheit, auch ein Verwandter von Ihnen, auch bei jener Verlassenschaft betheiliget, ist durch eine niederträchtige Verrätherei aus Paris entfernt worden. Endlich, ein letzter Erbe, ein unglüklicher Handwerker, in eine geschickt gestellte Falle gehend, wurde wegen Schulden in ein Gefängniß geworfen.„

„Aber, mein Herr," fragte Adriane plötzlich, zu wessen Vortheile ist denn dieses abscheuliche Komplott, das mich in der That erschreckt, angesponnen worden?"

„Zum Vortheile des Herrn Abbé von Aigrigny!“ antwortete Rodin.

„Er! und warum? mit welchem Rechte? er war kein Erbe?“

„Es würde zu lange währen, Ihnen dieß auseinander zu setzen, mein liebes Fräulein; Sie werden einst Alles erfahren; nur seyen Sie überzeugt, daß Ihre Familie keinen erbitteteren Feind hatte, als den Abbé von Aigrigny.“

„Mein Herr,“ erwiederte Adriane, wieder von einem Argwohne erfaßt, „ich will freimüthig mit Ihnen sprechen. Wie konnte ich die lebhafte Theilnahme, die Sie mir bezeigen, und die Sie sogar auf alle Personen meiner Familie ausdehnen, verdienen oder Ihnen einflößen?“

„Mein Gott, mein liebes Fräulein,“ antwortete Rodin lächelnd, „wenn ich es Ihnen sage, werden Sie sich über mich lustig machen, oder mich nicht begreifen.“

„Sprechen Sie, ich bitte Sie, mein Herr. Zweifeln Sie weder an mir, noch an Ihnen.

„Wohlan! ich habe mich für Sie interessirt, mich Ihrer angenommen, weil Ihr Herz edelmüthig, Ihr Geist erhaben, Ihr Character unabhängig und muthig ist. Einmal Ihnen zugethan, meiner Treu! waren mir die Ihrigen, welche zudem der Theilnahme sehr würdig sind, nicht mehr gleichgültig: denselben nützlich seyn, hieß auch Ihnen nützen.“

„Aber, mein Herr, gesetzt, daß Sie mich der allzu

schmeichelhaften Lobsprüche würdig hielten, die Sie an mich richten, wie haben Sie über mein Herz, über meinen Geist, über meinen Character urtheilen können?"

„Ich werde es Ihnen sagen, mein liebes Fräulein; aber zuvor muß ich Ihnen wieder ein Geständniß machen, darob ich mich sehr schäme. Selbst wenn Sie nicht so wundersam begabt wären, müßte, was Sie seit Ihrem Eintritte in dieses Haus gelitten haben, genügen, Ihnen die Theilnahme eines jeden fühlenden Menschen zu bewirken, nicht wahr?"

„Ich glaub es, mein Herr."

„Ich könnte also auf diese Art meine Theilnahme für Sie erklären. Wohlan! dennoch, ich gesteh' es, hätte mir dieß nicht genügt; Sie wären einfach das Fräulein von Cardoville gewesen, ein sehr reiches, sehr edles, und sehr schönes junges Mädchen, und Ihr Unglück hätte mich ohne Zweifel mit innigem Mitleiden erfüllt; allein ich würde gedacht haben: dieses arme Fräulein ist sehr zu bedauern, es mag seyn; aber was kann ich armer Mann dabei thun? Meine einzige Hülfsquelle ist meine Stelle eines Secretärs des Abbé von Aigrigny, und dieser ist's, den ich zunächst angreifen muß. Er ist allmächtig, und ich bin nichts; mit ihm kämpfen, heißt: mich zu Grunde richten, ohne Hoffnung, diese Unglückliche zu retten, während ich dagegen, Ihren Werth erkennend, mein liebes Fräulein, meiner Treu, in meiner Unbedeutenheit mich empört habe. Nein, nein, dachte ich, tausendmal nein! Eine so schöne Intelligenz, ein so edles

Herz, sollen nicht die Opfer eines abscheulichen Komplottes werden. Vielleicht werde ich im Kampfe vernichtet, aber wenigstens zu kämpfen versucht haben."

Es ist unmöglich zu sagen, mit welcher Feinheit, Energie und Empfindsamkeit Rodin diese Worte betont hatte. Auffallend widerwärtigen und abstossenden Leuten begegnet es häufig, sobald es ihnen gelungen ist, ihre Häßlichkeit vergessen zu machen, daß gerade diese Häßlichkeit ein Beweggrund der Theilnahme, des Mitleidens wird, und daß man denkt: wie Schade, daß ein solcher Geist, daß eine solche Seele in einem solchen Leibe wohnt, und man fühlt sich durch diesen Contrast ergriffen, fast gerührt. Dieß war's auch, was das Fräulein von Cardoville für Rodin zu empfinden begann; denn so brutal und insolent er sich gegen den Doctor Baleinier benahm, so einfach und liebreich war er gegen sie. Ein einziger Umstand erregte lebhaft die Neugier des Fräuleins von Cardoville, nämlich zu erfahren, wie Rodin zu der Hingebung und Bewunderung gekommen, die sie ihm einflößte.

„Verzeihen Sie mir meine indiscrete und hartnäckige Neugier, mein Herr; aber ich wünschte zu wissen . . ."

„Wie Sie mir moralisch geoffenbaret wurden, nicht wahr? Mein Gott! mein liebes Fräulein, es giebt nichts Einfacheres. Die Sache, mich kurz zu fassen, verhält sich so: Der Abbé von Aigrigny hielt mich nur für ein willenloses, stummes und blindes Werkzeug."

„Ich hielt den Herrn von Aigrigny für weit scharfsichtiger.“

„Und Sie haben Recht, mein liebes Fräulein, er ist ein Mann von unerhörtem Scharfsinne; aber ich täuschte ihn, indem ich mich mehr als einfältig stellte. Deßwegen dürfen Sie mich nicht für falsch halten . . . Nein, ich bin stolz . . . ja, stolz . . . nach meiner Weise, und mein Stolz besteht darin, niemals höher zu scheinen, als meine Stellung, wie subaltern diese auch seyn möge! Wissen Sie, warum? Weil ich dann, wie hochmüthig meine Oberen auch seyen, denke: Sie kennen meinen Werth nicht; nicht ich bin es also, sondern die Unbedeutenheit der Stellung, welche sie demüthigen. Dabei gewinne ich zwei Sachen: meine Eigenliebe bleibt unangetastet, und ich brauche Niemand zu hassen.“

„Ja, ich begreife diese Art von Stolz,“ — sagte Adriane, immer erstaunter über die originelle Richtung von Rodin's Geiste.

„Doch kommen wir auf das zurück, was Sie betrifft, mein liebes Fräulein. Am Vortage des 13. Februar giebt mir der Herr Abbé von Aigrigny ein stenographirtes Papier, und sagt zu mir: „„Schreiben Sie dieses Verhör ab, und fügen Sie bei, daß dieses Aktenstück die Entscheidung eines Familienrathes unterstützt, welcher, nach dem Berichte des Doctors Baleinier, den Geisteszustand des Fräuleins von Cardoville für genügend beunruhigend erklärt, um ihre Einschließung in eine Heilanstalt zu erfordern.““

„Ja,“ erwiederte Adriane mit Bitterkeit, „es handelte sich um eine lange Unterredung, die ich mit Frau von Saint-Dizier, meiner Tante, gehabt habe, und die man ohne mein Wissen niederschrieb.“

„Mein stenographirter Aufsatz liegt also vor mir; ich beginne ihn abzuschreiben. Nach zehn Zeilen fühl' ich mich von Staunen ergriffen, ich weiß nicht, ob ich träume oder ob ich wache. — Wie! wahnsinnig! — rief ich aus, — das Fräulein von Cardoville wahnsinnig? Aber die Wahnsinnigen sind jene, die etwas so Ungeheures zu behaupten wagen! Immer theilnehmender fahre ich im Lesen fort; ich bin fertig. O! dann, was werde ich Ihnen sagen? Was ich empfunden habe, sehen Sie, mein liebes Fräulein, läßt sich nicht ausdrücken; es war Rührung, Freude, Enthusiasmus!“

„Mein Herr ...“ sagte Adriane.

„Ja, mein liebes Fräulein, Enthusiasmus! Möge dieses Wort Ihrer Bescheidenheit nicht zu nahe treten; wissen Sie also, daß diese so neuen, so unabhängigen, so muthigen Ideen, welche Sie mit so vielem Glanze vor Ihrer Tante entwickelten, wider Ihr Wissen fast dieselben sind, wie jene einer Person, für welche Sie einst die zärtlichste, die religiöseste Achtung fühlen werden.“

„Und von wem wollen Sie sprechen, mein Herr?“ rief das Fräulein von Cardoville immer theilnehmender aus.

Nach einem Momente anscheinender Unschlüssigkeit fuhr Rodin fort: „Nein, nein, es ist jetzt nicht an der

Zeit, Sie davon zu unterrichten. Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein liebes Fräulein, ist, daß ich, mit dem Lesen fertig geworden, zu dem Abbé von Aigrigny eilte, um ihn von dem Irrthume zu überzeugen, worin ich ihn hinsichtlich Ihrer erblickte. Es war unmöglich, ihn zu treffen. Doch gestern früh hab' ich ihm lebhaft meine Art zu denken mitgetheilt; er schien nur über Eines zu staunen: daß ich dachte. Mit verächtlichem Schweigen nahm er alle meine dringenden Vorstellungen auf. Ich hielt seine Redlichkeit für überlistet; ich wurde noch dringender; aber vergebens; er befahl mir, ihm in das Haus zu folgen, worin das Testament Ihres Großvaters eröffnet werden sollte. Ich war hinsichtlich des Abbé von Aigrigny so verblendet, daß es, um mir die Augen zu öffnen, der successiven Ankunft des Soldaten, seines Sohnes, dann des Vaters des Marschalls Simon bedurfte. Ihre Entrüstung enthüllte mir den Umfang eines schon lange mit erschreckender Geschicklichkeit angesponnenen Komplottes. Nun begriff ich, warum man Sie hier zurückhielt, indem man Sie für wahnsinnig ausgab; nun begriff ich, warum die Töchter des Marschalls Simon in das Kloster waren gebracht worden. Nun endlich stiegen tausend Erinnerungen in meinem Innern auf; Bruchstücke von Briefen, Aufsätze, die man mir zum Abschreiben oder Chiffriren gegeben, und deren Bedeutung ich bisher nicht eingesehen, brachten mich auf die Spur jenes abscheulichen listigen Anschlages. Gleich in der Versammlung den

plötzlichen Abscheu, den ich vor diesen Nichtswürdigkeiten empfand, äußern, hieße Alles verderben; ich beging diesen Fehler nicht. Ich wetteiferte an List mit dem Abbé von Aigrigny; ich schien noch habsüchtiger, als er. Diese unermeßliche Erbschaft hätte mein gehören dürfen, meine Gier würde nicht schärfer, nicht unbarmherziger sich haben zeigen können. In Folge dieser Kriegslist argwohnte der Abbé von Aigrigny nichts; als eine Fügung der Vorsehung diese Erbschaft aus seinen Händen rettete, verließ er das Haus in tiefer Bestürzung. Mit unaussprechlicher Freude... denn ich besaß das Mittel, Sie zu retten, Sie zu rächen, mein liebes Fräulein, begab ich mich gestern Abends wie gewöhnlich in mein Büreau. Während der Abwesenheit des Abbé war es mir leicht, seine ganze, auf die Erbschaft bezügliche Correspondenz zu durchgehen; auf diese Art konnte ich alle Fäden dieses ungeheuern Komplottes zusammenfassen. O! dann, mein liebes Fräulein, stand ich, den Entdeckungen gegenüber, die ich machte, und ohne diesen Zufall niemals gemacht hätte, vernichtet, entsetzt da."

„Welche Entdeckungen, mein Herr?"

„Sie sind schreckliche Geheimnisse für den, der sie besitzt. Dringen Sie also nicht darauf, mein liebes Fräulein; aber bei dieser Erforschung erschien mir die von einer unersättlichen Habgier gegen Sie und Ihre Verwandten gebildete Verbündung in ihrer ganzen tiefern Verwegenheit. Dann steigerte sich noch die leb-

hafte und innige Theilnahme, die ich schon für Sie gefühlt hatte, mein liebes Fräulein, und dehnte sich auf die übrigen unschuldigen Opfer dieses höllischen Komplottes aus. Ungeachtet meiner Unbedeutenheit, gelobte ich mir, Alles zu wagen, um den Abbé von Aigrigny zu entlarven. Ich stellte alle nothwendigen Beweise zusammen, um meiner Anklage bei dem Gerichte eine genügende Autorität zu geben. Und heute früh verließ ich das Haus des Abbé, ohne ihm meine Pläne zu offenbaren. Er konnte, um mich zurückzuhalten, irgend ein gewaltsames Mittel anwenden; dennoch wäre es niederträchtig von meiner Seite gewesen, ihn anzugreifen, ohne ihn zuvor davon in Kenntniß zu setzen. Einmal aus seinem Hause... schrieb ich ihm, daß ich hinlängliche Beweise seiner Nichtswürdigkeiten in Händen habe, um ihn ehrlich am hellen Tage anzugreifen; ich würde ihn anklagen; er würde sich vertheidigen. Ich bin zu einem Gerichtsbeamten gegangen, und Sie wissen . . ."

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf; eine von den Wächterinnen erschien, und sagte zu Rodin: „Mein Herr, der Commissionär, den Sie und der Herr Gerichtsbeamte in die Straße Brise-Miche geschickt haben, ist zurückgekommen."

„Hat er den Brief übergeben?"

„Ja, mein Herr, man hat ihn sogleich hinaufgetragen."

„Gut, verlassen Sie uns." Die Wächterin entfernte sich.

Achtes Kapitel.

Die Sympathie.

Wenn das Fräulein von Cardoville noch irgend einen Verdacht gegen die Aufrichtigkeit von Rodin's Ergebenheit hegen konnte, so hätte er diesem leider sehr natürlichen und fast unwidersprechlichen Raisonnement gegenüber schwinden müssen: Wie läßt sich das mindeste Einverständniß zwischen dem Abbé von Aigrigny und dessen Secretär argwöhnen, da doch dieser, die Umtriebe seines Gebieters völlig aufdeckend, ihn den Gerichten überlieferte? Da doch Rodin weiter hierin ging, als es das Fräulein von Cardoville selbst gethan hätte? Welcher Rückhaltsgedanke läßt sich dem Jesuiten zumuthen? Höchstens jener, daß er für seine Dienste die vortheilhafte Protektion des jungen Mädchens zu gewinnen suche? Hatte er aber nicht so eben gegen diese Zumuthung durch die Erklärung protestirt, daß er nicht dem schönen, edlen, reichen Fräulein von Cardoville, sondern dem jungen Mädchen mit dem stolzen und großmüthigen Herzen sich geweiht habe? Und dann endlich, wie Rodin selbst äußerte, welcher Mann, wenn nicht ein Elender, würde sich nicht für Adrianens Schicksal interessirt haben? Ein sonderbares, bizarres Gefühl, ein Gemisch von Neugier, Erstaunen und Theilnahme, gesellte sich zur Dankbarkeit des Fräuleins von Cardoville für Rodin; dennoch, einen überlegenen Geist

unter dieser unscheinbaren Hülle erkennend, stieg plötzlich ein schwerer Verdacht in ihrem Innern auf.

„Mein Herr,“ sagte sie zu Rodin, „Personen, die ich achte, gesteh' ich immer die schlimmen Zweifel, welche sie mir einflößen, damit sie sich rechtfertigen, und mich entschuldigen, wenn ich mich irre.“

Rodin blickte das Fräulein von Cardoville betroffen an, und indem er im Geiste den Verdacht aufzusuchen schien, den er ihr hätte einflößen können, entwortete er nach kurzem Schweigen: „Vielleicht wollen Sie von meiner Reise nach Cardoville sprechen, von meinen schlechten Anträgen an Ihren braven und würdigen Verwalter? Mein Gott! ich —“

„Nein, nein, mein Herr,“ erwiederte Adriane, ihn unterbrechend, „Sie haben mir dieses Geständniß freiwillig gemacht, und bei Ihrer Verblendung in Bezug auf Herrn von Aigrigny, begreife ich, daß Sie auf passive Weise Instruktionen vollzogen haben, gegen die das Zartgefühl sich sträubte. Aber wie kommt es, daß Sie ungeachtet Ihres unbestreitbaren Werthes, bei ihm, und so lange, eine so subalterne Stellung eingenommen haben?“

„Es ist wahr,“ entgegnete Rodin lächelnd, „dieß muß Sie auf eine widrige Art überraschen, mein liebes Fräulein; denn ein Mann von einiger Fähigkeit, der lange Zeit in einer geringen Stellung bleibt, hat offenbar irgend einen Hauptfehler, irgend eine schlimme oder niedrige Leidenschaft.“

„Dieß, mein Herr, ist im Allgemeinen wahr.“

„Und persönlich wahr, was mich betrifft.“

„Also, mein Herr, Sie gestehen?

„Ach! ich gestehe, daß ich eine schlimme Leidenschaft habe, der ich seit vierzig Jahren alle Aussichten geopfert habe, in eine angemessene Lage zu kommen.“

„Und diese Leidenschaft, mein Herr?“

„Ist, weil ich Ihnen denn dieses garstige Geständniß machen muß, die Trägheit, ja, die Trägheit, der Abscheu vor jeder Thätigkeit des Geistes, vor jeder moralischen Verantwortlichkeit, vor jeder Initiative. Mit den 1200 Livres, welche mir der Abbé von Aigrigny gab, war ich der glücklichste Mensch auf der Welt; ich vertraute auf den Adel seiner Ansichten; sein Gedanke war der meinige, sein Wille war der meinige. Nach Vollendung meines Tagewerkes kehrte ich in mein armseliges Zimmer zurück; ich heizte meinen Ofen, speisete Mittags Wurzeln; dann nahm ich irgend ein sehr unbekanntes philosophisches Werk, und darüber brütend, ließ ich meinem Geiste den Zügel, der, täglich niedergehalten, mich mitten durch die Theorien, durch die ergötzlichsten Utopien fortriß. Dann, von der ganzen Höhe meiner durch die Kühnheit meiner Gedanken Gott weiß wohin emporgetragenen Intelligenz, dünkte er mir meinen Gebieter und die größten Genie's der Erde zu beherrschen. Dieses Fieber währte wohl, meiner Treu, drei oder vier Stunden, hierauf schlief ich die ganze Nacht; an jedem Morgen begab ich mich fröhlich an meine Arbeit,

sicher meines Brodes am folgenden Tage, ohne Sorge um die Zukunft, mit Wenig lebend, mit Ungeduld der Freuden meines einsamen Abends harrend, und im Stillen denkend, indem ich kritzelte, wie eine geistlose Maschine, ei! ei! dennoch, wenn ich wollte —"

„Gewiß hätten Sie wie ein Anderer, vielleicht besser als ein Anderer, zu einer hohen Stellung gelangen können," sagte Adriane, von Rodin's praktischer Philosophie sonderbar ergriffen.

„Ja, ich glaub' es, ich hätte es dahin bringen können, aber wenn ich es auch konnte, wozu? Sehen Sie, mein liebes Fräulein, was oft Personen von irgend einem Werthe für Alletagsmenschen unerklärbar macht, ist: daß sie sich oft zu sagen begnügen: Wenn ich wollte!"

„Aber, mein Herr, ohne viel auf Lebensgenüsse zu halten, gibt es doch einen gewissen Wohlstand, den das Alter fast unerläßlich macht, und auf den sie unbedingt verzichten."

„Enttäuschen Sie sich gefälligst, mein liebes Fräulein," sagte Rodin fein lächelnd, „ich bin ein großer Sybarit; ich muß schlechterdings eine gute Kleidung haben, einen guten Ofen, eine gute Matratze, ein gutes Stück Brod, einen guten, recht pikanten Rettig, mit gutem grauem Salze gewürzt, gutes klares Wasser, und dennoch, ungeachtet meiner vielen Gelüste, genügen mir meine zwölfhundert Francs, und darüber hinaus, da ich einige Ersparnisse machen kann."

„Und wie wollen Sie nun leben, ohne Dienst, mein

Herr?“ fragte Adriane, immer mehr von der Wunderlichkeit dieses Mannes angezogen, und Willens, seine Uneigennützigkeit auf die Probe zu stellen.

„Ich besitze einen kleinen Sparpfennig; er wird mir hinreichen, um hier zu bleiben, bis ich das schwarze Gewebe des Paters von Aigrigny bis auf den letzten Faden entwirrt habe; ich bin, als der von ihm Getäuschte, diese Genugthuung mir schuldig; drei oder vier Tage, hoff' ich, werden zu diesem Geschäfte ausreichen. Sodann hab' ich die Gewißheit, ein bescheidenes Plätzchen in meiner Provinz zu finden, bei einem Privatsteuereinnehmer; erst kürzlich hat mir schon Einer, der mir geneigt war, diesen Antrag machen lassen; aber ich hatte den Abbé von Aigrigny, ungeachtet der großen Vortheile, die man mir in Aussicht stellte, nicht verlassen wollen. Denken Sie sich nur, mein liebes Fräulein, achthundert Francs, Kost und Wohnung. Da ich ein weinig leutscheu bin, wär' es mir lieber gewesen, wo anders zu wohnen, aber Sie sehen wohl, man gibt mir schon so viel, daß ich über diese kleine Unbequemlichkeit hinweggehen werde.“

Man muß darauf verzichten, die Treuherzigkeit zu schildern, womit Rodin dem Fräulein von Cardoville, die ihren letzten Verdacht verschwinden sah, diese kleinen, und insbesondere heillos lügnerischen Hauswesensanvertrauungen machte.

„Wie, mein Herr, —“ sagte sie mit Theilnahme

zu dem Jesuiten, — „in drei oder vier Tagen werden Sie Paris verlassen haben?“

„Ich hoffe es wohl, mein liebes Fräulein, und zwar,“ fügte er mit einem geheimnißvollen Tone bei, „und zwar aus mehreren Gründen; doch was ich für etwas sehr Köstliches erachten würde,“ fuhr er mit ernstem und eindringlichen Tone fort, Adrianen mit Rührung betrachtend, „wäre, wenigstens diese Ueberzeugung mit mir fortzunehmen, daß Sie mir einigen Dank darob wissen, daß ich bei dem bloßen Lesen Ihres Gespräches mit der Prinzessin von Saint-Dizier, in Ihnen, bei einer jungen Person Ihres Alters und Ihres Standes, einen Werth, in unserer Zeit vielleicht ohne Gleichen, erkannt habe.“

„Ah, mein Herr!“ versetzte Adriane lächelnd, „halten Sie sich nicht verpflichtet, mir so bald das aufrichtige Lob zurückzugeben, das ich Ihrer Geistesüberlegenheit gespendet habe. Ich zöge Undankbarkeit vor.“

„Ei, mein Gott, ich schmeichle Ihnen nicht, mein liebes Fräulein; wozu? Wir sollen uns nicht wieder sehen. Nein, ich schmeichle Ihnen nicht, ich begreife Sie, das ist Alles, und was Ihnen wunderlich dünken wird, ist, daß Ihr Anblick die Vorstellung vervollständigt, die ich mir von Ihnen gemacht hatte, mein liebes Fräulein, indem ich Ihr Gespräch mit Ihrer Tante las; so sind einige, mir bisher dunkel gebliebenen Seiten Ihres Charakters, nun klar erhellt.“

„In Wahrheit, mein Herr, Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen.“

„Was wollen Sie? Ich sage Ihnen treuherzig meine Eindrücke, jetzt erkläre ich mir vollkommen, zum Beispiele, Ihre leidenschaftliche Liebe für das Schöne, Ihre religiöse Verehrung raffinirter Sinnengenüsse, Ihr glühendes Sehnen nach einer bessern Welt, Ihre muthige Verachtung entwürdigender, serviler Gewohnheiten, denen das Weib unterworfen ist; ja, jetzt begreif' ich den edlen Stolz noch besser, womit Sie diese Fluth eitler, eingebildeter, lächerlicher Männer betrachten, denen das Weib ein ihnen heimgefallenes Geschöpf ist, kraft der Gesetze, die sie nach ihrem Ebenbilde, das nicht schön ist, gemacht haben. Soll nicht nach diesen kleinen Tyrannen das Weib, eine geringere Menschengattung, welcher ein Concilium von Cardinälen mit einer Mehrheit von zwei Stimmen eine Seele zuzuerkennen geruht hat, sich tausendmal glücklich schätzen, die Magd dieser kleinen, mit dreißig Jahren alten, athemlosen, abgelebten, blasirten Pascha's zu seyn, die, aller Ausschweifungen satt, in ihrer Erschöpfung auszuruhen gedenkend, darauf sinnen, wie man sagt, ein Ende zu machen, was sie durch die Heirath eines armen jungen Mädchens bewerkstelligen, welches im Gegentheile einen Anfang zu machen wünscht."

Das Fräulein von Cardoville würde bei Rodin's satyrischen Zügen gewiß gelächelt haben, wäre sie nicht sonderbar betroffen gewesen, ihn Gesinnungen ausdrücken zu hören, welche ihren eigenen Ideen so anpassend waren, da sie zum erstenmale in ihrem Leben diesen ge-

fährlichen Mann sah. Adriane vergaß, oder vielmehr wußte nicht, daß sie mit einem Jesuiten von seltener Intelligenz zu thun hatte, und daß diese die geheimnißvollen Kenntnisse und Hülfsquellen eines Polizeispions mit dem tiefen Scharfsinne eines Beichtvaters vereinigen; teuflische Priester, welche vermittelst einiger Aufschlüsse, einiger Geständnisse, einiger Briefe, einen Character wieder zusammensetzen, wie Cuvier aus einigen zoologischen Bruchstücken wieder einen Leib zusammensetzte. Adriane, weit entfernt, Rodin zu unterbrechen, hörte ihm mit steigender Neugier zu. Der Wirkung gewiß, die er herbrachte, fuhr dieser mit entrüstetem Tone fort: „Und Ihre Tante und Abbé von Aigrigny behandelten Sie wie eine Wahnsinnige, weil Sie sich gegen das fernere Joch dieser kleinen Tyrannen empörten! Weil Sie aus Unwillen über die schimpfliche Schmach der Sclaverei mit den loyalen Eigenschaften der Unabhängigkeit unabhängig seyn wollten, frei mit den stolzen Tugenden der Freiheit."

„Aber, mein Herr," sagte Adriane immer erstaunter, „wie können Sie mit meinen Ideen so vertraut seyn?"

„Erstens kannte ich Sie vollkommen durch Ihr Gespräch mit Frau von Saint-Dizier, und dann, wenn wir beide das nämliche Ziel, obgleich durch verschiedene Mittel, anstrebten," fuhr Rodin listig fort, das Fräulein von Cardoville mit einer Miene des Einverständnisses anblickend, „warum sollten unsere Ueberzeugungen nicht die nämlichen seyn?"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. Von welchem Ziele wollen Sie denn sprechen!

„Von dem Ziele, welches alle erhabenen, großmüthigen, unabhängigen Geister unablässig anstreben. Die Einen handelnd, wie Sie, mein liebes Fräulein, aus Leidenschaft, aus Instinkt, ohne vielleicht von der hohen Mission sich Rechenschaft zu geben, die zu erfüllen sie berufen sind. So zum Beispiele, wenn Sie an den raffinirtesten Vergnügungen Gefallen finden, wenn sie sich mit Allem umgeben, was den Sinnen schmeichelt, glauben Sie nur dem Reize des Schönen nachzugeben? nur einem Bedürfnisse auserlesener Genüsse? Nein, nein, tausendmal nein, denn dann wären Sie nur ein unvollkommenes, widrig persönliches Geschöpf, eine trockene Egoistin von sehr auserlesenem Geschmacke, mehr nicht, und in Ihrem Alter wäre dieß abscheulich, mein liebes Fräulein, es wäre abscheulich."

„Mein Herr, wenden Sie denn dieses strenge Urtheil auf mich an?" fragte Adriane unruhig, so sehr imponirte ihr schon dieser Mann wider ihren Willen.

„Gewiß würde ich es auf Sie anwenden, wenn Sie den Luxus des Luxus wegen liebten; aber nein, nein, ein ganz anderes Gefühl beseelt Sie," fuhr der Jesuit fort; „lassen Sie uns dieß ein wenig erörtern: das leidenschaftliche Bedürfniß aller dieser Genüsse empfindend, fühlen Sie den Werth oder das Vermissen derselben lebhafter, als irgend Jemand, nicht wahr?"

„In der That, mein Herr," erwiederte Adriane lebhaft interessirt.

„Ihre Dankbarkeit und Ihre Theilnahme sind also schon nothwendigerweise denjenigen zugewendet, welche, arm, fleißig, unbekannt, Ihnen diese Wunder des Luxus verschaffen, die Sie nicht entbehren können?“

„Dieses Gefühl von Dankbarkeit ist in mir so lebhaft, mein Herr,“ entgegnete Adriane, immer entzückter, sich so gut verstanden oder errathen zu sehen, „daß ich einst auf ein Meisterstück von Goldschmidsarbeit, anstatt den Namen seines Verkäufers, den Namen seines Verfertigers, eines armen, bis dahin unbekannten Künstlers, setzen ließ, der seitdem seine ihm gebührende Stellung erlangt hat.“

„Sie sehen es, ich täuschte mich nicht,“ erwiederte Rodin, „die Liebe zu diesen Genüssen macht Sie gegen diejenigen dankbar, die sie Ihnen verschaffen; und dieß ist nicht Alles: da bin ich, zum Beispiele, nicht besser, nicht schlimmer, als ein Anderer, aber gewohnt, unter Entbehrungen zu leben, die mir nicht im mindesten schwer fallen. Nun denn, die Entbehrungen meines Nächsten rühren mich nothwendigerweise weit weniger, als Sie, mein liebes Fräulein; denn diese Gewohnheiten des Wohlstandes machen Sie mit Gewalt mitleidiger gegen das Unglück, als jede Andere. Sie würden zu sehr bei diesem Elende leiden, um diejenigen nicht zu beklagen und zu unterstützen, die dadurch leiden.“

„Mein Gott! mein Herr,“ sagte Adriane, welche die Einwirkung von Rodin's finsterem Zauber zu fühlen begann, „je länger ich Sie höre, desto überzeugter bin

ich, daß Sie tausendmal besser, als ich, jene Ideen vertheidigen, welche von Frau von Saint-Dizier und dem Abbé von Aigrigny mir so sehr zum Vorwurfe gemacht wurden. O! sprechen Sie, sprechen Sie, mein Herr, ich kann Ihnen nicht sagen, mit welchem Glücke, mit welchem Stolze ich Sie anhöre."

Und aufmerksam, bewegt die Augen auf den Jesuiten heftend, mit eben so großer Theilnahme als Sympathie und Neugier, schüttelte Adriane, durch eine reizende, ihr eigenthümliche Bewegung des Kopfes, die langen Locken ihres goldigen Haares zurück, wie um Rodin besser zu verstehen, welcher fortfuhr: „Und Sie erstaunen darüber, mein liebes Fräulein, weder von Ihrer Tante, noch vom Abbé von Aigrigny verstanden worden zu seyn? Welchen Berührungspunkt hatten Sie denn mit diesen heuchlerischen, mißgünstigen, listigen Geistern, so wie ich sie jetzt beurtheilen kann? Wollen Sie einen neuen Beweis ihrer feindseligen Verblendung? Welche war unter Ihren ungeheuern Unsinnigkeiten, wie sie sie nannten, die ruchloseste, die verdammlichste? Ihr Entschluß war's, fortan allein und nach Ihrem Gefallen zu leben, frei zu verfügen über Ihre Gegenwart und Ihre Zukunft; sie fanden dieß verhaßt, abscheulich unmoralisch. Und war denn Ihr Entschluß von einer thörichten Freiheitsliebe eingegeben? Nein! Von einer unordentlichen Abneigung vor jedem Joche, vor jedem Zwange? Nein! Nur von dem Wunsche, die Sonder-

lingin zu spielen? Nein! denn dann hätte ich Sie scharf getadelt."

„In der That haben mich andere Gründe geleitet, mein Herr, ich versichere es Ihnen," sagte Adriane, indem sie auf die Achtung sehr eifersüchtig wurde, welche ihr Character Rodin einflößen konnte."

„Ei, ich weiß es wohl, Ihre Beweggründe waren vortrefflich, und konnten nicht anders seyn," fuhr der Jesuit fort. „Warum fassen Sie diesen so angegriffenen Entschluß? Etwa um dem gültigen Herkommen zu trotzen? Nein! Sie haben es so sehr geachtet, daß der Haß der Frau von Saint-Dizier Sie nicht vermocht hat, ihrer unbarmherzigen Vormundschaft sich zu entziehen. Wollen Sie allein leben, um der Ueberwachung der Leute zu entgehen? Nein, Sie würden in diesem ausnahmsweisen Leben hundertmal mehr der Beobachtung zugänglich seyn, als in jeder anderen Lage! Wollen Sie etwa diese Freiheit übel anwenden? Nein, tausendmal nein; um Böses zu thun, sucht man das Dunkel, die Isolirung; im Gegentheile werden in Ihrer Stellung alle eifersüchtigen und neidischen Augen des gemeinen Haufens beständig auf Sie gerichtet seyn. Warum denn endlich fassen Sie diesen so muthigen, so seltenen Entschluß, daß er bei einer jungen Person Ihres Alters einzig erscheint? Wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, mein liebes Fräulein? Wohlan, Sie wollen durch Ihr Beispiel beweisen, daß eine Frau von reinem Herzen, gesundem Verstande, festem Character,

unabhängigem Geiste, edel und stolz aus der demüthigenden Vormundschaft heraustreten könne, welche das Herkommen ihr aufbürdet! Ja, anstatt das Leben eines Sclaven in der Empörung, das verhängnißweise der Heuchelei oder dem Laster geweihte Leben zu führen, wollen Sie vor Aller Augen unabhängig, loyal und geachtet leben. Sie wollen endlich, wie der Mann, den freien Willen, die volle Verantwortlichkeit aller Handlungen Ihres Lebens haben, um somit darzuthun, daß eine völlig sich selbst überlassene Frau, dem Manne an Vernunft, an Klugheit, an Rechtlichkeit gleichen, und an Zartsinn und Würde ihn übertreffen kann. Das ist Ihre Absicht, mein liebes Fräulein. Ihr Beispiel ist edel, ist groß; wird es nachgeahmt werden? Ich hoffe es! Aber, geschähe dieß auch nicht, Ihr edelmüthiger Versuch wird Sie jedenfalls hoch stellen, glauben Sie mir."

Die Augen des Fräuleins von Cardoville strahlten von einem stolzen und sanften Glanze, ihre Wangen rötheten sich leicht, ihr Herz pochte, sie richtete ihren holdseligen Kopf mit einer Bewegung unwillkürlichen Stolzes empor; endlich, völlig unter dem Zauber dieses teuflischen Mannes, rief sie aus: „Aber, mein Herr, wer sind Sie denn, um so meine geheimen Gedanken zu kennen und zu zergliedern, um in meiner Seele deutlicher zu lesen, als ich selbst darin lese, um ein neues Leben, einen neuen Aufschwung jenen Ideen von Unabhängigkeit zu verleihen, die seit so langer Zeit in mir

gähren? Wer sind Sie denn endlich, um in meinen eigenen Augen so sehr mich zu erheben, daß ich mir jetzt bewußt bin, eine für mich ehrenvolle, und vielleicht für jene von meinen Schwestern nützliche Mission zu erfüllen, die in harter Knechtschaft schmachten, noch einmal, wer sind Sie, mein Herr?"

„Wer ich bin, mein Fräulein?" antwortete Rodin mit einem Lächeln liebenswürdiger Gutmüthigkeit: „ich hab' es Ihnen schon gesagt, ich bin ein armer alter guter Mann, der seit vierzig Jahren, nachdem er den Tag hindurch als Maschine gedient hat, die Ideen Anderer zu schreiben, an jedem Abende in sein Versteck zurückgekehrt, wo er sich dann erlaubt, seine eigenen Ideen zu haben; ein braver Mann, der, von seiner Dachstube aus, mit einiger Theilnahme den Bewegungen hochherziger Geister sich anschließt, die einem vielleicht näheren Ziele, als man gewöhnlich denkt, entgegengehen. Daher, mein liebes Fräulein, sagte ich Ihnen eben erst, Sie und ich, wir erstreben die nämlichen Zwecke, Sie ohne daran zu denken, und fortfahrend, Ihren seltenen und göttlichen Antrieben zu gehorchen. Daher, glauben Sie mir, leben Sie, leben Sie immer schön, immer frei, immer glücklich! Dieß ist Ihre Mission; sie ist mehr ein Ausstrahl der Vorsehung, als Sie denken; ja, fahren Sie fort, sich mit allen Wundern des Luxus und der Künste zu umgeben; verfeinern Sie noch Ihre Sinne; veredeln Sie noch mehr Ihren Geschmack in der auserlesenen Wahl Ihrer Genüsse; beherrschen Sie

durch den Geist, durch die Grazie, durch die Sittenreinheit, jenen schwachköpfigen und widrigen Männertrupp, der von morgen an, Sie allein und frei sehend, Sie umschwärmen wird; sie werden Sie für eine leichte Beute halten, preisgegeben ihrer Habgier, ihrer Selbstsucht, ihrer dummen Albernheit. Verspotten, verwunden Sie diese einfältigen und schmutzigen Anmaßungen; seien Sie Königin dieser Welt, und würdig, wie eine Königin geehrt zu werden. Lieben Sie, glänzen Sie, genießen Sie, dieß ist Ihre Rolle hienieden; zweifeln Sie nicht daran! Alle diese Blüthen, womit Gott Sie verschwenderisch überhäuft hat, werden einst herrliche Früchte tragen. Sie werden geglaubt haben, nur dem Vergnügen zu leben, Sie werden für den edelsten Zweck gelebt haben, den eine große und schöne Seele erstreben kann. Daher werden wir uns vielleicht in einigen Jahren von heute an, wieder treffen: Sie, immer schöner und gefeierter, ich, immer älter und unbekannter; aber es liegt nichts daran, eine geheime Stimme sagt Ihnen jetzt, dessen bin ich gewiß, daß zwischen uns Beiden, so Ungleichen, ein verborgenes Band besteht, eine geheimnißvolle Gemeinschaft, welche fortan nichts wird zerstören können."

Die letzteren Worte mit so tief bewegtem Tone sprechend, daß Adriane darob bebte, hatte Rodin sich ihr genähert, ohne daß sie es gewahrte, und, so zu sagen, ohne zu gehen, mit schleifendem Tritte, und über das Getäfel mit einer Art von Schlangenwindung glei-

tend; er hatte mit einem solchen Aufschwunge, mit solchem Feuer gesprochen, daß sein bleiches Gesicht sich leicht röthete, und seine abstoßende Häßlichkeit vor dem funkelnden Glanze seiner kleinen, fahlen, nun offenen, runden und starren Augen, die er fortwährend auf Adrianen heftete, fast verschwand; diese, vorgeneigt, mit halbgeöffneten Augen, verhaltenem Athem, konnte ihre Blicke von jenen des Jesuiten nicht losmachen; er sprach nicht mehr, und sie horchte noch. Was dieses schöne, junge, so elegante Mädchen bei dem Anblicke dieses alten, kleinen, armseligen, häßlichen und schmutzigen Mannes empfand, war unerklärbar. Die so gewöhnliche und doch so wahre Vergleichung mit der erschreckenden Verblendung des Vogels durch die Schlange, könnte füglich eine Idee von diesem seltsamen Eindrucke geben. Rodin's Taktik war gewandt und sicher. Bisher hatte das Fräulein von Cardoville weder über ihren Geschmack, noch über ihre Neigungen nachgedacht, und sich ihnen überlassen, weil sie harmlos und anmuthig waren. Wie glücklich und stolz mußte sie also seyn, einen mit überlegenem Geiste begabten Mann nicht nur ihre Bestrebungen, worüber sie erst kürzlich so bitter war getadelt worden, nicht bloß loben, sondern darob auch, wie wegen einer großen, edlen und göttlichen Sache, sich beglückwünschen zu hören. Hätte Rodin sich nur an Adrianens Eigenliebe gewendet, so wären ihm seine treulosen Schliche mißlungen; denn sie besaß nicht die mindeste Eitelkeit; aber er wendete sich an Alles, was Be-

geistertes, Großmüthiges, im Herzen dieses jungen Mädchens glühte; was er zu ermuthigen, an ihr zu bewundern schien, war wirklich der Ermuthigung und der Bewunderung würdig. Wie hätte diese Sprache sie nicht täuschen sollen, welche so finstere, so heillose Pläne verbarg?" Betroffen ob dieser seltenen Intelligenz des Jesuiten, mit lebhaft erregter Neugier durch einige geheimnißvolle Worte, welche jener absichtlich gesprochen, unfähig, sich die sonderbare Wirkung zu erklären, die dieser verderbliche Mann bereits auf ihren Geist ausübte, mit dem Gefühle eines achtungsvollen Mitleidens bei dem Gedanken, daß ein Mann von diesem Alter, von dieser Intelligenz, in der prekärsten Lage sich befand, sagte Adriane mit ihrer natürlichen Herzlichkeit zu ihm: „Ein Mann von Ihrem Verdienste und Herzen, mein Herr, soll nicht der Laune der Umstände Preis gegeben seyn; einige Ihrer Worte haben meinen Augen neue Gesichtskreise geöffnet; ich fühle, daß Ihre Rathschläge in mancherlei Beziehungen mir künftig sehr nützlich seyn können; kurz, indem Sie mich aus diesem Hause erlöset haben, und den übrigen Personen meiner Familie sich weihen, haben Sie mir Beweise von Theilnahme gegeben, die ich ohne Undankbarkeit nicht vergessen kann. Eine zwar bescheidene, aber gesicherte Stellung, ist Ihnen entzogen worden, erlauben Sie mir, Ihnen —"

„Kein Wort mehr, mein liebes Fräulein," erwiederte Rodin, das Fräulein von Cardoville mit grämlicher Miene unterbrechend, „ich fühle für Sie eine innige

Sympathie; ich mache mir eine Ehre daraus, die Gemeinschaft der Ideen mit Ihnen zu theilen; ich glaube endlich fest, daß Sie dereinst in der Lage seyn werden, den armen alten Philosophen um Rath zu fragen; wegen alles dessen muß ich, will ich Ihnen gegenüber die vollständigste Unabhängigkeit bewahren."

„Aber, mein Herr, im Gegentheile, i ch wäre Ihnen verbunden, wenn Sie annehmen wollten, was ich so sehr wünschte Ihnen anzubieten."

„O! mein liebes Fräulein," sagte Rodin lächelnd, „ich weiß, daß Ihre Großmuth die Dankbarkeit immer leicht und angenehm zu machen wissen wird; aber noch einmal, ich kann nichts von Ihnen annehmen. Einst vielleicht werden Sie erfahren, warum."

„Einst?"

„Es ist mir unmöglich, Ihnen mehr zu sagen. Und dann, gesetzt, daß ich Ihnen irgend verbindlich wäre, wie könnte ich Ihnen hernach Alles sagen, was in Ihnen gut und schön ist? Später, wenn Sie mir für meine Rathschläge Dank schulden, desto besser, ich werde Sie deßwegen um so leichter tadeln können, wenn ich an Ihnen etwas zu tadeln finde."

„Aber somit, mein Herr, ist mir ja die Dankbarkeit gegen Sie verboten."

„Nein, nein," versetzte Rodin mit scheinbarer Gemüthsbewegung. „O! glauben Sie mir, es wird ein feierlicher Moment kommen, wo Sie auf eine Ihrer und meiner würdige Weise Ihrer Schuld sich werden entledigen können."

Dieses Gespräch wurde durch die Wächterin unterbrochen, welche eintretend zu Adrianen sagte: „Mein Fräulein, eine kleine bucklige Arbeiterin ist unten, welche mit Ihnen zu sprechen wünscht; da es Ihnen nach den neuen Weisungen des Herrn Doctors frei steht, zu empfangen, wenn Sie wollen, so komm' ich, um zu fragen, ob ich sie heraufgehen lassen muß. Sie ist so schlecht gekleidet, daß ich es nicht gewagt habe."

„Sie soll heraufgehen," entgegnete Adriane, welche Mayeux an der von der Wächterin gemachten Schilderung erkannte, „sie soll heraufgehen."

„Auch hat der Herr Doctor den Auftrag ertheilt, seinen Wagen zur Verfügung des Fräuleins zu stellen; soll angespannt werden?"

„Ja, in einer Viertelstunde," antwortete Adriane der Wächterin, die sich entfernte; dann zu Rodin gewendet: „Nun kann der Gerichtsbeamte nicht zögern, glaub' ich, die Fräulein Simon hierher zu führen."

„Ich glaube wohl, mein liebes Fräulein; aber wer ist diese junge bucklige Arbeiterin?" fragte Rodin mit gleichgültiger Miene.

„Sie ist die Adoptivschwester eines braven Handwerkers, der Alles gewagt hat, um mich aus diesem Hause zu befreien, mein Herr," antwortete Adriane mit Rührung. „Diese junge Arbeiterin ist ein seltenes und vortreffliches Wesen; nie war eine erhabenere Gesinnung, nie ein edelmüthigeres Herz, unter einem Aeußern verborgen, das minder..."

Doch sich unterbrechend, indem sie an Rodin dachte, der ihr beiläufig die nämlichen körperlichen und moralischen Contraste zu vereinigen schien, wie Mayeux, fügte Adriane bei, den über dieses plötzliche Zurückhalten ziemlich erstaunten Jesuiten mit unnachahmlicher Huld anblickend: „Nein, dieses edle Mädchen ist nicht die einzige Person, welche beweiset, wie sehr der Adel des Gemüthes, wie sehr die Ueberlegenheit des Geistes die nur dem Zufalle oder dem Reichthume verdankten, nichtigen Vorzüge mit Gleichgültigkeit hinnehmen läßt."

In dem Augenblicke, da Adriane diese letzteren Worte sprach, trat Mayeux in das Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Der Verdacht.

Das Fräulein von Cardoville ging der Mayeux rasch entgegen, und sagte zu ihr mit gerührter Stimme, die Hände ihr reichend: „Kommen Sie, kommen Sie, jetzt ist kein Gitter mehr da, das uns trennt!"

Bei dieser Anspielung, welche sie erinnerte, daß vor Kurzem ihre arme aber fleißige Hand von dieser schönen und reichen Patrizierin achtungsvoll war geküßt worden, empfand die junge Arbeiterin ein eben so unaussprechliches als stolzes Gefühl von Dankbarkeit. Als sie auf Adrianens herzlichen Empfang zu antworten

zögerte, umarmte sie diese mit rührender Innigkeit. Da Mayeux von den reizenden Armen des Fräuleins von Cardoville sich umschlungen sah; da sie die frischen und blühenden Lippen des jungen Mädchens schwesterlich auf ihre bleichen und kränklichen Wangen sich drücken fühlte, brach sie in Thränen aus, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

Rodin, in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, schaute mit einem geheimen Mißbehagen auf diese Scene; von der würdevollen Weigerung unterrichtet, welche Mayeux den treulosen Versuchungen der Oberin des Klosters Sainte-Marie entgegengestellt hatte, der innigen Hingebung dieses edelmüthigen Wesens für Agricola kundig, einer Hingebung, die sie seit einigen Tagen dem Fräulein von Cardoville so muthig zugewendet, sah diese der Jesuit ungern es sich angelegen seyn lassen, diese Zuneigung noch zu vermehren. Er dachte klug, daß man nie einen Feind oder Freund, wie unbedeutend sie auch seyn mögen, gering schätzen dürfe. Sein Feind war derjenige, der sich dem Fräulein von Cardoville weihte; zudem verband, wie man weiß, Rodin mit einer seltenen Festigkeit des Characters gewisse abergläubige Schwächen, und fühlte sich durch den besondern Eindruck von Furcht beunruhiget, welche Mayeux ihm einflößte; er beschloß, auf diese Ahnung oder Vorhersehung zu achten. Zartfühlende Herzen haben bisweilen in den unbedeutendsten Dingen Regungen von bezaubender Huld und Güte. So nahm Adriane, als Mayeux

reichliche und süße Thränen der Dankbarkeit vergossen hatte, ihr reich garnirtes Taschentuch, und trocknete mit Pietät die Zähren, die über das schwermüthige Antlitz der jungen Arbeiterin flossen. Dieser so treuherzig freiwillige Einfall ersparte der Mayeux eine Demüthigung; denn, ach! Demüthigung und Leiden sind die beiden Abgründe, die dem Unglücke unaufhörlich zur Seite stehen; daher ist für das Unglück die geringste zartsinnige Zuvorkommenheit fast immer eine doppelte Wohlthat. Vielleicht wird man über das kindische Detail geringschätzig lächeln, das wir als Beispiel aufstellen; aber die arme Mayeux, welche es nicht wagte, ihr altes, kleines, zerfetztes Sacktuch aus ihrer Tasche zu ziehen, wäre lange von ihren Thränen geblendet geblieben, hätte das Fräulein von Cardoville sie ihr nicht getrocknet.

„Sie sind gut. O! Sie sind auf eine edle Art liebreich! mein Fräulein!" Dieß ist Alles, was die Arbeiterin mit tief bewegter Stimme sagen konnte, und noch gerührter von der Aufmerksamkeit des Fräuleins von Cardoville, als sie es vielleicht von einem geleisteten Dienste hätte seyn können.

„Sehen Sie sie an, mein Herr," sagte Adriane zu Rodin, der sich rasch näherte. „Ja," fügte die junge Patrizierin mit Stolz hinzu, „sie ist ein Schatz, den ich gefunden habe. Sehen Sie sie an, mein Herr, und lieben Sie sie, wie ich sie liebe, ehren Sie sie, wie ich sie ehre. Sie ist eines von jenen Herzen, wie wir sie suchen."

„Und wie wir sie finden, Gott sey Dank, mein liebes Fräulein,“ erwiederte Rodin Adrianen, vor der Arbeiterin sich verbeugend. Diese schlug die Augen langsam zu dem Jesuiten auf; bei dem Anblicke dieses leichenhaften Gesichtes, das ihr mit Güte zulächelte, schauderte das junge Mädchen; sonderbar! sie hatte diesen Mann nie gesehen, und auf der Stelle empfand sie ihm gegenüber den nämlichen Eindruck von Furcht, von Widerwillen, welchen er hinsichtlich ihrer gefühlt hatte. Gewöhnlich furchtsam und verwirrt, konnte Mayeux ihren Blick von jenem Rodin's nicht abwenden; ihr Herz schlug mächtig, wie bei dem Herannahen einer großen Gefahr, und weil das herrliche Wesen nur für jene fürchtete, die sie liebte, näherte sie sich unwillkürlich Adrianen, immer ihre Augen auf Rodin richtend. Dieser, zu sehr Gesichtskundiger, um den furchtbaren Eindruck nicht zu bemerken, den er verursachte, fühlte seine instinktmäßige Abneigung gegen die Arbeiterin sich vermehren. Anstatt die Augen vor ihr niederzuschlagen, schien er sie mit so anhaltender Aufmerksamkeit zu erforschen, daß das Fräulein von Cardoville darüber erstaunt war.

„Um Vergebung, mein liebes Mädchen,“ sagte Rodin, mit einer Miene, wie wenn er seine Erinnerungen zusammenraffe, und gegen Mayeux gewendet, „um Vergebung, aber ich glaube, daß ich mich nicht irre: sind Sie nicht vor einigen Tagen in das Kloster Sainte-Marie gegangen, hier in der Nähe?“

„Ja, mein Herr. . .“

„Kein Zweifel mehr, Sie sind's! Wo hatte ich doch den Kopf?“ rief Rodin aus. „Ja, Sie sind's. Das hätte mir früher einfallen sollen.“

„Um was handelt es sich denn, mein Herr?“ fragte Adriane.

„Ah! Sie haben sehr Recht, mein liebes Fräulein,“ versetzte Rodin, mit einer Geberde auf Mayeux weisend. „Das ist ein Herz, ein edles Herz, wie wir es suchen. Wenn Sie wüßten, mit welcher Würde, mit welchem Muthe dieses arme Kind, das keine Arbeit hatte, und für sie ist Arbeitsmangel Mangel an Allem, wenn Sie wüßten, sag' ich, mit welcher Würde sie den schimpflichen Lohn ausgeschlagen, welchen die Oberin des Klosters ihr anzubieten die Nichtswürdigkeit hatte, um sie zu bewegen, eine Familie auszukundschaften, wohin sie zu bringen sie ihr den Antrag machte!“

„Ah! das ist niederträchtig!“ rief das Fräulein von Cardoville mit Entrüstung aus. „Einen solchen Antrag diesem unglücklichen Kinde, ihr!“

„Mein Fräulein,“ sagte Mayeux kummervoll, „ich hatte keine Arbeit, ich war arm; man kannte mich nicht; man hat geglaubt, mir jeden Antrag machen zu dürfen.“

„Und ich, ich sage,“ fuhr Rodin fort, „daß es eine doppelte Nichtswürdigkeit von Seite der Oberin gewesen, das Elend in Versuchung zu führen, und doppelt schön von Ihnen, sich geweigert zu haben.“

„Mein Herr,“ erwiederte Mayeux mit bescheidener Verlegenheit.

„O! o! man schüchtert mich nicht ein,“ entgegnete Rodin; „Lob oder Tadel, ich sag' es gerade heraus, was ich auf dem Herzen habe. Fragen Sie dieses liebe Fräulein.“ Und er wies mit dem Blicke auf Adrianen. „Ich will Ihnen also ganz laut sagen, daß ich eben so viel Gutes von Ihnen denke, als das Fräulein von Cardoville selbst von Ihnen denkt.“

„Glauben Sie mir, mein Kind,“ sagte Adriane, „es giebt Lobsprüche, welche ehren, belohnen, ermuthigen, und jene des Herrn Rodin gehören zu dieser Zahl. Ich weiß es, o! ja ich weiß es.“

„Uebrigens, mein liebes Fräulein, muß man mir nicht die ganze Ehre dieses Urtheiles beimessen.“

„Wie so, mein Herr?“

„Ist dieses liebe Mädchen nicht die Adoptivschwester von Agricola Baudoin, dem braven Arbeiter, dem energischen und populären Dichter? Wohlan! ist die Zuneigung eines solchen Mannes nicht die beste Bürgschaft, und erlaubt sie nicht, so zu sagen, nach der äußern Aufschrift zu urtheilen?“ fügte Rodin lächelnd bei.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ erwiederte Adriane; „denn ohne dieses liebe Kind zu kennen, hab' ich für ihr Schicksal sehr lebhaft von dem Tage an mich zu interessiren begonnen, an welchem ihr Adoptivbruder von ihr mit mir gesprochen hat. Er drückte sich mit solchem Feuer, mit solcher Hingebung aus, daß ich so-

gleich das junge, eine so edle Zuneigung einzuflößen fähige Mädchen, geachtet habe.“

Diese Worte Adrianens, einem andern Umstande beigesellt, verwirrten Mayeux so lebhaft, daß ihr bleiches Gesicht purpurroth wurde. Man weiß es, die Unglückliche liebte Agricola mit einer eben so leidenschaftlichen, als schmerzlichen und verhehlten Liebe; jede, selbst mittelbare Anspielung auf dieses fatale Gefühl, verursachte dem jungen Mädchen eine peinliche Verlegenheit.

In dem Augenblicke nun, da das Fräulein von Cardoville von der Zuneigung Agricola's für Mayeux gesprochen hatte, war diese dem auf sie gerichteten, beobachtenden und durchdringenden Blicke Rodin's begegnet; mit Adrianen allein, hätte das junge Mädchen, von dem Hammerschmide sprechen hörend, nur ein vorübergehendes Gefühl von Qual empfunden; aber es schien, daß der Jesuit, welcher ihr schon einen unwillkürlichen Schrecken einflößte, leider in ihrem Herzen gelesen, und das Geheimniß der traurigen Liebe darin erspäht hatte, deren Opfer sie war Daher das auffallende Erröthen der Unglücklichen, daher ihre so sichtbare, so peinliche Verlegenheit, daß Adriane davon überrascht wurde. Ein so listiger und behender Geist, wie jener Rodin's sucht bei der mindesten Wirkung alsogleich die Ursache. Nach Zusammenstellung verfahrend, sah der Jesuit auf der einen Seite ein ungestaltetes, aber sehr intelligentes, und einer leidenschaftlichen Hingebung fähiges Mädchen; von der andern, einen jungen, schönen, kühnen, geistvollen

und freimüthigen Arbeiter. „Miteinander auferzogen, in „vielen Beziehungen wechselseitig sympathisirend, müssen „sie sich geschwisterlich lieben;“ dachte er sich; „aber „wegen einer schwesterlichen Liebe erröthet man nicht, „und Mayeux ist vor meinem Blicke erröthet und verwirrt „geworden; sollte sie Agricola auf andere Weise lieben?“

Auf der Fährte dieser Entdeckung, wollte Rodin seine Nachforschung bis an's Ziel fortsetzen. Das Erstaunen gewahrend, welches die sichtbare Verwirrung der Mayeux Adrianen verursachte, sagte er zu dieser lächelnd, und durch ein Zeichen des Einverständnisses auf Mayeux weisend: „Hm? sehen Sie, mein liebes Fräulein, wie sie erröthet, diese arme Kleine, wenn man von der lebhaften Zuneigung dieses braven Arbeiters für sie spricht?“

Mayeux senkte den Kopf, von Verwirrung vernichtet. Nach einer secundenlangen Pause, während welcher Rodin schwieg, um dem scharfen Pfeile Zeit zu lassen, tief in das Herz der Unglücklichen zu dringen, fuhr der Henker fort: „Aber sehen Sie doch dieses liebe Mädchen, wie es sich verwirrt!“ Dann, nach einem zweiten Schweigen, und bemerkend, daß die Purpurröthe der Mayeux einer tödtlichen Bläße wich, und sie an allen ihren Gliedern zitterte, fürchtete der Jesuit, zu weit gegangen zu seyn; denn Adriane sagte theilnehmend zu Mayeux: „Mein liebes Kind, warum sind Sie denn so verwirrt?“

„Ei, das ist ganz einfach,“ erwiederte Rodin mit einer vollkommenen Einfalt, denn da er wußte, was er zu wissen wünschte, wollte er nichts zu vermuthen scheinen: „Ei, das ist ganz einfach; dieses liebe Mädchen besitzt die Bescheidenheit einer gegen ihren Bruder guten und zärtlichen Schwester. Da sie ihn liebt, da sie sich ihm gleich achtet, dünkt es ihr, wenn man ihn lobt, daß man sie selbst lobe.“

„Und da sie eben so bescheiden als vortrefflich ist,“ fügte Adriane bei, die Hände der Mayeux fassend, „so verwirrt sie das mindeste Lob, für ihren Adoptivbruder, oder für sie, in dem Grade, wie wir sie sehen; dieß ist wahrhaft kindisch, und ich werde sie deßwegen tüchtig auszanken.“

Das Fräulein von Cardoville sprach in sehr gutem Glauben, da die von Rodin gegebene Erläuterung ihr sehr annehmbar dünkte, und es auch wirklich war.

Wie alle Personen, welche, in jeder Minute fürchtend, ihr schmerzliches Geheimniß erforscht zu sehen, sich eben so schnell beruhigen, als sie erschrecken, beredete sich Mayeux, fühlte das Bedürfniß, sich zu bereden, um nicht vor Scham zu sterben, daß die letzteren Worte Rodin's aufrichtig waren, und er die Liebe nicht muthmaßte, die sie für Agricola fühlte. Dann verminderte sich ihre Angst, und sie fühlte sich im Stande, einige Worte au das Fräulein von Cardoville zu richten. „Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein,“ sagte sie schüchtern „ich bin an ein Wohlwollen, jenem gleich, womit Sie

mich überhäufen, so wenig gewöhnt, daß ich Ihrer Güte gegen mich schlecht entspreche."

„Meine Güte, armes Kind?" erwiederte Adriane, „ich habe noch nichts für Sie gethan. Aber, Gott sey Dank! von heute an werde ich mein Versprechen halten Ihre Hingebung für mich, Ihre muthige Resignation, Ihre heilige Liebe zur Arbeit belohnen können, und die Würde, von der Sie so viele Beweise inmitten der peinlichsten Zustände gegeben haben; kurz von heute an, wenn es Ihnen anständig ist, werden wir uns nicht mehr trennen."

„Mein Fräulein, das ist zu viel Güte," versetzte Mayeux mit bebender Stimme, „aber ich —"

„Ah! beruhigen Sie sich," sagte Adriane, sie unterbrechend und errathend, „wenn Sie einwilligen, werde ich mit meinem etwas selbstsüchtigen Wunsche, Sie bei mir zu haben, die Unabhängigkeit Ihres Characters, Ihre Arbeitsgewohnheiten, Ihren Geschmack an der Einsamkeit, und Ihr Bedürfniß, sich Allem zu weihen, was Mitleiden verdient, zu vereinigen wissen; und selbst dadurch, ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich Ihnen insbesondere die Mittel verschaffe, diesen hochherzigen Neigungen zu genügen, rechne ich darauf, Sie zu verlocken und bei mir fest zu halten."

„Aber was hab' ich denn gethan, mein Fräulein?" entgegnete Mayeux, „um so viel Dankbarkeit von Ihrer Seite zu verdienen? Im Gegentheile, haben nicht Sie

zuerst so großmüthig gegen meinen Adoptivbruder sich benommen?"

„O! ich spreche nicht von Dankbarkeit mit Ihnen," sagte Adriane, „wir sind quitt; sondern ich spreche von der Zuneigung, von der aufrichtigen Freundschaft mit Ihnen, die ich Ihnen anbiete."

„Von der Freundschaft zu mir, mein Fräulein?"

„Gehen Sie, gehen Sie!" versetzte Adriane mit einem reizenden Lächeln, „seyen Sie nicht hochmüthig, weil Sie den Vortheil der Stellung haben; und dann hab' ich mir in den Kopf gesetzt, daß Sie meine Freundin seyn würden, und Sie werden es sehen, dieß wird so seyn; aber, nun denk' ich daran, und zwar ein wenig spät; welcher glückliche Zufall führt Sie hierher?"

„Heute früh hat Herr Dagobert einen Brief erhalten worin man ihn bat, hierher zu kommen, wo er, wie es lautete, gute Nachrichten hinsichtlich dessen finden würde, was ihn am meisten auf der Welt interessire. In der Meinung, daß es sich um die Fräulein Simon handelte, sagte er zu mir: „„Mayeux, Sie haben so viel Interesse an dem genommen, was diese lieben Kinder betrifft, daß Sie mit mir gehen müssen; Sie werden meine Freude sehen, wenn ich sie wieder finde; dieß wird Ihre Belohnung seyn.""

Adriane blickte Rodin an. Dieser nickte bestätigend mit dem Kopfe, und sagte: „Ja, ja, liebes Fräulein, ich bin's, der an diesen braven Soldaten geschrieben hat; aber ohne zu unterzeichnen, und ohne mich näher zu erklären; Sie werden erfahren warum."

„Warum aber sind Sie dann allein gekommen, mein liebes Kind?“ fragte Adriane.

„Ach! mein Fräulein, ich bin bei meiner Ankunft von Ihrem Empfange so gerührt gewesen, daß ich Ihnen meine Besorgnisse nicht sagen konnte.“

„Welche Besorgnisse?“ fragte Rodin.

„Da ich wußte, daß Sie hier wohnten, mein Fräulein, hab' ich vermuthet, Sie hätten jenen Brief dem Herrn Dagobert zukommen lassen: ich hab' es ihm gesagt; er theilte meine Meinung. Hier angekommen, war seine Ungeduld so groß, daß er gleich am Thore fragte, ob die Waisen in diesem Hause seyen, und sie beschrieb. Man verneinte es ihm. Dann hat er, ungeachtet meiner dringenden Vorstellungen in's Kloster gehen wollen, um sich nach ihnen zu erkundigen.“

Welche Unvorsichtigkeit!“ rief Adriane aus.

„Nach dem, was heute Nacht geschehen ist?“ fügte Rodin bei, die Achseln zuckend.

„Ich hatte ihm gut bemerken,“ fuhr Mayeux fort, „daß der Brief ihm nicht bestimmt melde, man würde ihm die Waisen zurückgeben, sondern daß man ihm ohne Zweifel Aufschlüsse über sie zu ertheilen gedenke; er wollte mich nicht anhören, und sagte mir: „„wenn ich nichts erfahre, werde ich sie aufsuchen; aber sie waren vorgestern im Kloster; nun ist Alles entdeckt, man kann sie mir nicht verweigern.““

„Und mit einem solchen Kopfe,“ versetzte Rodin lächelnd, „ist keine Erörterung möglich.“

„Mein Gott, wenn er nur nicht erkannt wird!" sagte Adriane, der Drohungen des Herrn Baleinier eingedenk.

„Das ist nicht muthmaßlich," versetzte Rodin; „man wird ihm den Eintritt verweigern. Dieß ist, hoff' ich, das größte Mißgeschick, das ihn erwarten wird; übrigens kann der Gerichtsbeamte nun nicht lange säumen, mit den jungen Mädchen zurückzukommen. Meine Anwesenheit hier ist nicht mehr nöthig, andere Sorgen rufen mich fort. Ich muß mich nach dem Prinzen Djalma erkundigen, daher wollen Sie mir gefälligst sagen, wann und wo ich Sie werde sehen können, mein liebes Fräulein, um Sie von meinen Nachforschungen stets in Kenntniß zu erhalten, und über Alles Rücksprache zu pflegen, was den jungen Prinzen betrifft, wenn, wie ich es hoffe, diese Nachforschungen gute Erfolge haben."

„Sie werden mich daheim finden, in meinem neuen Hause, wohin ich von hier weg mich begeben will, Straße Anjou, im alten Hôtel Beaulieu. Aber es fällt mir ein," sagte Adriane plötzlich nach einigen Momenten des Nachsinnens, „es scheint mir weder passend, noch vielleicht vorsichtig, aus mehrern Gründen, den Prinzen Djalma in den Pavillon einzulogiren, den ich früher im Hôtel Saint-Dizier bewohnte. Ich habe kürzlich ein charmantes kleines, ganz möblirtes, ganz bereites Haus gesehen, einige in vierundzwanzig Stunden ausführbare Verschönerungen, werden einen sehr hübschen Aufenthalt daraus machen. Ja, dieß wird tausendmal passender seyn, fügte das Fräulein von Cardoville nach

einem neuen Schweigen hinzu: „und auf diese Art dann werde ich gewiß das strengste Incognito beobachten können.“

„Wie!“ rief Rodin aus, dessen Projekte durch diesen neuen Entschluß des jungen Mädchens gefährlich durchkreuzt wurden, „Sie wollen, daß er es nicht wisse.“

„Ich will, daß der Prinz Djalma durchaus nicht wisse, wer der unbekannte Freund ist, der ihm zu Hülfe kommt; ich wünsche, daß mein Name ihm nicht genannt werde, und daß er sogar nicht erfahre, daß ich existire, für jetzt wenigstens. Später, vielleicht in einem Monate, werde ich sehen; die Verhältnisse werden mich leiten.“

„Aber wird dieses Incognito,“ sagte Rodin, sein lebhaftes Mißvergnügen verhehlend, „nicht sehr schwer zu bewahren seyn?“

„Wenn der Prinz meinen Pavillon bewohnt hätte, bin ich Ihrer Meinung; die Nähe meiner Tante hätte ihn aufklären können; und diese Besorgniß ist eine von den Gründen, welche mich auf meinen ersten Plan verzichten machen. Aber der Prinz wird in einem ziemlich entfernten Stadtviertel wohnen, Straße Blanche. Wer sollte ihn von dem unterrichten, was er nicht wissen soll? Einer von meinen alten Freunden, Herr Norval, Sie, mein Herr, und dieses würdige Mädchen,“ sie wies auf Mayeux, „auf deren Verschwiegenheit ich zählen darf, wie auf die Ihrige, Sie allein kennen mein Geheimniß; es wird also vollkommen bewahrt seyn. Uebrigens werden wir morgen noch län-

ger über diesen Gegenstand sprechen; zuvörderst müssen Sie es dahin bringen, diesen unglücklichen jungen Prinzen wieder zu finden."

Rodin, obgleich über Adrianens plötzlichen Entschluß hinsichtlich Djalma's sehr erzürnt, blieb in guter Fassung, und antwortete: „Ihre Absichten werden gewissenhaft befolgt werden, mein liebes Fräulein, und morgen, wenn Sie es erlauben, werde ich Ihnen gute Rechenschaft ablegen von dem, was Sie eben erst meine Mission durch Fügung der Vorsehung zu nennen beliebten."

„Morgen also, und ich werde Sie mit Ungeduld erwarten," sagte Adriane liebreich zu Rodin. „Erlauben Sie mir, immer auf Sie zu zählen, wie Sie von diesem Tage an auf mich zählen können. Sie werden mit mir nachsichtig seyn müssen, mein Herr; denn ich sehe voraus, daß ich noch oft in der Lage seyn werde, Sie um Ihre Rathschläge, um Ihre Gefälligkeiten zu bitten, ich, die ich Ihnen bereits so viel schulde."

„Sie werden mir nie genug schulden, mein liebes Fräulein, nie genug'" versetzte Rodin, indem er, nach einer Verbeugung vor Adrianen, bescheiden der Thüre zu schritt.

In dem Augenblicke, da er hinausgehen wollte, befand er sich Aug' im Auge mit Dagobert. „Ah! endlich hab' ich Einen von ihnen," rief der Soldat aus, den Jesuiten mit kräftiger Hand am Kragen packend.

Zehntes Kapitel.

Die Entschuldigungen.

Als das Fräulein von Cardoville Dagobert auf so barsche Weise Rodin am Kragen packen sah, rief sie mit Schrecken aus, indem sie mit einigen Schritten dem Soldaten sich näherte: „Um Gotteswillen, mein Herr, was machen Sie?"

„Was ich mache!" antwortete der Soldat rauh ohne Rodin loszulassen, und den Kopf gegen Adrianen wendend, die er nicht kannte; „ich benütze die Gelegenheit, um die Kehle von Einem der Elenden der Bande des Renegaten so lange zusammenzudrücken, bis er mir gesagt hat, wo meine armen Kinder sind."

„Sie erwürgen mich," — sagte der Jesuit mit gekrampfter Stimme, indem er sich vom Soldaten loszumachen suchte.

„Wo sind die Waisen, da sie nicht hier sind, und man mir die Klosterpforte verschlossen hielt, ohne mir antworten zu wollen!" schrie Dagobert mit donnernder Stimme.

„Zu Hülfe!" murmelte Rodin.

„Ah! das ist abscheulich!" sagte Adriane.

Und bleich, zitternd, an Dagobert sich wendend, mit gefalteten Händen: „Haben Sie die Güte, mein Herr, Hören Sie mich an... hören Sie ihn an."

„Herr Dagobert," rief Mayeux aus, indem sie eilig mit ihren schwachen Händen Dagobert's Arm faßte, und ihm Adrianen wies; „dieß ist das Fräulein von Cardoville. Welche Gewaltthätigkeit in ihrer Gegenwart! Und dann irren Sie sich, ohne Zweifel."

Bei dem Namen des Fräuleins von Cardoville, der Wohlthäterin seines Sohnes, kehrte sich der Soldat rasch um, und ließ Rodin los; dieser, durch den Zorn und die Erstickung carmesinroth geworden, beeilte sich, seinen Kragen und seine Cravate wieder zu ordnen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte Dagobert, sich der noch schreckenbleichen Adriane nähernd; „ich wußte nicht, wer Sie seyen; aber die erste Aufwallung hat mich wider meinen Willen fortgerissen."

„Aber, mein Gott, was haben Sie denn gegen diesen Herrn?" erwiederte Adriane. „Hätten Sie mich angehört, so würden Sie erfahren haben . . ."

„Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie unterbreche, mein Fräulein," sagte der Soldat zu Adrianen mit gemäßigter Stimme. Dann, sich zu Rodin wendend, der seine Kaltblütigkeit wieder gewonnen: „Danken Sie dem Fräulein, und gehen Sie fort; wenn Sie hier bleiben, steh' ich für mich nicht gut."

„Nur ein Wort, mein lieber Herr," sagte Rodin; „ich . . ."

„Ich sage Ihnen, daß ich für mich nicht gut stehe, wenn Sie hier bleiben!" rief Dagobert aus, mit dem Fuße stampfend.

„Aber um's Himmelswillen, sagen Sie wenigstens die Ursache dieses Zornes," fuhr Adriane fort; „und trauen Sie besonders dem Scheine nicht; beruhigen Sie sich, und hören Sie uns an."

„Ich mich beruhigen, mein Fräulein!" rief Dagobert mit Verzweiflung aus; „aber ich denke nur Eines, mein Fräulein, an die Ankunft des Marschalls Simon; er wird heute oder morgen in Paris seyn."

„Wär's möglich!" sagte Adriane. Rodin machte eine Bewegung des Erstaunens und der Freude.

„Gestern Abends," fuhr Dagobert fort, „hab' ich einen Brief vom Marschalle erhalten; er ist in Havre gelandet; seit drei Tagen hab' ich Schritte über Schritte gethan, in der Hoffnung, daß die Waisen mir zurückgegeben würden, weil die Umtriebe dieser Elenden gescheitert sind" (und er wies auf Rodin mit einer neuen Geberde des Zornes). „Nun denn, nein . . . Sie brüten noch irgend eine Niederträchtigkeit aus. Ich bin auf Alles gefaßt."

„Aber, mein Herr," sagte Rodin vortretend, „erlauben Sie mir, Ihnen . . ."

„Hinaus!" rief Dagobert, dessen Aufgereiztheit und Angst sich bei dem Gedanken verdoppelten, daß der Marschall Simon in jedem Augenblicke in Paris ankommen konnte; „hinaus, denn, ohne das Fräulein, hätt' ich wenigstens an Einen mich gerächt."

Rodin machte Adrianen ein Zeichen des Einverständnisses, näherte sich ihr vorsichtig, zeigte ihr Dago-

bert mit einer Geberde rührenden Mitleidens, und sagte zu Letzterem: „Ich werde also fortgehen, mein Herr, und um so lieber, als ich dieses Zimmer verließ, da Sie eintraten.“ Dann sich völlig dem Fräulein von Cardoville nähernd, sagte der Jesuit mit leiser Stimme zu ihr: „Der arme Soldat! der Schmerz verwirrt ihn; er wäre unfähig, mich anzuhören. Erklären Sie ihm Alles, mein liebes Fräulein; er wird bald belehrt seyn,“ fügte er mit listiger Miene bei; „doch inzwischen,“ fuhr Rodin fort, in der Seitentasche seines Oberrockes wühlend, und aus derselben ein kleines Packet ziehend, — „stellen Sie ihm dieß zu, ich bitte Sie, mein liebes Fräulein; das ist meine Rache; sie wird gut seyn.“

Und als Adriane, das kleine Packet in ihrer Hand haltend, den Jesuiten mit Erstaunen anblickte, legte dieser seinen Zeigefinger auf seine Lippe, wie um dem jungen Mädchen Schweigen zu empfehlen, gewann die Thüre, indem er auf den Fußspitzen rückwärts schritt, und ging hinaus, nachdem er noch mit einer Geberde des Mitleidens auf Dagobert gewiesen, welcher, in düsterer Niedergeschlagenheit, mit gesenktem Kopfe, auf der Brust gekreuzten Armen, bei den eifrigen Tröstungen der Mayeux stumm blieb. Nach Rodin's Entfernung aus dem Zimmer sagte Adriane, sich dem Soldaten nähernd, mit ihrer sanften Stimme, und mit dem Ausdrucke inniger Theilnahme: „Ihr rasches Eintreten hat mich verhindert, eine für mich sehr interessante Frage an Sie zu stellen. Und Ihre Wunde?“

„Ich danke, mein Fräulein," erwiederte Dagobert, aus seinem peinlichen Brüten erwachend; „ich danke! Es ist nicht viel daran, und ich habe keine Zeit, darauf zu denken. Es ärgert mich, daß ich in Ihrer Gegenwart so brutal gewesen bin, diesen Elenden fortgejagt zu haben; aber dieß ist stärker, als ich; bei dem Anblicke dieser Leute da kommt mein Blut in Wallung."

„Und doch, glauben Sie mir, haben Sie zu vorschnell geurtheilt über die Person, welche so eben hier war."

„Zu vorschnell, mein Fräulein; aber ich kenne ihn ja nicht erst seit heute. Er war bei dem Renegaten Abbé von Aigrigny."

„Gewiß, dieß hindert ihn aber nicht, ein rechtschaffener und vortrefflicher Mann zu seyn."

„Er!" rief Dagobert aus.

„Ja, und gerade in diesem Augenblicke ist er mit einer einzigen Sache beschäftiget, zu machen, daß Ihnen Ihre lieben Kinder zurückgegeben werden."

„Er!" erwiederte Dagobert, indem er Adrianen anblickte, wie wenn er das nicht glauben könnte, was er hörte; „er, mir meine Kinder zurückgeben!"

„Ja, früher vielleicht, als Sie es denken."

„Mein Fräulein," sagte Dagobert plötzlich; — „er täuscht Sie. Sie sind die Betrogene dieses alten Schuftes da . . ."

„Nein," entgegnete Adriane, den Kopf schüttelnd und lächelnd, „ich habe Beweise seiner Aufrichtigkeit; erstens ist er es, der mich aus diesem Hause befreiet hat."

„Wär's wahr?“ versetzte Dagobert verwirrt.

„Sehr wahr, und noch mehr, hier ist etwas, was Sie vielleicht mit ihm aussöhnen wird,“ sagte Adriane, indem sie Dagobert das kleine Packet überreichte, welches ihr Rodin im Augenblicke seines Fortgehens gegeben hatte; „um Sie durch seine Gegenwart nicht länger zu erbittern, hat er zu mir gesagt: „„Mein Fräulein, geben Sie dieß diesem braven Soldaten, dieß wird meine Rache seyn.““

Dagobert blickte das Fräulein von Cardoville bestürzt an, mechanisch das kleine Packet öffnend. Als er es enthüllt, und sein von den Jahren geschwärztes silbernes Kreuz erkannt hatte, und das alte, rothe, verblichene Band, das man ihm im Wirthshause zum weißen Falken sammt seinen Papieren geraubt hatte, rief er mit gebrochener Stimme und pochendem Herzen aus: „Mein Kreuz! mein Kreuz! Dieß ist mein Kreuz!!“ Und im Uebermaße seiner Freude drückte er den silbernen Stern an seinen grauen Knebelbart. Adriane und Mayeux fühlten sich von der Gemüthsaufregung des Soldaten tief gerührt, der, zur Thüre eilend, durch welche Rodin so eben fortgegangen war, ausrief: „Nach einem dem Marschalle Simon, meiner Frau oder meinem Sohne geleisteten Dienste, konnte man mehr nicht für mich thun. Und Sie bürgen für diesen braven Mann, mein Fräulein? Und ich hab' ihn beleidiget, mißhandelt vor Ihnen? Er hat Anspruch auf Genugthuung, er wird sie bekommen. O, er wird sie bekommen.“

Mit diesen Worten eilte Dagobert schnell aus dem Zimmer, rannte durch zwei Gemächer, erreichte die Treppe, stieg rasch über sie hinab, und erwischte Rodin auf der letzten Stufe. „Mein Herr," sagte der Soldat mit bewegter Stimme zu ihm, indem er ihn am Arme faßte, „Sie müssen sogleich wieder hinauf gehen."

„Es wäre doch gut, wenn Sie sich für irgend etwas entscheiden möchten, mein lieber Herr," erwiederte Rodin, stehen bleibend, mit Gutmüthigkeit; „noch vor einem Augenblicke befahlen Sie mir, fortzugehen, nun ist vom Zurückkehren die Rede... Warum verweilen wir da?"

„So eben erst, mein Herr, hatte ich Unrecht, und wenn ich Unrecht habe, mach' ich es gut. Ich habe Sie vor Zeugen beleidiget, mißhandelt... Ich werde Sie vor Zeugen um Verzeihung bitten."

„Aber, mein lieber Herr, ich danke Ihnen; ich habe Eile..."

„Was kümmert es mich, daß Sie Eile haben? Ich sage Ihnen, daß Sie sogleich wieder hinaufgehen werden... oder wo nicht... oder wo nicht," fuhr Dagobert fort, die Hand des Jesuiten fassend, und sie mit eben so großer Herzlichkeit als Rührung drückend, „oder wo nicht, wird das Glück, das Sie mir durch die Rückgabe meines Kreuzes bereiten, nicht vollständig seyn."

„An mir soll's dann nicht liegen, mein guter Freund; gehen wir wieder hinauf, gehen wir wieder hinauf."

„Und nicht nur haben Sie mir mein Kreuz wieder

gegeben, so daß ich . . . ei ja wohl! geweint habe, sehen Sie, ohne es Jemanden zu sagen," rief Dagobert mit überströmendem Herzen aus; aber dieses Fräulein hat mir auch gesagt, daß durch Sie diese armen Kinder? Hören Sie, keine falsche Freude. Ist es auch wahr? Mein Gott! Ist es auch wahr?"

„Ei, ei! seht doch den Neugierigen," entgegnete Rodin mit Feinheit lächelnd. Dann fügte er bei, „nun, nun, sehen Sie ruhig; man wird Ihnen Ihre zwei Engel zurückgeben, Sie alter Erzteufel." Und der Jesuit stieg die Treppe hinauf.

„Man wird sie mir zurückgeben... heute?..." rief Dagobert aus. Und in dem Augenblicke, da Rodin die Treppe hinaufging, hielt er ihn rasch am Aermel fest.

„Ah, mein guter Freund," sagte der Jesuit, „gewiß, bleiben wir stehen? Gehen wir hinauf? Gehen wir hinunter? Nichts für ungut, Sie lassen mich wie einen Negertambour gehen."

„Das ist recht; da oben werden wir uns besser erklären. Kommen Sie, kommen Sie nun schnell . . ." sagte Dagobert. Dann, Rodin unter dem Arme fassend, zog er ihn hastig fort, und führte ihn triumphirend in das Zimmer, worin Adriane und Mayeur geblieben waren, sehr erstaunt über das Verschwinden des Soldaten.

„Da ist er, da ist er," rief Dagobert eintretend aus. „Zum Glücke hab' ich ihn unten an der Treppe erwischt."

„Und Sie ließen mich tüchtig heraufsteigen,“ fügte Rodin bei, ziemlich athemlos.

„Nun, mein Herr,“ — sagte Dagobert mit ernster Stimme, — „erkläre ich vor dem Fräulein, daß ich Unrecht gehabt habe, Ihnen grob zu begegnen, Sie zu beleidigen; ich bitte Sie hiewegen um Verzeihung, mein Herr, und erkenne mit Freude, was ich Ihnen schulde. O! viel, ja viel, und ich schwör' es Ihnen, wenn ich schulde — bezahl' ich.“ Und Dagobert reichte wieder Rodin seine loyale Hand, der sie auf eine sehr freundliche Weise drückte, beifügend: „Ei, mein guter Gott! Um was handelt es sich denn? Was ist denn dieß für ein großer Dienst, von dem Sie sprechen?“

„Und dieß!“ erwiederte Dagobert, indem er sein Kreuz vor Rodin's Augen funkeln ließ: „Aber Sie wissen nicht, welchen Werth dieses Kreuz für mich hat!“

„Im Gegentheile, in der Vermuthung, daß es Ihnen theuer sei, rechnete ich darauf, das Vergnügen zu haben, es Ihnen selbst wieder zuzustellen. Deßwegen hatte ich es hierher gebracht. Doch, unter uns, Sie haben mich, seit Ihrer Ankunft, so . . . familiär behandelt, daß ich keine Zeit fand, um . . .“

„Mein Herr,“ entgegnete Dagobert verwirrt, „ich versichere Ihnen, daß ich schmerzlich bereue, was ich gethan habe.“

„Ich weiß es, mein guter Freund, sprechen wir also nicht mehr davon. Ah, Sie hielten also viel auf dieses Kreuz!“

„Ob ich etwas darauf hielt, mein Herr!“ rief Dagobert aus; „dieses Kreuz,“ und er küßte es wieder, „ist für mich eine Reliquie. Derjenige, von dem es kam, war mein Heiliger, mein Gott, und er hatte es berührt ...“

„Wie,“ fragte Rodin, indem er sich stellte, als ob er das Kreuz mit eben so großer Neugier als achtungsvoller Bewunderung betrachte, „wie! Napoleon ... der große Napoleon hätte mit seiner eigenen Hand, mit seiner siegreichen Hand, diesen edlen Stern der Ehre berührt?“

„Ja, mein Herr, mit seiner Hand; er hatte ihn hier, auf meiner blutenden Brust, als Verband für meine fünfte Wunde befestiget. Daher, sehen Sie, glaub' ich, daß in der Lage, Hungers zu sterben, zwischen Brod und meinem Kreuze ich nicht geschwankt hätte, um es sterbend auf dem Herzen zu haben. Aber genug, genug. Sprechen wir von etwas Anderm. Es ist etwas Dummes um einen alten Soldaten, nicht wahr?“ fügte Dagobert bei, mit der Hand über seine Augen fahrend; dann, wie aus Scham, zu läugnen, was er empfand; fuhr er fort, indem er rasch den Kopf emporhob, und eine Thräne nicht zu verhehlen suchte, die über seine Wange floß: „Wohlan, ja, ja, ich weine vor Freude, mein Kreuz wieder gefunden zu haben, mein Kreuz, welches der Kaiser mir gegeben hatte, mit seiner siegreichen Hand, wie dieser würdige Mann sagt.“

„Gesegnet sei also meine arme Hand, Ihnen diesen

glorreichen Schatz wieder gegeben zu haben," sagte Rodin mit Rührung. Und er setzte hinzu: „Meiner Treu, der Tag wird für Jedermann gut seyn; daher meldete ich Ihnen diesen Morgen in meinem Briefe . . ."

„Dieser Brief, ohne Unterschrift," fragte der Soldat immer bestürzter, „war von Ihnen?"

„Ich war's, der Ihnen denselben schrieb. Nur aus Besorgniß vor irgend einer neuen Falle des Abbé von Aigrigny, hab' ich mich, Sie verstehen wohl, nicht deutlicher erklären wollen."

„Also, meine Waisen werde ich wiedersehen."

Rodin nickte mit dem Kopfe bejahend, voll Gutmüthigkeit.

„Ja, alsogleich, vielleicht in einem Augenblicke," sagte Adriane lächelnd. „Wohlan, hatte ich Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie diesen Herrn schlecht beurtheilen?"

„Und wie konnte ich mir dieß denken, als ich eintrat?" rief Dagobert freudetrunken aus.

„Hiewegen lag ein Hinderniß vor, mein guter Freund," versetzte Rodin, „nämlich, weil Sie bei Ihrem Eintritte mich erwürgen wollten."

„Es ist wahr, ich bin zu vorschnell gewesen; noch einmal, verzeihen Sie mir; aber was wollen Sie, daß ich Ihnen sage? Ich hatte Sie immer mit dem Abbé von Aigrigny gegen uns gesehen, und im ersten Augenblicke . . ."

„Das Fräulein," sagte Rodin, vor Adrianen sich verbeugend, „dieses liebe Fräulein wird Ihnen sagen,

daß ich, ohne es zu wissen, Mitschuldiger von manchen Treulosigkeiten war; aber sobald ich in diesem Dunkel hell sehen konnte, hab' ich den schlechten Weg verlassen, auf welchen ich wider meinen Willen verlockt war, um auf jenem zu wandeln, der ehrlich, recht und gerecht war." Adriane nickte dem Dagobert, der sie mit einem Blicke zu fragen schien, bejahend mit dem Kopfe.

„Daß ich den Brief nicht unterzeichnete, den ich Ihnen geschrieben, mein guter Freund, geschah aus Besorgniß, daß mein Name Ihnen einen schlimmen Verdacht einflößen möchte; wenn ich endlich Sie gebeten habe, hierher zu kommen und nicht in's Kloster, so that ich's, weil ich fürchtete, daß Sie von dem Klosterpförtner oder dem Gärtner erkannt, und Ihr unüberlegter Streich in neulicher Nacht dieses Erkennen gefährlich machen könnte."

„Aber Herr Baleinier ist von Allem unterrichtet, eben denk' ich daran," sagte Adriane besorgt; „er hat mir gedroht, Herrn Dagobert und dessen Sohn anzuzeigen, wenn ich Klage stellen würde."

„Seyen Sie ruhig, mein liebes Fräulein; nun sind Sie es, welche die Bedingungen dictiren wird," versetzte Rodin. „Verlassen Sie sich auf mich; was Sie betrifft, mein guter Freund, so sind Ihre Leiden zu Ende."

„Ja," sagte Adriane, „ein Gerichtsbeamte voll Rechtschaffenheit und Wohlwollen, ist in das Kloster gegangen, um die Töchter des Marschalls Simon zu holen; er wird sie hierher führen; aber er hat gedacht, wie

ich, daß es passender wäre, wenn sie in meinem Hause wohnen würden. Ich kann jedoch diesen Entschluß nicht ohne Ihre Beistimmung fassen, denn Ihnen sind diese Waisen durch ihre Mutter anvertraut worden."

„Sie wollen sie bei ihnen ersetzen, mein Fräulein," entgegnete Dagobert; „ich kann Ihnen für mich und diese Kinder nur dafür danken. Bloß, weil die Lection hart gewesen ist, werde ich Sie bitten, die Thüre ihres Zimmers weder bei Tag noch bei Nacht verlassen zu dürfen. Wenn sie mit Ihnen ausgehen, werden Sie mir erlauben, denselben auf einige Schritte zu folgen, ohne sie aus dem Auge zu verlieren, nicht mehr und nicht weniger, als Rabat-joie thun würde, der sich als einen besseren Wächter bewiesen hat, als ich. Ist einmal der Marschall angekommen, und dieß kann täglich geschehen, dann wird die Ueberwachung aufgehoben seyn. Wolle Gott, daß er bald komme!"

„Ja," erwiederte Rodin mit fester Stimme, „wolle Gott, daß er bald komme; denn er wird wegen der Verfolgung seiner Töchter dem Abbé von Aigrigny eine schreckliche Rechenschaft abzufordern haben, und dennoch weiß der Herr Marschall noch nicht Alles."

„Und Sie zittern nicht für den Renegaten?" versetzte Dagobert, indem er dachte, daß der Marquis vielleicht Aug' in Auge dem Marschalle gegenüber stehen würde."

„Ich zittere weder für die Niederträchtigen, noch für die Verräther," antwortete Rodin. „Und wenn der Herr Marschall Simon zurückgekehrt sein wird —" Dann,

einige Augenblicke schweigend, fuhr er fort: „Möge der Herr Marschall mir die Ehre erweisen, mich zu hören, und er wird von dem Betragen des Abbé von Aigrigny erbaut sein. Der Herr Marschall wird erfahren, daß seine theuersten Freunde eben so sehr, wie er selbst, dem Hasse dieses so gefährlichen Mannes ausgesetzt sind."

„Wie denn so?" fragte Dagobert.

„Ei, mein Gott! Sie selbst," erwiederte Rodin, „sind ein Beispiel von dem, was ich erwähne. Glauben Sie, daß der Zufall allein die Scene im Wirthshause zum weißen Falken, in der Nähe von Leipzig, herbeigeführt habe?"

„Wer hat Ihnen von jener Scene erzählt?" fragte Dagobert bestürzt.

„Entweder Sie nahmen Morok's Ausforderung an," fuhr der Jesuit fort, ohne Dagobert zu antworten, „und fielen in einen Hinterhalt, oder Sie schlugen sie aus, und wurden dann aus Mangel an Ausweis verhaftet, wie es Ihnen geschehen ist, hierauf als Vagabund mit diesen armen Waisen in das Gefängniß geworfen. Wissen Sie jetzt, was der Zweck jener Gewaltthätigkeit war? Sie zu verhindern, am 13. Februar hier zu seyn."

„Aber je länger ich Sie anhöre, mein Herr," sagte Adriane, „desto erschrockener bin ich über die Verwegenheit des Abbé von Aigrigny, und den Umfang der Mittel, über die er verfügt. In Wahrheit," fuhr sie mit tiefem Erstaunen fort, „wenn Ihre Worte nicht allen Glauben verdienten —"

„So würden Sie daran zweifeln, nicht wahr, mein Fräulein," sagte Dagobert; „so ist mir's auch; ich kann nicht glauben, daß dieser Renegat, wie böse er auch sei, Einverständnisse mit einem Thierezeiger tief in Sachsen habe; und dann, wie hätte er gewußt, daß ich und die Kinder nach Leipzig gehen sollten? Das ist unmöglich, mein wackerer Mann."

„In der That, mein Herr," äußerte Adriane, „fürchte ich, daß Ihre, übrigens sehr gegründete Abneigung gegen den Abbé von Aigrigny, Sie irre führe, und daß Sie ihm eine Macht und einen Umfang von schier fabelhaften Verbindungen beimessen." Nach einem kurzen Schweigen, während dessen Rodin wechselweise Adrianen und Dagobert mit einer Art von Mitleiden anschaute, fuhr er fort: „Und wie hätte der Herr Abbé von Aigrigny Ihr Kreuz in seinem Besitze gehabt, ohne seine Verbindungen mit Morok?" fragte Rodin den Soldaten.

„Wahrhaftig, mein Herr," entgegnete Dagobert, „die Freude hat mich verhindert, nachzudenken; woher kommt es, daß mein Kreuz sich in Ihren Händen befindet?"

„Gerade weil der Abbé von Aigrigny zu Leipzig die Verbindungen hatte, welche Sie und dieses liebe Fräulein zu bezweifeln scheinen."

„Aber wie ist mein Kreuz zu Ihnen nach Paris gekommen?"

„Sagen Sie mir, sind Sie nicht in Leipzig wegen Mangels an Ausweis verhaftet worden?"

„Ja, aber ich habe niemals begreifen können, wie meine Papiere und mein Geld aus meinem Tornister verschwunden sind. Ich glaubte das Unglück gehabt zu haben, sie zu verlieren."

Rodin zuckte die Achseln, und fuhr fort: „Sie wurden Ihnen im Wirthshause zum weißen Falken von Goliath, einem der Vertrauten Morok's, gestohlen, und dieser hat die Papiere und das Kreuz dem Abbé von Aigrigny gesendet, um ihm zu beweisen, daß es ihm gelungen sei, die Befehle zu vollziehen, welche die Waisen und Sie selbst betrafen; vorgestern hab' ich den Schlüssel zu diesem finstern Komplotte erhalten: Kreuz und Papiere fanden sich in den Archiven des Abbé von Aigrigny; die Papiere bildeten einen sehr beträchtlichen Band; man hätte ihre Wegnahme bemerkt; aber inhaltlich meines Briefes hoffend, Sie heute früh zu sehen, und überzeugt, wie viel ein Soldat des Kaisers auf sein Kreuz hält, eine heilige Reliquie, wie Sie sagten, mein guter Freund, meiner Treu, hab' ich nicht geschwankt; ich steckte die Reliquie in meine Tasche. Im Grunde, dachte ich mir, ist dieß nur eine Zurückgabe, und mein Zartgefühl vergrößert sich vielleicht die Ansicht von diesem Mißbrauche des Vertrauens."

„Sie konnten keine bessere Handlung ausüben," sagte Adriane, „und für meinen Theil, in Erwägung meiner Theilnahme für Herrn Dagobert, bin ich Ihnen persönlich dafür dankbar." Dann, nach kurzem Schweigen, fuhr sie ängstlich fort: „Aber, mein Herr, über

welche schreckliche Macht verfügt also Herr von Aigrigny, um in fremden Ländern so ausgebreitete und furchtbare Verbindungen zu haben?"

„Stille," rief Rodin mit leiser Stimme aus, mit erschrockener Miene um sich schauend, „Stille, Stille, um's Himmelswillen befragen Sie mich darüber nicht!!!"

Eilftes Kapitel.

Offenbarungen.

Das Fräulein von Cardoville, sehr erstaunt über Rodin's Schrecken, als sie ihn um einige Erklärun hinsichtlich der so furchtbaren, so ausgebreiteten Macht, worüber der Abbé von Aigrigny verfügte, ersucht hatte, sagte zu ihm: „Aber, mein Herr, was liegt denn so Sonderbares in der Frage, die ich so eben an Sie gestellt habe?"

Rodin, nach kurzem Schweigen, mit einer vollkommen erkünstelten Besorgniß um sich schauend, antwortete mit gedämpfter Stimme: „Noch einmal, mein Fräulein, fragen Sie mich nicht über einen so furchtbaren Gegenstand; die Mauern dieses Hauses haben Ohren, wie man gewöhnlich sagt."

Adriane und Dagobert blickten sich mit wachsendem Erstaunen an. Mayeux, aus einem Instinkte unglaublicher Beharrlichkeit, fuhr fort, ein Gefühl unüberwindlichen Mißtrauens gegen Rodin zu empfinden. Bis-

weilen blickte sie ihn lange verstohlen an, bemüht, hinter die Maske dieses Mannes zu dringen, der sie erschreckte. Einen Moment begegnete der Jesuit dem besorgten, hartnäckig auf ihn gerichteteten Blicke der Mayeux; alsogleich machte er ihr mit dem Kopfe ein kleines Zeichen voll Güte; das junge Mädchen, erschrocken, sich ertappt zu sehen, wendete schaudernd die Augen ab. „Nein, nein, mein liebes Fräulein," fuhr Rodin mit einem Seufzer fort, als er das Fräulein von Cardoville über sein Schweigen staunen sah, „fragen Sie mich nicht hinsichtlich der Macht des Abbé von Aigrigny."

„Aber, noch einmal, mein Herr," erwiederte Adriane, „warum diese Unschlüssigkeit, mir zu antworten? Was fürchten Sie?"

„Ah! mein liebes Fräulein," sagte Rodin schaudernd, „diese Leute sind so mächtig! ihr Zorn ist so schrecklich!"

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich schulde Ihnen zu viel, als daß Ihnen meine Stütze jemals fehlen sollte."

„Ei, mein liebes Fräulein," rief Rodin fast gekränkt aus, „urtheilen Sie besser von mir, ich bitte Sie darum. Fürchte ich denn für mich? Nein, nein, ich bin zu unbedeutend, zu harmlos; aber Sie, der Herr Marschall Simon, die übrigen Personen Ihrer Familie, sind es, welche Alles zu fürchten haben. Ah! mein liebes Fräulein, noch einmal, fragen Sie mich nicht; es giebt Ge=

heimniße, welche für diejenigen unheilvoll sind, die sie besitzen.“

„Ist es aber im Grunde nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, von welchen man bedroht ist?“

„Wenn man das Manoeuvre seines Feindes kennt, kann man sich vertheidigen,“ sagte Dagobert. „Besser ein Angriff am hellen Tage, als ein Hinterhalt.“

„Dann, ich versichere Ihnen,“ äußerte Adriane, „flößen mir auch die wenigen Worte, die Sie mir gesagt haben, eine unbestimmte Besorgniß ein.“

„Nun denn, weil es seyn muß, mein liebes Fräulein,“ fuhr der Jesuit mit dem Anscheine einer großen Selbstüberwindung fort, „weil Sie Halbausgesprochenes nicht verstehen, werde ich deutlicher mich erklären; doch erinnern Sie sich,“ fügte er mit ernstem Tone bei, „erinnern Sie sich, daß Ihr Drängen mich zwingt, Ihnen mitzutheilen, was nicht zu wissen vielleicht besser wäre.“

„Sprechen Sie gefälligst, mein Herr, sprechen Sie,“ erwiederte Adriane. Rodin, indem er Adrianen, Dagobert und Mayeux um sich her versammelte, sagte zu ihnen mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene: „Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Association sprechen hören, die ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, die in allen Classen des Staatsleben Layen, Heiden, Fanatiker zählt, die oft das Ohr der Könige und Großen beherrscht hat und noch beherrscht, von einer allmächtigen Association, die mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellen erhebt, und mit

weilen blickte sie ihn lange verstohlen an, bemüht, hinter die Maske dieses Mannes zu dringen, der sie erschreckte. Einen Moment begegnete der Jesuit dem besorgten, hartnäckig auf ihn gerichteteten Blicke der Mayeux; alsogleich machte er ihr mit dem Kopfe ein kleines Zeichen voll Güte; das junge Mädchen, erschrocken, sich ertappt zu sehen, wendete schaudernd die Augen ab. „Nein, nein, mein liebes Fräulein," fuhr Rodin mit einem Seufzer fort, als er das Fräulein von Cardoville über sein Schweigen staunen sah, „fragen Sie mich nicht hinsichtlich der Macht des Abbé von Aigrigny."

„Aber, noch einmal, mein Herr," erwiederte Adriane, „warum diese Unschlüssigkeit, mir zu antworten? Was fürchten Sie?"

„Ah! mein liebes Fräulein," sagte Rodin schaudernd, „diese Leute sind so mächtig! ihr Zorn ist so schrecklich!"

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich schulde Ihnen zu viel, als daß Ihnen meine Stütze jemals fehlen sollte."

„Ei, mein liebes Fräulein," rief Rodin fast gekränkt aus, „urtheilen Sie besser von mir, ich bitte Sie darum. Fürchte ich denn für mich? Nein, nein, ich bin zu unbedeutend, zu harmlos; aber Sie, der Herr Marschall Simon, die übrigen Personen Ihrer Familie, sind es, welche Alles zu fürchten haben. Ah! mein liebes Fräulein, noch einmal, fragen Sie mich nicht; es giebt Ge-

heimniße, welche für diejenigen unheilvoll sind, die sie besitzen."

„Ist es aber im Grunde nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, von welchen man bedroht ist?"

„Wenn man das Manoeuvre seines Feindes kennt, kann man sich vertheidigen," sagte Dagobert. „Besser ein Angriff am hellen Tage, als ein Hinterhalt."

„Dann, ich versichere Ihnen," äußerte Adriane, „flößen mir auch die wenigen Worte, die Sie mir gesagt haben, eine unbestimmte Besorgniß ein."

„Nun denn, weil es seyn muß, mein liebes Fräulein," fuhr der Jesuit mit dem Anscheine einer großen Selbstüberwindung fort, „weil Sie Halbausgesprochenes nicht verstehen, werde ich deutlicher mich erklären; doch erinnern Sie sich," fügte er mit ernstem Tone bei, „erinnern Sie sich, daß Ihr Drängen mich zwingt, Ihnen mitzutheilen, was nicht zu wissen vielleicht besser wäre."

„Sprechen Sie gefälligst, mein Herr, sprechen Sie," erwiederte Adriane. Rodin, indem er Adrianen, Dagobert und Mayeux um sich her versammelte, sagte zu ihnen mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene: „Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Association sprechen hören, die ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, die in allen Classen des Staatsleben Layen, Seïden, Fanatiker zählt, die oft das Ohr der Könige und Großen beherrscht hat und noch beherrscht, von einer allmächtigen Association, die mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellen erhebt, und mit

weilen blickte sie ihn lange verstohlen an, bemüht, hinter die Maske dieses Mannes zu dringen, der sie erschreckte. Einen Moment begegnete der Jesuit dem besorgten, hartnäckig auf ihn gerichteteten Blicke der Mayeux; alsogleich machte er ihr mit dem Kopfe ein kleines Zeichen voll Güte; das junge Mädchen, erschrocken, sich ertappt zu sehen, wendete schaudernd die Augen ab. „Nein, nein, mein liebes Fräulein," fuhr Rodin mit einem Seufzer fort, als er das Fräulein von Cardoville über sein Schweigen staunen sah, „fragen Sie mich nicht hinsichtlich der Macht des Abbé von Aigrigny."

„Aber, noch einmal, mein Herr," erwiederte Adriane, „warum diese Unschlüssigkeit, mir zu antworten? Was fürchten Sie?"

„Ah! mein liebes Fräulein," sagte Rodin schaudernd, „diese Leute sind so mächtig! ihr Zorn ist so schrecklich!"

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich schulde Ihnen zu viel, als daß Ihnen meine Stütze jemals fehlen sollte."

„Ei, mein liebes Fräulein," rief Rodin fast gekränkt aus, „urtheilen Sie besser von mir, ich bitte Sie darum. Fürchte ich denn für mich? Nein, nein, ich bin zu unbedeutend, zu harmlos; aber Sie, der Herr Marschall Simon, die übrigen Personen Ihrer Familie, sind es, welche Alles zu fürchten haben. Ah! mein liebes Fräulein, noch einmal, fragen Sie mich nicht; es giebt Ge=

heimniße, welche für diejenigen unheilvoll sind, die sie besitzen."

„Ist es aber im Grunde nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, von welchen man bedroht ist?"

„Wenn man das Manoeuvre seines Feindes kennt, kann man sich vertheidigen," sagte Dagobert. „Besser ein Angriff am hellen Tage, als ein Hinterhalt."

„Dann, ich versichere Ihnen," äußerte Adriane, „flößen mir auch die wenigen Worte, die Sie mir gesagt haben, eine unbestimmte Besorgniß ein."

„Nun denn, weil es seyn muß, mein liebes Fräulein," fuhr der Jesuit mit dem Anscheine einer großen Selbstüberwindung fort, „weil Sie Halbausgesprochenes nicht verstehen, werde ich deutlicher mich erklären; doch erinnern Sie sich," fügte er mit ernstem Tone bei, „erinnern Sie sich, daß Ihr Drängen mich zwingt, Ihnen mitzutheilen, was nicht zu wissen vielleicht besser wäre."

„Sprechen Sie gefälligst, mein Herr, sprechen Sie," erwiederte Adriane. Rodin, indem er Adrianen, Dagobert und Mayeux um sich her versammelte, sagte zu ihnen mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene: „Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Association sprechen hören, die ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, die in allen Classen des Staatsleben Layen, Seiden, Fanatiker zählt, die oft das Ohr der Könige und Großen beherrscht hat und noch beherrscht, von einer allmächtigen Association, die mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellen erhebt, und mit

weilen blickte sie ihn lange verstohlen an, bemüht, hinter die Maske dieses Mannes zu dringen, der sie erschreckte. Einen Moment begegnete der Jesuit dem besorgten, hartnäckig auf ihn gerichteteten Blicke der Mayeux; alsogleich machte er ihr mit dem Kopfe ein kleines Zeichen voll Güte; das junge Mädchen, erschrocken, sich ertappt zu sehen, wendete schaudernd die Augen ab. „Nein, nein, mein liebes Fräulein,“ fuhr Rodin mit einem Seufzer fort, als er das Fräulein von Cardoville über sein Schweigen staunen sah, „fragen Sie mich nicht hinsichtlich der Macht des Abbé von Aigrigny.“

„Aber, noch einmal, mein Herr,“ erwiederte Adriane, „warum diese Unschlüssigkeit, mir zu antworten? Was fürchten Sie?“

„Ah! mein liebes Fräulein,“ sagte Rodin schaudernd, „diese Leute sind so mächtig! ihr Zorn ist so schrecklich!“

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, ich schulde Ihnen zu viel, als daß Ihnen meine Stütze jemals fehlen sollte.“

„Ei, mein liebes Fräulein,“ rief Rodin fast gekränkt aus, „urtheilen Sie besser von mir, ich bitte Sie darum. Fürchte ich denn für mich? Nein, nein, ich bin zu unbedeutend, zu harmlos; aber Sie, der Herr Marschall Simon, die übrigen Personen Ihrer Familie, sind es, welche Alles zu fürchten haben. Ah! mein liebes Fräulein, noch einmal, fragen Sie mich nicht; es giebt Ge-

heimniße, welche für diejenigen unheilvoll sind, die sie besitzen."

„Ist es aber im Grunde nicht besser, mein Herr, die Gefahren zu kennen, von welchen man bedroht ist?"

„Wenn man das Manoeuvre seines Feindes kennt, kann man sich vertheidigen," sagte Dagobert. „Besser ein Angriff am hellen Tage, als ein Hinterhalt."

„Dann, ich versichere Ihnen," äußerte Adriane, „flößen mir auch die wenigen Worte, die Sie mir gesagt haben, eine unbestimmte Besorgniß ein."

„Nun denn, weil es seyn muß, mein liebes Fräulein," fuhr der Jesuit mit dem Anscheine einer großen Selbstüberwindung fort, „weil Sie Halbausgesprochenes nicht verstehen, werde ich deutlicher mich erklären; doch erinnern Sie sich," fügte er mit ernstem Tone bei, „erinnern Sie sich, daß Ihr Drängen mich zwingt, Ihnen mitzutheilen, was nicht zu wissen vielleicht besser wäre."

„Sprechen Sie gefälligst, mein Herr, sprechen Sie," erwiederte Adriane. Rodin, indem er Adrianen, Dagobert und Mayeux um sich her versammelte, sagte zu ihnen mit gedämpfter Stimme und geheimnißvoller Miene: „Haben Sie denn niemals von einer mächtigen Association sprechen hören, die ihr Netz über die ganze Erde ausbreitet, die in allen Classen des Staatsleben Layen, Seïden, Fanatiker zählt, die oft das Ohr der Könige und Großen beherrscht hat und noch beherrscht, von einer allmächtigen Association, die mit einem Worte ihre Geschöpfe zu den höchsten Stellen erhebt, und mit

einem Worte sie auch in das Nichts wieder zurückschleudert, aus dem sie allein sie hat ziehen können?"

„Mein Gott! mein Herr," entgegnete Adriane, „was ist denn dieß für eine furchtbare Association! Bisher hab' ich nie davon sprechen hören."

„Ich glaub' es Ihnen, und dennoch erstaune ich über Ihre Unwissenheit in dieser Beziehung im höchsten Grade, mein liebes Fräulein."

„Und woher dieses Erstaunen?"

„Weil Sie lange mit Ihrer Frau Tante gelebt, und oft den Abbé von Aigrigny gesehen haben."

„Ich habe bei Frau von Saint-Dizier, aber nicht mit ihr gelebt, weil sie mir aus tausend Gründen eine gerechte Abneigung einflößte."

„Aber in der That, mein liebes Fräulein, meine Bemerkung war nicht richtig; denn da mußte man, mehr als anderswo, besonders vor Ihnen, das Schweigen über diese Association beobachten, und doch hat nur durch diese die Frau von Saint-Dizier in der großen Welt, unter der vorigen Regierung, einen so furchtbaren Einfluß geübt. Wohlan, erfahren Sie es also! Die Mitwirkung dieser Association ist es, welche den Abbé von Aigrigny zu einem so gefährlichen Manne macht; durch sie konnte er verschiedene Mitglieder Ihrer Familie überwachen, verfolgen, erreichen, die Einen in Sibirien, die Andern tief in Indien, die Uebrigen endlich inmitten der Gebirge von Amerika; denn, wie ich es Ihnen gesagt habe, der Zufall hat mich vorgestern, als ich die

Papiere des Abbé von Aigrigny durchstöberte, auf die Spur geführt, dann von seiner Verbindung mit dieser Gesellschaft überzeugt, deren thätigstes und fähigstes Oberhaupt er ist."

„Aber, mein Herr, der Name, der Name dieser Gesellschaft," sagte Adriane.

„Wohlan! er ist —" und Rodin schwieg.

„Er ist," fuhr Adriane fort, eben so gespannt, wie Dagobert und Mayeur, „er ist —" Rodin blickte umher, führte durch einen Wink die übrigen Theilnehmer dieser Scene noch näher zu sich, und sagte leise, seine Worte langsam betonend: „Er ist die Gesellschaft Jesu." Und er schauderte.

„Die Jesuiten," rief das Fräulein von Cardoville, und konnte ein um so freimüthigeres lautes Gelächter um so weniger zurückhalten, als sie, nach den geheimnißvollen, rednerischen Vorsichtsmaßregeln Rodin's ihrer Meinung nach eine viel schrecklichere Offenbarung erwartete, „die Jesuiten!" fuhr sie, immer lachend, fort; „aber sie existiren ja nur in den Büchern; sie sind historische, sehr furchtbare Personen, ich glaub' es; allein warum Frau von Saint-Dizier und Herrn von Aigrigny in diese Maske stecken? Rechtfertigen sie nicht schon so, wie sie sind, genügend meine Abneigung und meine Geringschätzung?"

Nachdem Rodin das Fräulein von Cardoville schweigend angehört hatte, erwiederte er mit einer wichtigen und eindringlichen Miene: „Ihre Verblendung erschreckt

mich, mein liebes Fräulein; die Vergangenheit hätte Ihnen Furcht vor der Zukunft einflößen sollen; denn Sie haben mehr, als sonst Jemand, bereits durch die unheilvolle Wirksamkeit dieser Gesellschaft gelitten, deren Existenz Sie für ein Hirngespinst halten."

„Ich, mein Herr?" versetzte Adriane lächelnd, obgleich ein wenig bestürzt.

„Sie . . ."

„Und in welcher Beziehung?"

„Sie fragen mich darum, mein liebes Fräulein, Sie fragen mich darum? und sind hier als wahnsinnig eingesperrt gewesen? Sehen Sie denn nicht ein, daß der Herr dieses Hauses eines von den jener Gesellschaft ergebensten Mitgliedern ist, und als solches das blinde Werkzeug des Abbé von Aigrigny?"

„Also," sagte Adriane, ohne dießmal zu lächeln, — „Herr Baleinier?"

„Gehorchte dem Abbé von Aigrigny, dem furchtbarsten Oberhaupte jener furchtbarsten Gesellschaft, er wendet sein Genie zum Bösen an; aber man muß es gestehen, er ist ein Mann von Genie, daher ist vorzüglich er es, auf den Sie und die Ihrigen, sobald Sie einmal von hier weg sind, Ihre ganze Wachsamkeit, Ihr volles Mißtrauen richten müssen; denn, glauben Sie mir, ich kenne ihn, er hält die Partie nicht für verloren; Sie müssen sich auf neue Angriffe gefaßt machen, ohne Zweifel von anderer Art, aber eben deßwegen vielleicht noch gefährlichere.

„Zum Glücke, werden Sie uns warnen, mein braver Herr," sagte Dagobert, „und zu uns halten."

„Ich vermag sehr wenig, mein guter Freund; aber dieses Wenige steht rechtschaffenen Leuten zu Gebote," erwiederte Rodin.

„Nun erklär' ich mir," äußerte Adriane mit nachdenkender Miene, völlig überzeugt durch Rodins Zuversicht, „den unbegreiflichen Einfluß, welchen meine Tante auf die vornehme Welt ausübte; ich schrieb ihn nur ihren Verbindungen mit mächtigen Personen bei; ich glaubte wohl, daß sie, wie der Abbé von Aigrigny, in finstere Intriguen verflochten sey, denen die Religion zum Deckmantel diente; aber ich war weit entfernt, an das zu glauben, was Sie mir mittheilen."

„Und wie viele Dinge wissen Sie noch nicht! —" entgegnete Rodin. — „Wenn Sie wüßten, mein liebes Fräulein, mit welcher Kunst diese Leute, wider Ihr Wissen, mit Agenten Sie umringen, die ihnen ergeben sind! Wenn sie ein Interesse daran haben, davon Kenntniß zu erhalten, entgeht ihnen keiner Ihrer Schritte. Dann, nach und nach, handeln sie langsam, vorsichtig, und im Dunkeln; sie überlisten Sie durch alle möglichen Mittel, von der Schmeichelei bis zum Schrecken, verführen Sie, oder schüchtern Sie ein, um Sie dann zu beherrschen, ohne daß Sie etwas von ihrer Macht wissen; dieß ist ihr Zweck, und sie erreichen ihn oft, man muß es gestehen, mit einer fluchwürdigen Geschicklichkeit."

Rodin hatte mit so großer Aufrichtigkeit gesprochen daß Adriane schauderte; dann versetzte sie, über diese Furcht ärgerlich: „Und doch, nein, nein, nie werde ich an eine so höllische Macht glauben können; noch einmal, die Gewalt dieser ehrsüchtigen Priester ist aus einem andern Zeitalter. Gott sey gelobt, sie sind auf immer verschwunden. Ja, gewiß, sie sind verschwunden; denn sie wissen sich zu vertheilen und zu verschwinden, unter besondern Verhältnissen; aber vorzüglich dann sind sie sehr gefährlich; denn das Mißtrauen, welches sie einflößten, vergeht, und sie wachen immer, im Finstern. Ah! mein liebes Fräulein, wenn Sie ihre entsetzliche Gewandtheit kennen würden! In meinem Hasse gegen Alles, was unterdrückend, niederträchtig und heuchlerisch ist, hatte ich die Geschichte dieser schrecklichen Gesellschaft studirt, bevor ich noch wußte, daß der Abbé von Aigrigny ihr angehöre." „Ah! das ist zum Entsetzen. Wenn Sie wüßten, welche Mittel sie anwenden! Wenn ich Ihnen sagen werde, daß in Folge ihrer teuflischen Ränke, der lauterste, ergebenste Schein oft die furchtbarsten Schlingen verhüllt. —" Und Rodin's Blicke schienen zufällig auf Mayeux zu haften; da er aber sah, daß Adriane auf diese Insinuation nicht merkte, fuhr der Jesuit fort: — „Kurz, sind Sie ihren Verfolgungen ausgesetzt, haben sie ein Interesse daran, Sie auf eine feine Art zu gewinnen? O! von diesem Augenblicke an mißtrauen Sie Allem, was Sie umgiebt, hegen Sie Verdacht gegen die edelste Anhänglichkeit,

gegen die zärtlichsten Neigungen; denn diesen Ungeheuern gelingt es bisweilen, Ihre besten Freunde zu bestechen, und aus ihnen gegen Sie um so schrecklichere Bundesgenossen sich zu machen, je blinder ihr Vertrauen ist."

„Ah! das ist unmöglich, —" rief Adriane empört aus, — „Sie übertreiben. Nein, nein, die Hölle hätte nichts furchtbareres ausgebrütet, als solche Verräthereien."

„Ach! mein liebes Fräulein. Einer Ihrer Verwandten, Herr Hardy, das loyalste, das großmüthigste Herz, ist so das Opfer der niederträchtigsten Verrätherei geworden. Kurz, wissen Sie, was das Vorlesen des Testamentes Ihres Großvaters uns gelehrt hat? Daß er als ein Opfer des Hasses dieser Leute gestorben ist, und daß zur Stunde, nach einem Zeitraume von hundertfünfzig Jahren, seine Nachkommen noch dem Hasse jener unzerstörlichen Gesellschaft ausgesetzt sind."

„Ah! mein Herr, das ist entsetzlich, —" entgegnete Adriane, die ihr Herz sich krampfen fühlte. — „Aber giebt es denn keine Waffen gegen solche Angriffe?"

„Die Vorsicht, mein liebes Fräulein, die aufmerksamste Behutsamkeit, die unaufhörlich mißtrauendste Prüfung alles dessen, was sich Ihnen nähert."

„Aber ein solches Leben ist ein abscheuliches Leben, mein Herr! es ist ja eine Qual, fortwährend dem

Rodin hatte mit so großer Aufrichtigkeit gesprochen daß Adriane schauderte; dann versetzte sie, über diese Furcht ärgerlich: „Und doch, nein, nein, nie werde ich an eine so höllische Macht glauben können; noch einmal, die Gewalt dieser ehrsüchtigen Priester ist aus einem andern Zeitalter. Gott sey gelobt, sie sind auf immer verschwunden. Ja, gewiß, sie sind verschwunden; denn sie wissen sich zu vertheilen und zu verschwinden, unter besondern Verhältnissen; aber vorzüglich dann sind sie sehr gefährlich; denn das Mißtrauen, welches sie einflößten, vergeht, und sie wachen immer, im Finstern. Ah! mein liebes Fräulein, wenn Sie ihre entsetzliche Gewandtheit kennen würden! In meinem Hasse gegen Alles, was unterdrückend, niederträchtig und heuchlerisch ist, hatte ich die Geschichte dieser schrecklichen Gesellschaft studirt, bevor ich noch wußte, daß der Abbé von Aigrigny ihr angehöre.“ „Ah! das ist zum Entsetzen. Wenn Sie wüßten, welche Mittel sie anwenden! Wenn ich Ihnen sagen werde, daß in Folge ihrer teuflischen Ränke, der lauterste, ergebenste Schein oft die furchtbarsten Schlingen verhüllt. —“ Und Rodin's Blicke schienen zufällig auf Mayeux zu haften; da er aber sah, daß Adriane auf diese Insinuation nicht merkte, fuhr der Jesuit fort: — „Kurz, sind Sie ihren Verfolgungen ausgesetzt, haben sie ein Interesse daran, Sie auf eine feine Art zu gewinnen? O! von diesem Augenblicke an mißtrauen Sie Allem, was Sie umgiebt, hegen Sie Verdacht gegen die edelste Anhänglichkeit,

gegen die zärtlichsten Neigungen; denn diesen Ungeheuern gelingt es bisweilen, Ihre besten Freunde zu bestechen, und aus ihnen gegen Sie um so schrecklichere Bundesgenossen sich zu machen, je blinder ihr Vertrauen ist."

„Ah! das ist unmöglich, —" rief Adriane empört aus, — „Sie übertreiben. Nein, nein, die Hölle hätte nichts furchtbareres ausgebrütet, als solche Verräthereien."

„Ach! mein liebes Fräulein. Einer Ihrer Verwandten, Herr Hardy, das loyalste, das großmüthigste Herz, ist so das Opfer der niederträchtigsten Verrätherei geworden. Kurz, wissen Sie, was das Vorlesen des Testamentes Ihres Großvaters uns gelehrt hat? Daß er als ein Opfer des Hasses dieser Leute gestorben ist, und daß zur Stunde, nach einem Zeitraume von hundertfünfzig Jahren, seine Nachkommen noch dem Hasse jener unzerstörlichen Gesellschaft ausgesetzt sind."

„Ah! mein Herr, das ist entsetzlich, —" entgegnete Adriane, die ihr Herz sich krampfen fühlte. — „Aber giebt es denn keine Waffen gegen solche Angriffe?"

„Die Vorsicht, mein liebes Fräulein, die aufmerksamste Behutsamkeit, die unaufhörlich mißtrauendste Prüfung alles dessen, was sich Ihnen nähert."

„Aber ein solches Leben ist ein abscheuliches Leben, mein Herr! es ist ja eine Qual, fortwährend dem

Verdachte, den Zweifeln und Besorgnissen preisgegeben zu seyn!“

„Ei! freilich! sie wissen es wohl, die Elenden. Dieß eben macht ihre Stärke aus; oft triumphiren sie gerade durch das Uebermaß der Vorsichtsmaßregeln, die man gegen sie ergreift. Daher, mein liebes Fräulein, und Sie, würdiger und braver Soldat, im Namen dessen, was Ihnen theuer ist, mißtrauen Sie, wagen Sie nicht leichtsinnig Ihr Vertrauen; hüten Sie sich wohl; Sie waren nahe daran, ein Opfer dieser Leute zu werden; Sie werden sie immer zu unversöhnlichen Feinden haben. Und auch Sie, armes und interessantes Mädchen,“ fügte der Jesuit bei, an Mayeux sich wendend, „folgen Sie meinem Rathe, fürchten Sie sie, schlafen Sie nur mit einem Auge, wie das Sprichwort sagt.

„Ich, mein Herr,“ erwiederte Mayeux; „was hab' ich gethan, was hab' ich zu fürchten?“

„Was Sie gethan haben? Ei, mein Gott. Lieben Sie nicht zärtlich dieses liebe Fräulein, Ihre Gönnerin? Haben Sie es nicht versucht, ihr zu Hülfe zu kommen? Sind Sie nicht die Adoptivschwester des Sohnes dieses unerschrockenen Soldaten, des braven Agricola? Ach! armes Mädchen, sind dieß nicht Gründe genug zu ihrem Hasse, ungeachtet ihrer Unbedeutenheit? Ah! mein liebes Fräulein, glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Ueberlegen Sie, überlegen Sie. Denken Sie an das, woran ich den treuen Waffengefährten des Marschalls

Simon, hinsichtlich seiner Einsperrung in Leipzig, so eben erinnert habe; denken Sie an das, was Ihnen selbst begegnet ist, indem man es gewagt hat, jedes Gesetz und jede Gerechtigkeit verhöhnend, Sie hierher zu bringen? Und dann werden sie sehen, daß in dieser Schilderung der verborgenen Macht jener Gesellschaft nichts übertrieben ist. Seyen Sie immer auf Ihrer Hut, und vorzüglich, mein liebes Fräulein, fürchten Sie in allen zweifelhaften Fällen nicht, sich an mich zu wenden. In drei Tagen werde ich aus eigener Erfahrung über ihre Art zu handeln genug vernommen haben, um Ihnen eine Falle, eine List, eine Gefahr bezeichnen, und Sie davor schützen zu können."

„Würde in einem solchen Falle, mein Herr, —" versetzte das Fräulein von Cardoville, — „abgesehen von Dankbarkeit, nicht schon mein Interesse Sie als meinen besten Rathgeber bezeichnen?"

Nach der gewöhnlichen Taktik der Söhne Loyola's, welche bald selbst ihre eigene Existenz läugnen, um ihren Gegnern zu entrinnen, bald, im Gegentheile, mit Kühnheit die große Macht ihrer Organisation verkünden, um die Schwachen einzuschüchtern, hatte Rodin dem Verwalter des Landgutes Cardoville in's Gesicht gelacht, als dieser von der Existenz der Jesuiten gesprochen, während er in diesem Augenblicke, auf solche Art ihre Wirksamkeitsmittel schildernd, versuchte, — und es war ihm gelungen, — einige Schreckenskeime in den Geist des Fräuleins von Cardoville zu bringen, die nach und

nach durch Nachsinnen sich entwickeln, und späterhin den finstern Anschlägen dienen sollten, die er brütete. Mayeux fühlte immer eine große Furcht hinsichtlich Rodin's; dennoch, seitdem sie ihn Adrianen die unheilvolle Macht des Ordens, den er als so fürchterlich hinstellte, hatte enthüllen hören, wußte ihm die junge Arbeiterin, weit entfernt, dem Jesuiten die Verwegenheit zuzutrauen, so von einer Association zu sprechen, deren Mitglied er war, fast wider ihren Willen Dank für die wichtigen Rathschläge, die er so eben dem Fräulein von Cardoville ertheilt hatte. Der neue Blick, den sie verstohlen auf ihn warf (und welchen Rodin gleichfalls erspähte, denn er beobachtete das Mädchen mit anhaltender Aufmerksamkeit) trug das Gepräge einer so zu sagen erstaunten Dankbarkeit. Diesen Eindruck errathend, und willens, ihn noch zu verbessern, die widrigen vorgefaßten Meinungen der Mayeux zu zerstören zu suchen, und insbesondere einer Entdeckung zuvorzukommen, welche früher oder später gemacht werden mußte, stellte sich der Jesuit, als habe er etwas sehr Wichtiges vergessen, und rief aus, die Stirne sich reibend: „Wo dacht' ich doch hin? —" Dann, zu Mayeux gewendet: „Wissen Sie, mein liebes Mädchen, wo Ihre Schwester ist?" Ob dieser unerwarteten Frage eben so bestürzt als betrübt, antwortete Mayeux tief erröthend, denn sie erinnerte sich ihrer letzten Zusammenkunft mit der glänzenden Bacchusfest-Königin: „Ich habe seit einigen Tagen meine Schwester nicht mehr gesehen, mein Herr."

„Nun denn, mein liebes Mädchen, sie ist nicht glücklich, —“ entgegnete Rodin; — „ich habe einer ihrer Freundinnen versprochen, ihr eine kleine Unterstützung zu senden; ich habe mich an eine mildthätige Person gewendet; sehen Sie hier, was man mir für sie gegeben hat. —“ Und er zog aus seiner Tasche eine versiegelte Rolle, die er der eben so erstaunten als gerührten Mayeux überreichte. „Sie haben eine unglückliche Schwester, und ich weiß nichts davon, —“ sagte Adriane lebhaft zur Arbeiterin; — „ah! mein Kind, das ist nicht recht!“

„Tadeln Sie sie nicht, —“ äußerte Rodin. — „Erstens wußte sie nicht, daß ihre Schwester unglücklich sey, und dann konnte sie nicht an Sie, mein liebes Fräulein, mit der Bitte sich wenden, ihrer sich anzunehmen.“ Und als das Fräulein von Cardoville Rodin mit Erstaunen anblickte, setzte er hinzu, an Mayeux sich wendend: „Nicht wahr, mein liebes Mädchen?“

„Ja, mein Herr, —“ antwortete die Arbeiterin, die Augen niederschlagend, und wiederholt erröthend; dann fügte sie rasch und ängstlich bei: „Aber, mein Herr, wo haben Sie meine Schwester gesehen? Wo ist sie? Wodurch ist sie unglücklich?“

„Es würde zu lange währen, Ihnen dieß Alles zu sagen, meine liebe Tochter; gehen Sie so bald als möglich in die Straße Clovis, in das Haus der Gemüsehändlerin, verlangen Sie mit Ihrer Schwester zu sprechen von Seite des Herrn Charlemagne oder des Herrn Rodin,

wie es Ihnen beliebt; denn ich bin in jenem Absteigquartier eben so gut unter meinem Taufnamen, wie unter meinem Familiennamen bekannt, und Sie werden das Uebrige erfahren. Nur sagen Sie zu Ihrer Schwester, daß man, wenn sie ordentlich ist, und auf ihren guten Entschlüssen beharret, fortfahren werde, für sie zu sorgen."

Mayeux, immer erstaunter, wollte Rodin antworten, als die Thüre aufging, und Herr von Gernande wieder eintrat. Das Gesicht des Gerichtsbeamten war ernst und traurig. „Und die Töchter des Marschalls Simon!" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Leider bring' ich sie Ihnen nicht mit," antwortete der Richter.

„Und wo sind sie, mein Herr? Was hat man damit angefangen? Vorgestern waren sie noch in diesem Kloster!" rief Dagobert aus, niedergedonnert von dieser völligen Vernichtung seiner Hoffnungen.

Kaum hatte der Soldat diese Worte gesprochen, als Rodin, die Bewegung benützend, welche die Theilnehmer dieser Scene um den Gerichtsbeamten gruppirte, einige Schritte zurücktrat, sachte die Thüre erreichte, und verschwand, ohne daß Jemand seine Entfernung bemerkt hatte. Während der Soldat, somit plötzlich in die tiefste Tiefe seiner Verzweiflung zurückgeschleudert, Herrn von Gernande anblickte, ängstlich seiner Antwort harrend, sagte Adriane zum Gerichtsbeamten: „Aber, mein Gott! mein Herr, als Sie im Kloster erschienen, was hat Ih-

nen die Oberin hinsichtlich dieser jungen Mädchen geantwortet?"

„Die Oberin hat es abgelehnt, sich zu erklären, mein Fräulein. „„Sie behaupten, mein Herr,"" hat sie zu mir gesagt, „„daß die jungen Personen, von denen Sie sprechen, hier wider ihren Willen zurückgehalten werden; da Ihnen das Gesetz dießmal das Recht giebt, in dieses Haus einzudringen, so durchsuchen Sie es."" Aber, Madame, antworten Sie mir gefälligst mit Bestimmtheit, hab' ich zur Oberin gesagt, behaupten Sie, der Freiheitsberaubung dieser jungen Mädchen, die ich so eben zurückfordere, völlig fremd zu seyn? „„Ich habe in dieser Beziehung nichts zu sagen, mein Herr. Sie erklären sich ermächtiget, gerichtliche Nachforschungen zu machen; machen Sie sie."" — Da ich keine andern Aufschlüsse erhalten konnte," fügte der Gerichtsbeamte bei, „durcheilte ich das Kloster nach allen seinen Richtungen; ich ließ mir alle Zimmer öffnen; aber leider hab' ich keine Spur von diesen jungen Mädchen gefunden."

„Sie werden sie an einen andern Ort gebracht haben," rief Dagobert aus, „und wer weiß . . . vielleicht sehr krank . . . Sie werden sie tödten!" seufzte er mit einem herzzerreissenden Tone.

„Nach einer solchen Weigerung, was ist zu machen, mein Gott! welcher Entschluß zu fassen? Ah, haben Sie die Güte, mein Herr, uns Ihren Rath, Ihre Maßregel mitzutheilen," sagte Adriane, sich umkehrend, um

wie es Ihnen beliebt; denn ich bin in jenem Absteigquartier eben so gut unter meinem Taufnamen, wie unter meinem Familiennamen bekannt, und Sie werden das Uebrige erfahren. Nur sagen Sie zu Ihrer Schwester, daß man, wenn sie ordentlich ist, und auf ihren guten Entschlüssen beharret, fortfahren werde, für sie zu sorgen."

Mayeux, immer erstaunter, wollte Rodin antworten, als die Thüre aufging, und Herr von Gernande wieder eintrat. Das Gesicht des Gerichtsbeamten war ernst und traurig. „Und die Töchter des Marschalls Simon!" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Leider bring' ich sie Ihnen nicht mit," antwortete der Richter.

„Und wo sind sie, mein Herr? Was hat man damit angefangen? Vorgestern waren sie noch in diesem Kloster!" rief Dagobert aus, niedergedonnert von dieser völligen Vernichtung seiner Hoffnungen.

Kaum hatte der Soldat diese Worte gesprochen, als Rodin, die Bewegung benützend, welche die Theilnehmer dieser Scene um den Gerichtsbeamten gruppirte, einige Schritte zurücktrat, sachte die Thüre erreichte, und verschwand, ohne daß Jemand seine Entfernung bemerkt hatte. Während der Soldat, somit plötzlich in die tiefste Tiefe seiner Verzweiflung zurückgeschleudert, Herrn von Gernande anblickte, ängstlich seiner Antwort harrend, sagte Adriane zum Gerichtsbeamten: „Aber, mein Gott! mein Herr, als Sie im Kloster erschienen, was hat Ih-

nen die Oberin hinsichtlich dieser jungen Mädchen geantwortet?"

„Die Oberin hat es abgelehnt, sich zu erklären, mein Fräulein. „„Sie behaupten, mein Herr,"" hat sie zu mir gesagt, „„daß die jungen Personen, von denen Sie sprechen, hier wider ihren Willen zurückgehalten werden; da Ihnen das Gesetz dießmal das Recht giebt, in dieses Haus einzudringen, so durchsuchen Sie es."" Aber, Madame, antworten Sie mir gefälligst mit Bestimmtheit, hab' ich zur Oberin gesagt, behaupten Sie, der Freiheitsberaubung dieser jungen Mädchen, die ich so eben zurückfordere, völlig fremd zu seyn? „„Ich habe in dieser Beziehung nichts zu sagen, mein Herr. Sie erklären sich ermächtiget, gerichtliche Nachforschungen zu machen; machen Sie sie."" — Da ich keine andern Aufschlüsse erhalten konnte," fügte der Gerichtsbeamte bei, „durcheilte ich das Kloster nach allen seinen Richtungen; ich ließ mir alle Zimmer öffnen; aber leider hab' ich keine Spur von diesen jungen Mädchen gefunden."

„Sie werden sie an einen andern Ort gebracht haben," rief Dagobert aus, „und wer weiß . . . vielleicht sehr krank . . . Sie werden sie tödten!" seufzte er mit einem herzzerreissenden Tone.

„Nach einer solchen Weigerung, was ist zu machen, mein Gott! welcher Entschluß zu fassen? Ah, haben Sie die Güte, mein Herr, uns Ihren Rath, Ihre Maßregel mitzutheilen," sagte Adriane, sich umkehrend, um

mit Rodin zu sprechen, den sie hinter ihr glaubte. — „Was wäre Ihr ...“ — Da sie nun bemerkte, daß der Jesuit plötzlich verschwunden sey, sagte sie zur Mayeux mit Besorgniß: „Wo ist denn Herr Rodin?“

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein,“ — antwortete Mayeux um sich schauend; „er ist nicht mehr da.“

„Das ist sonderbar,“ äußerte Adriane, „so plötzlich zu verschwinden!“

„Wenn ich Ihnen sage, daß er ein Verräther sey,“ rief Dagobert aus, vor Wuth mit dem Fuße stampfend; „kennen sich Alle aus ...“

„Nein, nein,“ versetzte das Fräulein von Cardoville, „glauben Sie dieß nicht; aber die Entfernung des Herrn Rodin ist deßwegen nicht weniger bedauerlich; denn in dieser schwierigen Lage hätte Herr Rodin, in Folge der Stellung, die er bei Herrn von Aigrigny eingenommen, vielleicht nützliche Aufschlüsse geben können.“

„Ich will Ihnen gestehen, mein Fräulein, daß ich fast darauf rechnete,“ sagte Herr von Gernande, „und ich war hierher zurückgekehrt; eben so sehr, um Ihnen den ungünstigen Erfolg meiner Nachforschungen mitzutheilen, als um diesen Mann von Herz und Rechtlichkeit, welcher abscheuliche Anschläge so muthig enthüllt hat, zu ersuchen, uns in dieser Lage mit seinem Rathe aufzuklären.“

Eine sehr sonderbare Sache! Seit einigen Augenblicken schenkte Dagobert, tief in sich versunken, den für ihn so wichtigen Worten des Gerichtsbeamten keine Auf-

merksamkeit mehr. Er gewahrte sogar nicht das Fortgehen des Herrn von Gernande, der sich entfernte, nachdem er Adrianen versprochen hatte, nichts zu versäumen, um zur Kenntniß der Wahrheit hinsichtlich des Verschwindens der Waisen zu gelangen. Von diesem Schweigen beunruhiget, gesonnen, alsogleich das Haus zu verlassen, und Dagobert anzugehen, sie zu begleiten, näherte sich Adriane, nach einem mit Mayeux gewechselten Blicke des Einverständnisses, dem Soldaten, als man vor dem Zimmer draußen eilige Schritte, und eine männliche und sonore Stimme mit Ungeduld ausrufen hörte: „Wo ist? wo ist er?" Bei dieser Stimme schien Dagobert plötzlich vor Schrecken aus dem Schlafe aufzufahren, machte einen Sprung, stieß einen Schrei aus, und stürzte der Thüre zu. Sie ging auf. Der Marschall Simon erschien auf ihrer Schwelle.

Zwölftes Kapitel.

Pierre Simon.

Der Marschall Pierre Simon, Herzog von Ligny, war von hohem Wuchse, einfach angethan mit einem blauen Oberrocke, bis zum letzten Knopfloche geschlossen, aus dem die Spitze eines rothen Bandes hervorragte. Man konnte keine loyalere, offenere Physiognomie von einem ritterlicheren Charakter sehen, als jene des Mar-

schalls; er hatte eine breite Stirne, eine Adlernase, ein fest ausgeprägtes Kinn, und einen von der Sonne Indiens verbrannten Teint. Seine sehr glatt geschorenen Haare wurden an den Schläfen grau; aber seine Augenbrauen waren noch so schwarz, wie sein breiter, zurückfallender Knebelbart; sein freier kühner Gang, seine entschiedenen Bewegungen, zeugten von seinem militärischen Ungestüm; Mann des Volkes, Mann des Krieges und Aufschwunges, gewann die angeboren-feurige Herzlichkeit seiner Worte Wohlwollen und Sympathie; eben so aufgeklärt als unerschrocken, eben so edelmüthig als aufrichtig, bemerkte man an ihm vorzüglich einen männlichen plebejischen Stolz; wie Andere auf eine hohe Geburt stolz sind, war er auf seine geringe Abkunft stolz, weil sie durch den großen Charakter seines Vaters verherrlichet war, eines strengen Republikaners, eines intelligenten und fleißigen Handwerkers, seit vierzig Jahren die Ehre, das Vorbild, die Verherrlichung der Arbeiter. Mit Dankbarkeit die aristokratische Würde annehmend, womit der Kaiser ihn geschmückt, hatte Pierre Simon wie jene zartsinnigen Menschen gehandelt, welche, von liebreicher Freundschaft ein völlig unnützes Geschenk empfangend, es aus Rücksicht für die Hand, die es ihnen bietet, dankbar annehmen. Pierre Simon's religiöse Verehrung seines Kaisers, war nie eine blinde gewesen; so sehr seine Ergebenheit, seine glühende Liebe für seinen Abgott instinktmäßig und so zu sagen Geschicksbestimmung war,

eben so sehr war seine Bewunderung ernst und überlegt. Weit entfernt, jenen Säbelschleppern zu gleichen, welche die Schlacht nur der Schlacht wegen lieben, bewunderte Marschall Simon seinen Helden nicht bloß als den größten Kriegsmeister der Welt, sondern er bewunderte ihn vorzüglich, weil er wußte, daß der Kaiser den Krieg nur in der Hoffnung begonnen oder angenommen hatte, dereinst der Welt den Frieden aufzulegen; denn wenn der von Ruhm und Macht erzielte Friede groß, fruchtbar und herrlich ist, ist der von Schwäche und Feigheit erzielte Friede unfruchtbar, traurig und entehrend. Als Sohn eines Handwerkers bewunderte Pierre Simon den Kaiser auch, weil dieser kaiserliche Emporkömmling es immer verstanden hatte, die volksthümliche Fiber auf eine edle Weise in Schwingung zu bringen, und weil er, des Volkes eingedenk, aus dem er hervorgegangen, es brüderlich eingeladen, allen Prunk der Aristokratie und des Königsthums zu genießen. . . .

Als der Marschall Simon in das Zimmer trat, drückten seine Züge Beklommenheit aus; bei Dagobert's Anblicke verklärte ein Strahl der Freude sein Antlitz; er stürzte auf den Soldaten hin, und rief, ihn umarmend: „Mein Freund!! mein alter Freund. . . .“

Dagobert antwortete mit einer stummen Herzensergießung auf diese liebreiche Umarmung; dann machte der Marschall sich aus seinen Armen los, heftete auf ihn seine thränenfeuchten Augen, nnd sagte zu ihm mit

einer von Gemüthsbewegung so gekrampften Stimme, daß seine Lippen bebten: „Wohlan! bist du rechtzeitig zum 13. Februar gekommen?“ „Ja mein General, aber Alles ist auf vier Monate vertagt;“ Und meine Frau? mein Kind.“

Bei dieser Frage fuhr Dagobert zusammen, senkte den Kopf, und blieb stumm.

„Sie sind also nicht hier?“ fragte Pierre Simon mit mehr Ueberraschung als Unruhe. — „Man hat bei Dir zu Hause mir gesagt, daß weder meine Frau noch mein Kind dort seyen, daß ich dich aber in diesem Hause finden würde; ich bin hergeeilt, sind sie also nicht da?“

„Mein General, —“ erwiederte Dagobert sehr erbleichend, — „mein General.“ Dann versuchte er die Tropfen des kalten Schweißes zu trocknen, die über seine Stirne perleten; er konnte kein Wort mehr hervorbringen; seine Stimme stockte in seiner ausgetrockneten Kehle.

„Du jagst mir Furcht ein!“ rief Pierre Simon aus, bleich werdend, wie sein Soldat, und ihn am Arm fassend.

In diesem Augenblicke näherte sich Adriane, in ihren Zügen das Gepräge von Traurigkeit und Rührung; Dagobert's peinliche Verlegenheit bemerkend, wollte sie ihm zu Hülfe kommen, und sagte zu Pierre Simon mit sanfter und bewegter Stimme: „Herr Marschall, ich bin das Fräulein von Cardoville eine Verwandte von Ihren lieben Kindern.“

Pierre Simon kehrte sich rasch um, eben so überrascht von der blendenden Schönheit Adrianens, als von den Worten, die sie so eben gesprochen. Er stammelte in seiner Bestürzung: „Sie, mein Fräulein, verwandt mit meinen Kindern." Und er betonte diese Worte, Dagobert erstaunt anblickend.

„Ja, Herr Marschall, Ihre Kinder —" beeilte sich Adriane zu sagen, — „und die Liebe dieser holdseligen Zwillingsschwestern"

„Zwillingsschwestern! —" rief Pierre Simon aus das Fräulein von Cardoville mit einem unbeschreiblichen Freudenausbruche unterbrechend. „Zwei Töchter statt einer. Ah! wie glücklich muß ihre Mutter seyn. —" Dann fügte er bei, zu Adrianen gewendet: „Verzeihen Sie, mein Fräulein; daß ich so unartig bin, für Ihre Mittheilung Ihnen so schlecht zu danken; aber, Sie begreifen, es sind siebenzehn Jahre, daß ich meine Frau nicht mehr gesehen habe. Ich komme an, und anstatt zwei geliebte Wesen zu finden, find ich deren drei. Um Vergebung, mein Fräulein, ich wünschte die ganze Dankbarkeit zu kennen, die ich Ihnen schulde. Sie sind unsere Verwandte; ich bin hier ohne Zweifel in Ihrem Hause. Meine Frau, meine Kinder sind da, nicht wahr? Fürchten Sie nicht, daß meine rasche Erscheinung ihnen schade? Ich will warten; aber, sehen Sie, mein Fräulein, ich bin überzeugt, daß Sie eben so gut als schön sind. Haben Sie Mitleiden mit meiner Ungeduld, bereiten Sie recht schnell alle Drei vor, mich wieder zu sehen."

einer von Gemüthsbewegung so gekrampften Stimme, daß seine Lippen bebten: „Wohlan! bist du rechtzeitig zum 13. Februar gekommen?“ „Ja mein General, aber Alles ist auf vier Monate vertagt;“ Und meine Frau? mein Kind.“

Bei dieser Frage fuhr Dagobert zusammen, senkte den Kopf, und blieb stumm.

„Sie sind also nicht hier?“ fragte Pierre Simon mit mehr Ueberraschung als Unruhe. — „Man hat bei Dir zu Hause mir gesagt, daß weder meine Frau noch mein Kind dort seyen, daß ich dich aber in diesem Hause finden würde; ich bin hergeeilt, sind sie also nicht da?“

„Mein General, —“ erwiederte Dagobert sehr erbleichend, — „mein General.“ Dann versuchte er die Tropfen des kalten Schweißes zu trocknen, die über seine Stirne perleten; er konnte kein Wort mehr hervorbringen; seine Stimme stockte in seiner ausgetrockneten Kehle.

„Du jagst mir Furcht ein!“ rief Pierre Simon aus, bleich werdend, wie sein Soldat, und ihn am Arm fassend.

In diesem Augenblicke näherte sich Adriane, in ihren Zügen das Gepräge von Traurigkeit und Rührung; Dagobert's peinliche Verlegenheit bemerkend, wollte sie ihm zu Hülfe kommen, und sagte zu Pierre Simon mit sanfter und bewegter Stimme: „Herr Marschall, ich bin das Fräulein von Cardoville eine Verwandte von Ihren lieben Kindern.“

Pierre Simon kehrte sich rasch um, eben so überrascht von der blendenden Schönheit Adrianens, als von den Worten, die sie so eben gesprochen. Er stammelte in seiner Bestürzung: „Sie, mein Fräulein, verwandt mit meinen Kindern." Und er betonte diese Worte, Dagobert erstaunt anblickend.

„Ja, Herr Marschall, Ihre Kinder —" beeilte sich Adriane zu sagen, — „und die Liebe dieser holdseligen Zwillingsschwestern"

„Zwillingsschwestern! —" rief Pierre Simon aus das Fräulein von Cardoville mit einem unbeschreiblichen Freudenausbruche unterbrechend. „Zwei Töchter statt einer. Ah! wie glücklich muß ihre Mutter seyn. —" Dann fügte er bei, zu Adrianen gewendet: „Verzeihen Sie, mein Fräulein; daß ich so unartig bin, für Ihre Mittheilung Ihnen so schlecht zu danken; aber, Sie begreifen, es sind siebenzehn Jahre, daß ich meine Frau nicht mehr gesehen habe. Ich komme an, und anstatt zwei geliebte Wesen zu finden, find ich deren drei. Um Vergebung, mein Fräulein, ich wünschte die ganze Dankbarkeit zu kennen, die ich Ihnen schulde. Sie sind unsere Verwandte; ich bin hier ohne Zweifel in Ihrem Hause. Meine Frau, meine Kinder sind da, nicht wahr? Fürchten Sie nicht, daß meine rasche Erscheinung ihnen schade? Ich will warten; aber, sehen Sie, mein Fräulein, ich bin überzeugt, daß Sie eben so gut als schön sind. Haben Sie Mitleiden mit meiner Ungeduld, bereiten Sie recht schnell alle Drei vor, mich wieder zu sehen."

Dagobert, immer gerührter, vermied die Blicke des Marschalls, und zitterte wie ein Espenlaub. Adriane schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; ihr Herz brach bei dem Gedanken, dem Marschalle Simon einen so schrecklichen Schlag zu versetzen. Dieser erstaunte bald über dieses Schweigen; abwechselnd Adrianen und den Soldaten mit einer zuerst besorgten und gleich darauf erschrockenen Miene anschauend, rief er aus: „Dagobert, du verhehlst mir etwas"

„Mein General, —" antwortete er stammelnd, — „ich versichere Ihnen, ich, ich."

„Mein Fräulein, —" erwiederte Pierre Simon, — „aus Barmherzigkeit, ich beschwöre Sie darum, sprechen Sie freimüthig mit mir, meine Angst ist schrecklich. Meine früheren Befürchtungen kehren zurück. Was giebt es hier? Meine Töchter, meine Frau, sind sie krank? Sind sie in Gefahr? O! sprechen Sie! sprechen Sie!"

„Ihre Töchter, Herr Marschall, —" versetzte Adriane, „sind ein wenig leidend gewesen, in Folge ihrer langen Reise; aber ihr Zustand hat nichts Beunruhigendes."

„Mein Gott! es ist meine Frau, es ist meine Frau, die in Gefahr schwebt."

„Muth, mein Herr, —" erwiederte das Fräulein von Cardoville traurig. — „Ach! Sie müssen Trost in der Zärtlichkeit der beiden Engel suchen, die Ihnen bleiben."

„Mein General, —" sagte Dagobert mit fester und

ernster Stimme, — „ich bin aus Sibirien gekommen, allein, mit Ihren zwei Töchtern.“

„Und ihre Mutter! ihre Mutter! —“ rief Pierre Simon mit herzzerreissendem Tone aus.

„Am nächsten Tage nach ihrem Tode, hab' ich mit den beiden Waisen mich auf den Weg gemacht, —“ antwortete der Soldat.

„Todt! —“ rief Pierre Simon vernichtet aus, — „todt. —“ Ein düsteres Schweigen antwortete ihm. Bei diesem unerwarteten Schlage schwankte der Marschall, stützte sich auf die Lehne eines Stuhles, in den er sank, sein Gesicht mit seinen Händen verhüllend. Einige Minuten lang hörte man nur ersticktes Schluchzen; denn nicht nur liebte Pierre Simon seine Frau abgöttisch, aus allen jenen Gründen, deren wir im Beginnen dieser Geschichte erwähnten; sondern er hatte auch, aus einer jener sonderbaren Abfindungen, welche der lange und schmerzlich geprüfte Mann, so zu sagen, mit dem Schicksale macht, als Fatalist, wie alle zärtlichen Seelen, der Meinung, ein Recht zu haben, nach so vielen Leidensjahren endlich auf Glück zählen dürfen, keinen Augenblick gezweifelt, daß er seine Frau und sein Kind wieder finden würde; den doppelten Trost, welchen das Schicksal ihm nach so großen Mißgeschicken schuldete. Im Gegensatze mit gewissen Leuten, welche die Gewöhntheit an Unglück minder begehrlich macht, hatte Pierre Simon auf ein eben so vollständiges Glück gerechnet, als sein Unglück gewesen war. Seine Frau und

sein Kind, diese waren die einzigen, unumgänglichen Bedingungen der Glückseligkeit, die er erwartete; hätte seine Frau seine Töchter überlebt, sie würde sie ihm eben so wenig ersetzt haben, als diese in seinen Augen ihre Mutter ersetzten; war's Schwäche oder Habsucht des Herzens, es war so; wir erwähnen dieser Sonderbarkeit, weil die Folgen dieses unaufhörlichen und schmerzlichen Grames, einen großen Einfluß auf die Zukunft des Marschalls Simon ausübten. Adriane und Dagobert hatten den niederbeugenden Schmerz dieses unglücklichen Mannes geachtet. Nachdem er seinen Thränen freien Lauf gelassen, richtete er sein männliches, nun marmorblasses Antlitz empor, fuhr mit der Hand über seine gerötheten Augen, erhob sich, und sagte zu Adriane: „Verzeihen Sie, mein Fräulein; ich habe meine erste Gemüthsaufregung nicht überwinden können. Erlauben Sie mir, mich zu entfernen. Ich muß um peinliche Einzelheiten meinen würdigen Freund fragen, der meine Frau nur nach ihrem letzten Athemzuge verlassen hat. Haben Sie gefälligst die Güte, mich zu meinen Kindern führen zu lassen, zu meinen armen Waisen!" Und die Stimme des Marschalls bebte wieder.

„Herr Marschall," entgegnete das Fräulein von Cardoville, „so eben noch erwarteten wir Ihre lieben Kinder hier, leider ist unsere Hoffnung getäuscht worden."

Pierre Simon schaute zuvörderst Adrianen an, ohne ihr zu antworten, und wie wenn er sie nicht gehört oder verstanden hätte.

„Aber beruhigen Sie sich," fuhr das junge Mädchen fort, „Sie müssen noch nicht verzweifeln."

„Verzweifeln?" wiederholte mechanisch der Marschall, abwechselnd das Fräulein von Cardoville und Dagobert anblickend, „verzweifeln! und warum? mein Gott!"

„Ihre Kinder wieder zu sehen, Herr Marschall, —" versetzte Adriane, „Ihre Anwesenheit, ihr Vater, wird die Nachforschungen viel wirksamer machen."

„Die Nachforschungen!" rief Pierre Simon aus. Meine Töchter sind also nicht hier?"

„Nein, mein Herr," sagte endlich Adriane, „man hat sie der Liebe dieses vortrefflichen Mannes entführt, der sie tief aus Rußland hierhergeleitet hatte, und in ein Kloster gebracht."

„Unglücklicher!" rief Pierre Simon aus, drohend und schrecklich sich Dagobert nähernd; „Du wirst mir für Alles haften . . ."

„Ah! mein Herr! klagen Sie ihn nicht an!" entgegnete das Fräulein von Cardoville.

„Mein General," sagte Dagobert mit kurzer, aber schmerzlich resignirter Stimme, „ich verdiene Ihren Zorn, es ist meine Schuld; gezwungen, mich von Paris zu entfernen, hab' ich die Kinder meiner Frau anvertraut; ihr Beichtvater hat ihr den Kopf verrückt, und sie beredet, daß Ihre Töchter in einem Kloster besser aufgehoben seyen, als bei uns; sie hat ihm geglaubt, sie hat sie hinbringen lassen; nun, sagt man im Kloster, daß man nicht wisse, wo sie sind; dieß ist die Wahr-

heit, machen Sie mit mir, was Sie wollen, ich habe nur zu schweigen und zu ertragen.“

„Aber das ist niederträchtig!“ rief Pierre Simon aus, auf Dagobert mit einer Geberde verzweiflungsvoller Entrüstung weisend; „auf wen soll man sich denn verlassen, wenn dieser da mich betrogen hat, mein Gott!“

„Ah! Herr Marschall, klagen Sie ihn nicht an,“ äußerte das Fräulein von Cardoville, „glauben Sie ihm nicht; er hat sein Leben, seine Ehre gewagt, um Ihre Kinder diesem Kloster zu entreißen, und er ist nicht der Einzige, der bei diesem Versuche gescheitert ist; noch eben erst ist ein Gerichtsbeamte, ungeachtet des Characters, ungeachtet des Ansehens, womit er bekleidet ist, nicht glücklicher gewesen. Seine Festigkeit, seine genauesten Nachforschungen im Kloster, waren vergeblich; bisher war es unmöglich, diese unglücklichen Kinder wieder zu finden.“

„Aber dieses Kloster,“ fragte der Marschall, mit blassem, schmerz- und zornverwirrtem Antlitze sich aufrichtend, „dieses Kloster, wo ist es? die Leute dort wissen also nicht, was ein Vater vermag, dem man seine Kinder weggenommen hat?“

In dem Augenblicke, da der Marschall Simon, gegen Dagobert gewendet, diese Worte sprach, erschien Rodin, Rose und Blanche an der Hand führend, an der offengelassenen Thüre. Den Ausruf des Marschalls vernehmend, fuhr er vor Ueberraschung zusammen; ein Blitzstrahl höllischer Freude erleuchtete sein finsteres Ge-

sicht; denn er erwartete nicht, Pierre Simon so gerade zur rechten Zeit zu treffen. Das Fräulein von Cardoville bemerkte zuerst die Anwesenheit Rodin's. Sie rief aus, auf ihn zueilend: „Ah! ich täuschte mich nicht, unsere Vorsehung, immer, immer."

„Meine armen Kleinen," sagte Rodin ganz leise zu den jungen Mädchen, indem er ihnen Pierre Simon zeigte: „dieß ist Euer Vater."

„Mein Herr!" rief Adriane, rasch den Schritten von Rose und Blanche folgend, „Ihre Kinder! da sind sie!"

In dem Momente, da Pierre Simon sich hastig umkehrte, stürzten seine beiden Töchter in seine Arme; eine tiefe Stille trat ein, und man hörte nur von Küssen und Ausrufungen der Freude unterbrochenes Schluchzen.

„So kommen Sie doch wenigstens, um sich des Guten zu erfreuen, das Sie gethan haben!" sagte das Fräulein von Cardoville, ihre Augen trocknend, und zu Rodin zurückkehrend, der, in der Vertiefung der Thüre verweilend, an die er sich lehnte, diese Scene mit tiefer Rührung zu betrachten schien. Dagobert, bei dem Anblicke des die Kinder wiederbringenden Rodin Anfangs von Erstaunen gebannt, hatte keine Bewegung machen können; dann, Adrianens Worte vernehmend, und von einem Aufschwunge so zu sagen wahnsinniger Dankbarkeit hingerissen, stürzte er dem Jesuiten zu Füssen, faltete seine Hände wie zum Gebete, und rief mit gebrochener Stimme aus: „Sie haben mich gerettet, indem Sie diese Kinder wieder brachten."

„Ah! mein Herr, seyen Sie gesegnet," sagte Mayeux, dem allgemeinen Freudentaumel folgend.

„Meine guten Freunde, das ist zu viel," erwiederte Rodin, wie wenn so starke Gemüthsbewegungen seine Kräfte überstiegen; „dieß ist in Wahrheit zu viel für mich; entschuldigen Sie mich bei dem Marschalle, und sagen Sie ihm, daß ich durch den Anblick seines Glückes genügend belohnt bin."

„Mein Herr, erlauben Sie," sagte Adriane, „daß der Marschall Sie kenne, daß er Sie wenigstens sehe."

„O! bleiben Sie, Sie, der uns Alle gerettet hat," rief Dagobert aus, und versuchte gleichfalls, Rodin zurückzuhalten.

„Die Vorsehung, mein liebes Fräulein, kümmert sich nicht mehr um das Gute, das sie gethan hat, sondern um das Gute, welches noch zu thun übrig bleibt," entgegnete Rodin mit einem Tone voll Feinheit und Güte. „Muß ich nicht jetzt an den Prinzen Djalma denken? Meine Aufgabe ist noch nicht gelöset, und die Augenblicke sind kostbar. Nun denn, fügte er bei, von Dagobert's Umschließung sachte sich loswindend, „nun denn, der Tag ist so gut gewesen, als ich ihn hoffte: der Abbé von Aigrigny ist entlarvt, Sie sind frei, mein liebes Fräulein; Sie haben Ihr Kreuz wieder gefunden, mein braver Soldat; Mayeux ist einer Gönnerin versichert, und der Herr Marschall umarmt seine Kinder. Ich habe einen kleinen Antheil an allen diesen Freuden da, mein Theil ist schön, mein Herz zufrieden. Auf

Wiedersehen, meine Freunde, auf Wiedersehen." Also sprechend, grüßte Rodin achtungsvoll mit der Hand Adrianen, dann Mayeux und Dagobert, und verschwand, nachdem er noch mit einem entzückten Blicke auf den Marschall Simon gewiesen hatte, der, auf dem Stuhle sitzend, und seine beiden Töchter mit Thränen und Küssen bedeckend, sie dicht umschlungen hielt, und Allem fremd blieb, was um ihn her vorging. Eine Stunde nach dieser Scene hatten das Fräulein von Cardoville und Mayeux, der Marschall Simon, seine beiden Töchter und Dagobert, das Haus des Doctors Baleinier verlassen. Diese Episode schließend, noch zwei Worte der Moralität hinsichtlich der Irrenhäuser und der Klöster. Wir haben es gesagt, und wir wiederholen es, die Gesetzgebung, welche die Ueberwachung der Irrenhäuser anordnet, scheint uns ungenügend.

Neuerlich vor die Gerichtshöfe gebrachte Thatsachen, andere Fälle von hoher Wichtigkeit, welche uns anvertraut wurden, scheinen uns diese Unzulänglichkeit offenbar zu beweisen. Allerdings ist den Gerichtsbehörden die volle Befugniß ertheilt, die Irrenhäuser zu untersuchen; diese Untersuchung ist ihnen sogar anempfohlen; aber wir wissen aus sicherer Quelle, daß die zahlreichen und unaufhörlichen Geschäfte der Gerichtsbehörden, deren Personal übrigens sehr oft außer Verhältniß mit den sie überladenden Arbeiten steht, diese Inspectionen so selten machen, daß sie so zu sagen illusorisch sind. Es würde uns also nützlich scheinen, we-

nigstens halbmonatliche Inspectionen anzuordnen, vorzüglich auf die Ueberwachung der Irrenhäuser berechnet, und zusammengesetzt aus einem Arzte und einem Gerichtsbeamten, damit die Reclamationen einer contradictorischen Prüfung unterworfen würden. Gewiß, das Gericht läßt es nie fehlen, wenn es genügend unterrichtet ist; aber wie viele Förmlichkeiten, wie viele Schwierigkeiten, damit sie es werde, und besonders, wenn der Unglückliche, der seine Hülfe anflehen muß, in einem Zustande des Verdachtes, der Absonderung, gewaltsamer Freiheitsberaubung sich befindend, draussen keinen Freund besitzt, um seine Vertheidigung zu übernehmen, und in seinem Namen bei der Behörde zu reclamiren! Ist es nicht Sache der Civilgewalt, durch eine kräftig organisirte periodische Ueberwachung solchen Reclamationen entgegen zu kommen? Und was wir von den Irrenhäusern sagen, läßt sich vielleicht noch nothgedrungener auf die Frauenklöster, auf die Seminarien, und auf die von Congregationen bewohnten Häuser anwenden. Gleichfalls sehr neuerliche, sehr offenbare Thatsachen, von denen ganz Frankreich wiederhallte, haben leider bewiesen, daß die Gewaltthätigkeit, daß die Freiheitsberaubungen, daß die barbarischen Behandlungen, daß die Beiseiteschaffungen von Minderjährigen, daß die ungesetzliche, mit Qual verbundene Einsperrung, in den religiösen Häusern wo nicht häufige, so doch mögliche Fälle waren. Es hat sonderbarer Zufälle, verwegener und cynischer Brutalitäten bedurft, daß diese abscheuli-

chen Handlungen zur Kenntniß des Publikums kamen. Wie viele andere Opfer sind in jenen großen schweigsamen Häusern begraben gewesen, und sind es vielleicht noch, in welche nie ein profaner Blick dringt, und die, in Folge der Freiheiten des Clerus, der Ueberwachung der Civilgewalt entgehen! Ist es nicht bedauernswürdig, daß diese Behausungen nicht gleichfalls einer periodischen Inspection unterworfen sind, bestehend, wenn man will, aus einem Almosenier, einem Gerichtsbeamten oder irgend einem Abgeordneten der Municipalbehörde?

Wenn nur Erlaubtes, Menschliches, Liebreiches in diesen Anstalten vor sich geht, die den ganzen Charakter und folglich die volle Verantwortlichkeit öffentlicher Anstalten haben, warum dieser Aufruhr, warum diese heftig ergrimmte Entrüstung der Priesterpartei, wenn es sich darum handelt, das anzugreifen, was sie ihre Freiheiten nennt? Es giebt eine Sache, die höher steht, als die in Rom berathenen und verkündeten Satzungen: es ist das französische Gesetz, das Allen gemeinsame Gesetz, welches Allen Schutz bewilliget, aber dagegen Allen Ehrfurcht und Gehorsam auferlegt.

Dreizehntes Kapitel.

Der Indier in Paris.

Seit drei Tagen hatte das Fräulein von Cardoville das Haus des Doctors Baleinier verlassen. Die fol-

gende Scene ereignete sich in einem kleinen Hause der Strasse Blanche, wohin Djalma im Namen eines unbekannten Gönners war geführt worden. Man stelle sich einen hübschen, runden Salon vor, ausgeschlagen mit indischem Stoffe, perlfarbenen Grundes mit purpurrothen, von einigen Golddrähten mäßig erhöhten Zeichnungen; der Plafond verschwindet gegen seine Mitte unter gleichen geschlungenen und durch eine dicke seidene Schnur wieder vereinigten Draperien; an jedem der beiden ungleich herabfallenden Enden dieser Schnur hangt in Eichelform eine kleine indische Lampe von Goldfiligran, wundersam gearbeitet. Durch eine jener sinnreichen, in den barbarischen Ländern so häufigen Verbindungen, dienen diese Lampen zugleich als Parfümbrände; kleine Platten von blauem Krystalle, eingerahmt in jede von der Phantasie der Arabesken gelassene Lücke, und von einem inneren Lichte erleuchtet, funkeln von so klarem Azur, daß diese goldenen Lampen aus durchsichtigen Saphiren zusammengefügt scheinen; leichte Wölkchen von weißlichem Dunste erheben sich unaufhörlich aus diesen beiden Lampen, und verbreiten im Raume ihren balsamischen Duft. Der Tag dringt in diesen Salon (es ist ungefähr zwei Uhr Nachmittags) nur durch ein kleines Treibhaus, das man durch ein Spiegelglas ohne Folie sehen kann, welches eine Fensterthüre bildet, und in die Mauer zu verschwinden vermag, eine in den Fußboden angebrachte Fuge entlang gleitend. Ein chinesischer Rollvorhang kann, herabgelassen, dieses

Spiegelglas verhüllen oder ersetzen. Einige Zwergpalmen, Pisange und andere Gewächse Indiens mit mächtigen Blättern und von einem metallischen Grün, in diesem Treibhause in Lustgebüsche geordnet, dienen zur Aussicht, und so zu sagen als Hintergrund zwei breiten buntfärbigen Beeten von exotischen Blumen, getrennt durch einen kleinen, mit gelbem und blauem japanischen Fayence ausgelegten Pfad, der sich bis zum Fuße des Spiegelglases erstreckt. Das Tageslicht, schon durch das Blätternetz, durch das es dringt, bedeutend geschwächt, nimmt eine Abstufung von sonderbarer Milde an, indem es sich mit dem lasurblauen Schimmer der Parfümlampen, und mit der rothen Helle des glühenden Herdes eines hohen Kamines von orientalischem Porphyr verbindet. In diesem etwas düsterm Gemache, das von Wohlgerüchen ganz durchweht ist, die sich mit dem Dufte des persischen Tabakes vermischen, kniet ein Mann mit braunen und schlaffen Haaren, in einem langen dunkelgrünen, um die Lenden mit einem buntbemalten Gürtel geschlossenen Rocke, auf einem prächtigen türkischen Teppiche; sorgfältig schürt er den goldenen Kopf eines Houka; das biegsame und lange Rohr dieser Pfeife, nachdem sie, gleich einer silberschuppigen Scharlachschlange, ihre Ringe auf dem Teppiche entrollt hat, läuft zwischen den runden und feinen Fingern des nachlässig auf den Divan hingestreckten Djalma aus. Der junge Prinz ist barhaupt; seine Gagathaare

mit bläulichem Schimmer, mitten auf seiner Stirne gescheitelt, umwogen wellig und weich sein Antlitz und seinen Hals von antiker Schönheit und von heißer, durchsichtiger Farbe, goldig wie der Ambra oder der Topas; mit dem Elbogen auf einen Polster gelehnt, stützt er sein Kinn auf seine flache rechte Hand; der breite Aermel seines Rockes, fast bis zum Buge zurückfallend, läßt auf seinem Arme, von der Rundung eines Frauenarmes, die ehedem in Indien durch die Nadel des Erwürgers tättowirten geheimnißvollen Zeichen sehen. Der Sohn von Khadja-Sing hält mit seiner linken Hand die Ambraspitze seiner Pfeife. Sein Rock von prächtigem weißen Kaschmir, dessen gepalmtes Gebräme von tausend Farben bis zu seinen Knien reicht, ist an seiner schmalen und angeschmiegten Taille von den weiten Falten eines orangefarbigen Shawl's geschlossen; die elegante und reine Form von dem Einen der Beine dieses asiatischen Antinous, von einer Falte seines Rockes halb enthüllt, prägt sich aus unter einer Art von leichter, sehr knapper, silbergestickter, carmesinrother Sammetstiefelette, bogenförmig ausgeschweift auf der Fußbiege eines kleinen Pantoffels von weißem Marokin mit rothem Absatze. Djalma's Physiognomie, sanft und zugleich männlich, drückte jene melancholische und beschauliche Ruhe aus, die den Indiern und Arabern eigenthümlich ist, diesen bevorzugt Glücklichen, welche, durch eine seltene Mischung, die nachsinnende Theilnahmslosigkeit des Träumers mit der aufbrausenden

Energie des Mannes der That vereinigen; bald weichlich, nervös, eindrucksfähig wie Frauen, bald kühn, wild und blutdürstig wie Banditen. Und diese auf das Moralische der Araber und Indier angewendete halbweibliche Vergleichung, so lange sie nicht vom Schwunge der Schlacht oder vom Feuer der Metzelei hingerissen werden, kann auch fast für das Physische derselben gelten; denn wenn sie auch, gleich den Frauen von reiner Raçe, zierliche äußerste Körpertheile besitzen, die zarten Bänder, die eben so feinen als geschmeidigen Formen, verbirgt doch diese weichliche und oft anmuthige Hülle Muskeln von Stahl, von einer ganz männlichen Spannkraft und Stärke. Djalma's große Augen, schwarzen Diamanten ähnlich, in eine bläuliche Perlenmutter eingerahmt, schweifen mechanisch von den exotischen Blumen zum Plafond; von Zeit zu Zeit nähert er seinem Munde die Ambraspitze des Houka; dann, nach einem langsamen Zuge, seine rothen Lippen halb öffnend, die von dem blendenden Schmelze seiner Zähne scharf abscheiden, haucht er ein kleines spiralförmiges, vom Streifen durch Rosenwasser frischgewürztes Rauchwölkchen.

„Muß ich wieder Tabak in die Houka stopfen?" fragt der knieende Mann, zu Djalma gewendet, und die ausgeprägten finsteren Züge Faringhea's, des Erwürgers, zeigend.

Der junge Prinz blieb stumm, sey's, daß er in seiner orientalischen Verachtung gewisser Raçen, dem Me-

stizen zu antworten verschmähte, sey's, daß er, in seine Träumereien versunken, ihn nicht gehört hatte. Der Erwürger schwieg, kauerte auf dem Teppiche, dann erwartete er, die Beine kreuzend, die Elbogen auf seine Knie stützend, sein Kinn in beiden Händen, mit den Augen unabläßig Djalma anstarrend, die Antwort oder die Befehle desjenigen, dessen Vater den Beinamen trug: der Vater des Großmüthigen. Warum hatte Faringhea, dieser eifrige Anhänger von Bohwanie, der Gottheit des Mordes, so niedrige Verrichtungen übernommen oder nachgesucht? Warum hatte dieser Mann von so ungemeiner geistiger Tragweite, dieser Mann, dessen leidenschaftliche Beredsamkeit, dessen wilde Energie dem guten Werke so viele Seïden verschaffte, zu einer so subalternen Stellung sich bequemt? Warum endlich schonte dieser Mann, welcher, die Verblendung des jungen Prinzen hinsichtlich seiner benützend, der Bohwanie eine so schöne Beute bieten konnte, des Lebens des Sohnes von Khadja-Sing? Warum endlich setzte er sich der häufigen Begegnung Rodin's aus, von dem er unter widrigen frühern Vorgängen gekannt war? Die Fortsetzung dieser Erzählung wird diese Fragen beantworten. Zur Zeit kann man nur sagen, daß der Erwürger nach einer langen Unterredung zwei Tage früher mit Rodin, ihn mit gesenktem Auge und bescheidener Haltung verlassen hatte. Nachdem Djalma eine Zeitlang geschwiegen, immer mit dem Blicke dem Wölkchen bläulichen Rauches folgend, das er so eben in den

Raum geblasen, sagte er zu Faringhea, ohne die Augen auf ihn zu richten, in jener eben so überspannten als gedrängten, den Orientalen genügend geläufigen Sprache: „Die Zeit vergeht; der Alte mit dem guten Herzen kommt nicht; aber er wird kommen. Sein Wort ist sein Wort.“

„Sein Wort ist sein Wort, gnädiger Herr,“ wiederholte Faringhea mit bestätigendem Tone; „als er Sie vor drei Tagen in diesem Hause besuchte, wohin jene Elenden, zu ihren bösen Absichten, Sie, verrätherisch in Schlaf versenkt, gebracht hatten, wie sie auch mich selbst einschläferten, mich, Ihren wachsamen und ergebenen Diener, hat er zu Ihnen gesagt: „„Der unbekannte Freund, der Sie im Schlosse Cardoville abholen ließ, sendet mich zu Ihnen, Prinz; haben Sie Vertrauen, folgen Sie mir, eine Ihrer würdige Wohnung ist für Sie in Bereitschaft gesetzt.““ Auch hat er zu Ihnen, gnädiger Herr, gesagt: „„Willigen Sie ein, dieses Haus bis zu meiner Rückkehr nicht zu verlassen; Ihr Interesse erfordert dieß; in drei Tagen werden Sie mich wieder sehen; dann wird Ihnen jede Freiheit wieder gelassen.““ Sie haben eingewilliget, gnädiger Herr, und seit drei Tagen dieses Haus nicht verlassen.“

„Und ich erwarte den Alten mit Ungeduld,“ sagte Djalma; „denn diese Einsamkeit ist mir zur Last. Es muß in Paris so viele bewundernswürdige Dinge geben. Und vorzüglich . . .“ Djalma vollendete nicht, und versank wieder in seine Träumerei. Nach einigen

Momenten des Schweigens, sagte der Sohn von Khadja-Sing zu Faringhea plötzlich mit dem Tone eines ungeduldigen und müssigen Sultans: „Sprich mit mir.“

„Wovon soll ich mit Ihnen sprechen, gnädiger Herr?“

„Wovon Du willst, —“ erwiederte Djalma mit sorgloser Geringschätzung, seine von Sehnsucht halbverschleierten Augen zum Plafond wendend; — „ein Gedanke verfolgt mich; ich will ihn verscheuchen, sprich mit mir.“

Faringhea warf einen durchdringenden Blick auf die Züge des jungen Indiers; er sah sie von einer leichten Röthe gefärbt. „Gnädiger Herr, —“ versetzte der Mestize, — „Ihren Gedanken errath' ich.“

Djalma schüttelte den Kopf, ohne den Erwürger anzublicken. Dieser fuhr fort: „Sie denken an die Frauen von Paris, gnädiger Herr.“

„Schweig, Sclave, —“ sagte Djalma. Und er kehrte sich hastig auf dem Sofa um, wie wenn man das Fleisch einer schmerzlichen Wunde berührt hätte. Faringhea schwieg. Nach einigen Augenblicken sagte Djalma, das Rohr des Houka weit von sich schleudernd, und seine beiden Augen mit seinen Händen verhüllend: „Deine Worte sind noch besser, als dieses Schweigen. Verflucht seyen meine Gedanken, verflucht mein Geist, der jene Fantome hervorruft.“

„Warum diese Gedanken fliehen, gnädiger Herr? Sie zählen neunzehn Jahre; Sie haben Ihre ganze Jugend im Kriege oder im Gefängnisse verlebt, und sind bis zu

diesem Tage so keusch geblieben, wie Gabriel, dieser junge christliche Priester, unser Reisegefährte." Obgleich Faringhea seine ehrerbietige Unterwürfigkeit gegen den Prinzen durchaus nicht verletzte, fühlte dieser doch eine leichte Ironie durch den Ton des Mestizen dringen, als er das Wort keusch aussprach. Djalma erwiederte ihm mit einer Mischung von Stolz und Strenge: „Ich will bei diesen Civilisirten nicht für einen Barbaren gelten, wie sie uns nennen; daher rühme ich mich, keusch zu seyn."

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiger Herr."

„Ich werde vielleicht ein reines Mädchen lieben, wie es meine Mutter war, da sie meinen Vater geheirathet hat, und hier muß man, um die Reinheit eines Mädchens zu verlangen, keusch seyn, wie sie."

Bei dieser Unerhörtheit konnte Faringhea ein sardonisches Lächeln nicht verhehlen.

„Warum lachst Du, Sclave? —" fragte gebieterisch der junge Prinz.

„Bei den Civilisirten, wie Sie sagten, gnädiger Herr, würde ein in der vollen Blüthe seiner Unschuld heirathender Mann, sich tödtlich lächerlich machen."

„Du lügst, Sclave; er würde sich nur lächerlich machen, wenn er ein junges Mädchen heirathete, das nicht so rein wäre, wie er."

„Dann, gnädiger Herr, würde ihm das Lächerliche, anstatt ihn tödtlich zu treffen, gleich das Garaus machen; denn er fiele zweimal einem unbarmherzigen Spotte anheim."

„Du lügst! Du lügst; oder, wenn Du wahr sprichst, wer hat Dich unterrichtet?“

„Ich hatte Pariserfrauenzimmer zu Isle de France und Pondichery gesehen, gnädiger Herr; dann hab' ich gelegentlich unserer Ueberfahrt viel erfahren; ich sprach mit einem jungen Officier, während Sie mit dem jungen Priester sprachen.“

„Also fordern, wie die Sultane unserer Hareme, die Civilisirten von den Mädchen eine Unschuld, die sie selbst nicht mehr besitzen.“

„Sie fordern sie um so mehr, je weniger sie sie selbst besitzen, gnädiger Herr.“

„Das fordern, was man nicht bewilliget, heißt als Herr gegen den Sclaven handeln, und mit welchem Rechte geschieht dieß hier?“

„Mit dem Rechte, das sich derjenige nimmt, der das Recht macht, es ist wie bei uns, gnädiger Herr.“

„Und was thun die Frauenzimmer?“

„Sie verhindern die Bräutigame, sich vor den Augen der Welt allzu lächerlich zu machen, wenn sie sich verheirathen.“

„Und tödtet man hier eine Frau, welche betrügt?“ fragte Djalma, rasch sich aufrichtend, und auf Faringhea einen wilden Blick heftend, der plötzlich von düsterer Gluth funkelte.

„Man tödtet sie, gnädiger Herr, immer wie bei uns: eine ertappte Frau, eine todte Frau.“

„Warum sperren die Civilisirten, Despoten wie wir,

ihre Frauen nicht ein, wie wir, um sie zu einer Treue zu zwingen, die sie nicht beobachten?"

„Weil sie civilisirt sind, wie Barbaren, und barbarisch, wie Civilisirte, gnädiger Herr."

„Dieß Alles ist traurig, wenn Du wahr sprichst —" erwiederte Djalma mit nachdenkender Miene. — Dann fügte er mit einer gewissen Ueberspanntheit bei, und, nach seiner Gewohnheit, von der etwas mystischen und bildlichen, den Genossen seiner Heimath eigenthümlichen Sprache Gebrauch machend: „Ja, was Du mir sagst, betrübt mich, Sclave, denn zwei Tropfen Himmelsthau im Kelche einer Blume ineinander schmelzend, sind zwei in jungfräulicher und reiner Liebe verbundene Herzen, zwei Lichtstrahlen in eine unauslöschliche Flamme sich vereinend, sind glühende und ewige Wonnen von zwei Liebenden, welche Gatten geworden sind."

Als Djalma von den züchtigen Genüssen der Seele mit einem unaussprechlichen Zauber sprach, ein minder ideales Glück schildernd, leuchteten seine Augen wie Sterne; er bebte leicht; seine Nüstern schwollen, das bleiche Gold seines Teints röthete sich, und der junge Prinz versank wieder in tiefes Träumen. Faringhea, diese letztere Gemüthsbewegung bemerkend, äußerte: „Und wenn Sie, wie der stolze und funkelnde Königsvogel*) unseres Landes, der Sultan unserer Wälder, zahl-

---

*) Eine Abart des Paradiesvogels, ein sehr verliebtes Hühnergeschlecht.

reiche und abwechselnde Vergnügungen den einzigen und einsamen Liebschaften vorzögen, schön, jung, reich, wie Sie sind, gnädiger Herr; wenn Sie verführerische Pariserinnen aufsuchten, Sie wissen jene wollüstigen Fantome Ihrer Nächte, jene reizenden Quälerinnen Ihrer Träume; wenn Sie, wie eine Ausforderung, kühne Blicke auf sie würfen, flehende, wie eine Bitte, oder glühende, wie ein Verlangen, glauben Sie nicht, daß manche halbverschleierte Augen an der Flamme Ihrer Blicke sich entzünden würden? Dann wären dieß nicht mehr die einförmigen Wonnen einer einzigen Liebe. Die drückende Kette unseres Lebens; nein, dieß wären die tausend Genüsse des Harems, aber des von freien und stolzen Frauen belebten Harems, welche die glückliche Liebe zu Ihren Sclavinnen machen würde; da Sie bis jetzt rein und enthaltsam gewesen, kann es für Sie kein Uebermaß geben, glauben Sie mir also, Sie, der glühende herrliche Sohn unsers Landes, werden die Liebe, der Stolz, der Abgott dieser Frauen werden, und diese verführerischesten Frauen auf der ganzen Welt bald nur noch für Sie sehnsuchtvolle und leidenschaftliche Blicke haben!"

Djalma hatte Faringhea mit gierigem Schweigen angehört. Der Ausdruck der Züge des jungen Indiers war völlig verändert; dieß war nicht mehr jener melancholische und träumerische Jüngling, das heilige Andenken seiner Mutter anrufend, und nur im Himmelsthaue, nur im Blumenkelche Bilder findend, rein genug, die

Keuschheit zu schildern, die Liebe, die er träumte; dieß war nicht mehr der junge Mann, in züchtiger Gluth bei dem Gedanken an die erlaubten Wonnen einer gesetzlichen Ehe erröthend. Nein, nein, Faringhea's Anreizungen hatten plötzlich ein unterirdisches Feuer zum Ausbruche getrieben; Djalma's entflammtes Antlitz, seine abwechselnd funkelnden und verschleierten Augen, das männliche und sonore Athmen seiner Brust, verkündeten den Aufruhr seines Blutes und das Aufwallen seiner um so stürmischeren Leidenschaften, je mehr sie bisher zurückgehalten waren. Daher, plötzlich vom Divan behende, kräftig und leicht wie ein junger Tiger aufspringend, packte Djalma Faringhea an der Kehle, ausrufend: „Deine Worte sind brennendes Gift!"

„Gnädiger Herr, —" erwiederte Faringhea, ohne den mindesten Widerstand entgegenzusetzen, „Ihr Sclave ist Ihr Sclave." Diese Unterwürfigkeit entwaffnete den Prinzen. „Mein Leben gehört Ihnen," wiederholte der Mestize.

„Ich gehöre Dir, Sclave! —" rief Djalma aus, ihn von sich stoffend. — „So eben erst hing ich an Deinen Lippen. Deine gefährlichen Lügen verschlingend!"

„Lügen, gnädiger Herr? Zeigen Sie sich bloß den Augen jener Frauen, ihre Blicke werden meine Worre bestätigen."

„Jene Frauen sollten mich lieben; mich, der ich nur im Kriege und in Wäldern gelebt habe."

„Bei dem Gedanken, daß Sie, noch so jung, schon

eine blutige Jagd auf Menschen und Tiger gemacht haben, werden sie Sie anbeten, gnädiger Herr."

„Du lügst."

„Ich sag' es Ihnen, gnädiger Herr, Ihre Hand sehend, die, so zart wie die ihrige, sich so oft in feindliches Blut getaucht, werden sie sie küßen wollen, und wieder küßen bei dem Gedanken, daß Sie in unsern Wäldern, Ihren geladenen Carabiner, Ihren Dolch zwischen Ihren Zähnen, bei dem Brüllen des Löwen oder des Panthers gelächelt haben, den Sie erwarteten."

„Aber ich bin ein Wilder, ein Barbar."

„Und gerade deßwegen werden sie zu Ihren Füßen liegen, sich zugleich erschreckt und entzückt fühlen bei dem Gedanken an alle Gewaltthätigkeiten, an alle Wuthausbrüche, an alle Aufbrausungen der Eifersucht, der Leidenschaft und der Liebe, denen ein Mann von Ihrem Blute, von Ihrer Jugend, und von Ihrem Feuer sich überlassen kann. Heute sanft und zärtlich, morgen argwöhnisch und wild, ein anderesmal glühend und leidenschaftlich, so werden Sie seyn, so muß man seyn, um sie zu fesseln. Ja, ja, ein Wuthschrei entschlüpfe zwischen zwei Küssen, ein Dolch blitzte zwischen zwei Liebkosungen, damit sie endlich vernichtet zurücksinken, keuchend vor Lust, Liebe und Schrecken, und Sie werden nicht mehr ein Mann für sie seyn, sondern ein Gott."

„Glaubst Du? —" rief Djalma, wider seinen Willen von der wilden Beredsamkeit des Erwürgers fortgerissen.

„Sie wissen, Sie fühlen, daß ich wahr spreche, —“ erwiederte Faringhea, die Arme gegen den jungen Indier ausstreckend.

„Wohlan, ja, — “ versetzte Djalma mit funkelnden Blicke, schwellenden Nüstern, so zu sagen sprungweise und in wilden Sätzen den Salon durcheilend. — „Ich weiß nicht, ob ich bei Sinnen oder trunken bin; aber es dünkt mir, daß Du wahr sprichst; ja, ich fühl' es, man wird mich mit Wahnsinn, mit Wuth lieben, weil ich mit Wahnsinn, mit Wuth lieben werde; man wird vor Lust, vor Schrecken schaudern, weil ich selbst daran denkend, vor Glück und Schrecken schaudere. Sclave, Du sprichst wahr, es wird etwas Berauschendes, Schreckliches um diese Liebe seyn.“ Diese Worte sprechend, sah Djalma herrlich aus in gebieterischer Sinnlichkeit; eine schöne und seltene Sache war der Mann, rein und enthaltsam bis zu dem Alter geblieben, in welchem sich in ihrer allmächtigen Energie die bewundernswürdigen Liebestriebe entwickeln sollen, die Gott in das Geschöpf gelegt hat, Triebe, welche, unterdrückt, auf Abwege geleitet oder verderbt, die Vernunft erschüttern, oder in zügellose Ausschweifungen, in entsetzliche Verbrechen sich verirren, aber auf eine große und edle Liebe gelenkt, gerade in Folge ihrer Heftigkeit, den Mann durch Hingebung und Zärtlichkeit zu den Grenzen des Ideales erheben können und müssen. „O! dieses weibliche Wesen, dieses weibliche Wesen, vor dem ich zittern werde, und das vor mir zittern wird, wo ist es denn? — “ rief

Djalma mit verdoppelter Wonnetrunkenheit aus. — „Werd' ich es jemals finden?“

„Eines, das ist viel, gnädiger Herr, —“ entgegnete Faringhea mit seiner sardonischen Kälte; — „wer ein weibliches Wesen sucht, findet es selten in diesem Lande; wer mehrere sucht, ist in der Wahl verlegen.“

Im Augenblicke, da der Mestize Djalma diese unverschämte Antwort gab, sah man an der kleinen Gartenthüre dieses Hauses, eine Thüre die zu einer kleinen öden Straße führte, einen zweisitzigen Wagen von höchster Eleganz halten, mit lasurblauem Kasten und weißem Gestelle, gleichfalls von blauem Grunde gehoben; dieser Wagen war bewundernswerth bespannt mit zwei schönen goldbraunen Vollblutpferden mit schwarzen Mähnen; das Beschläge des Pferdegeschirres war von Silber, wie die Knöpfe an der Livrée der Bedienten, einer hellblauen Livrée mit weißem Kragen; auf der Schabrakke, auch blau mit weißem Gebräme, so wie auf den Feldern der Kutschenschläge, gewahrte man die rautenförmigen Wappen ohne Helmschmuck und Krone, wie dieß für die jungen Mädchen üblich ist. Zwei Frauenzimmer waren in diesem Wagen, das Fräulein von Cardoville und Florine.

Vierzehntes Kapitel.

Das Erwachen.

Um die Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthüre des von Djalma bewohnten Hauses zu

erklären, müssen wir einen zurückschauenden Blick auf die Ereignisse werfen. Als das Fräulein von Cardoville das Haus des Doctors Baleinier verließ, bezog sie ihr Hôtel in der Straße Anjou. Während der letzten Monate ihres Aufenthaltes bei ihrer Tante, hatte Adriane diese schöne Wohnung heimlich herrichten und möbliren lassen, deren Luxus und Eleganz noch mit allen Wundern des Pavillons des Hôtels Saint-Dizier waren vermehrt worden. Die Welt fand es sehr außerordentlich, daß ein junges Mädchen von dem Alter und der Stellung des Fräuleins von Cardoville den Entschluß gefaßt hatte, vollkommen allein, frei zu leben, und ihr Haus zu machen, nicht mehr und nicht weniger, als ein volljähriger Jüngling, eine ganz junge Wittwe, oder ein Großjährigerklärter. Die Welt that, als schiene sie nicht zu wissen, daß das Fräulein von Cardoville das besaß, was nicht alle mündigen und zweimal mündigen Männer besitzen: einen festen Character, einen erhabenen Geist, ein edelmüthiges Herz, einen sehr gesunden und sehr richtigen Verstand. Einsehend, daß sie zur subalternen Leitung und zur innern Ueberwachung ihres Hauses treuer Personen bedürfe, hatte Adriane dem Verwalter des Landgutes Cardoville und seiner Frau, den ehemaligen Dienern der Familie, geschrieben, unverzüglich nach Paris zu kommen; Herr Dupont sollte die Verrichtungen eines Intendanten, und Madame Dupont jene einer Beschließerin übernehmen; ein ehemaliger Freund des Vaters des Fräuleins von Cardoville, der

Graf von Montbron, einer der geistreichesten Greise, früher ein Mann sehr nach der Mode, aber noch immer ein sehr großer Kenner aller Arten von Eleganz, hatte Adrianen gerathen, wie eine Prinzessin aufzutreten, und einen Stallmeister zu nehmen, zu dessen Dienstleistungen er ihr einen sehr wohlerzogenen Mann empfahl, von mehr als reifem Alter, der, ein großer Liebhaber von Pferden, nachdem er sich in England zu Newmarket und bei Tatersall *) zu Grunde gerichtet hatte, dahin gebracht worden war, wie es den Gentlemen jenes Landes oft begegnet, die Postwägen mit großen Lenkseilen zu führen, in diesem Geschäfte einen ehrlichen Broderwerb und ein Mittel findend, seinem Geschmacke an Pferden zu genügen.

Dieß war Herr von Bonneville, der Schützling des Grafen von Montbron. In Folge seines Alters und seiner gewohnten feinen Lebensart, konnte dieser Stallmeister das Fräulein von Cardoville zu Pferd begleiten, und, besser als irgend Jemand, den Stall und die Besorgung der Wagen überwachen. Er nahm also diese Verwendung mit Dankbarkeit an, und seinen umsichtigen Bemühungen war es zu verdanken, daß des Fräuleins von Cardoville Gespann mit Allem, was sich in Paris Elegantestes dieser Art befand, wetteifern konnte.

Das Fräulein von Cardoville hatte ihre Zofen wieder genommen, Hebe, Georgette und Florine. Diese

*) Ein berühmter Händler und Einsteller von Jagdpferden 2c. 2c. in London.

hatte zuerst bei der Prinzessin von Saint-Dizier in Dienst treten müssen, um daselbst ihre Rolle als Ueberwacherin zum Vortheile der Oberin des Klosters Sainte-Marie fortzusetzen; aber in Folge der von Rodin der Angelegenheit Rennepont gegebenen neuen Leitung, ward beschlossen, daß Florine, wenn es sich machen ließe, wieder bei dem Fräulein von Cardoville einstehen sollte. Dieser Platz des Vertrauens, indem er dieses unglückliche Geschöpf in den Stand setzte, jenen Leuten, die ihr Schicksal in ihren Händen hielten, wichtige und finstere Dienste zu leisten, zwang sie zu einer niederträchtigen Verrätherei. Leider hatte Alles diesen bösen Anschlag begünstiget. Man weiß es: Florine, in einer Unterredung mit Mayeux, wenige Tage nach der Einsperrung des Fräuleins von Cardoville bei dem Doctor Baleinier, Florine, einer Regung der Reue nachgebend, hatte der Arbeiterin sehr nützliche Rathschläge im Interesse Adrianens gegeben, indem sie dem Agricola sagen ließ, er solle der Frau von Saint-Dizier die Papiere nicht geben, die er im Verstecke des Pavillons gefunden hatte, sondern sie nur dem Fräulein von Cardoville selbst verabfolgen. Diese, späterhin von diesem Detail durch Mayeux verständiget, fühlte eine Verdoppelung des Vertrauens und der Theilnahme für Florine, nahm sie fast mit Dankbarkeit wieder in ihre Dienste, und übertrug ihr beinahe alsogleich eine ganz vertrauliche Mission, nämlich die Ueberwachung der Einrichtungen des zu Djalma's Wohnung gemietheten Hauses.

Mayeux betreffend, hatte diese, den Bitten des Fräuleins von Cardoville sich fügend, da sie sah, daß sie Dagobert's Frau, von der wir späterhin sprechen werden, nicht mehr nützen konnte, eingewilliget, im Hôtel der Straße Anjou, bei Adrianen zu wohnen, welche mit jenem seltenen Scharfblicke des Herzens, der sie characterisirte, der jungen Arbeiterin, die ihr zugleich als Secretär diente, das Departement der Unterstützungen und Almosen anvertraute. Das Fräulein von Cardoville hatte Anfangs gedacht, Mayeux einfach unter dem Titel einer Freundin bei sich zu behalten, des Willens, auf solche Art in ihr die Rechtschaffenheit in der Arbeit, die Resignation im Leiden, und die Intelligenz in der Armuth zu ehren und zu verherrlichen; aber die natürliche Würde des jungen Mädchens kennend, fürchtete sie mit Recht, daß ungeachtet der zartsinnigen Umsicht, womit diese ganz schwesterliche Gastfreundschaft der Mayeux geboten würde, sie darin nur ein verkleidetes Almosen sähe; Adriane zog es also vor immer sie als Freundin behandelnd, ihr ein ganz vertrautes Amt zu geben. Auf diese Weise würde die gerechte Empfindlichkeit der Arbeiterin geschont, weil sie in Vollziehung von Verrichtungen, die ihren so verehrungswürdig liebreichen Neigungen entsprächen, ihr Brod verdienen könnte. In der That konnte Mayeux mehr als sonst Jemand die heilige Mission annehmen, welche Adriane ihr gab; ihre grausame Erfahrung des Mißgeschickes, die Güte ihrer engelgleichen Seele, die Er-

habenheit ihres Geistes, ihre seltene Thätigkeit, ihre Scharfsichtigkeit in Bezug auf die peinlichen Geheimnisse des Unglückes, ihre vollkommene Kenntniß der armen und fleißigen Classen, sagten hinreichend, mit welchem Takte, mit welcher Intelligenz, das vortreffliche Wesen die großmüthigen Absichten des Fräuleins von Cardoville unterstützen würde. Sprechen wir jetzt von den verschiedenen Ereignissen, die, an diesem Tage, der Ankunft des Fräuleins von Cardoville an der Gartenthüre des Hauses in der Straße Blanche vorausgegangen waren. Gegen zehn Uhr Morgens ließen die hermetisch verschlossenen Fensterläden von Adrianens Schlafzimmer keinen Strahl des Tagslichtes in dieses Gemach dringen, das nur von dem Schimmer einer sphärischen, am Plafond an drei langen silbernen Ketten hangenden Lampe von orientalischem Alabaster erleuchtet war. Dieses in eine Kuppel auslaufende Gemach, hatte die Form eines Zeltes von acht abgetheilten Seiten; vom Gewölbe bis auf den Boden war es mit weißer Seide ausgeschlagen, und bedeckt mit langen Draperien von weißem Musselin, gleichfalls reich mit Bandrosen besetzt, und die Wände entlang über Halte geschlungen, die in Zwischenräumen an breiten Opferschalen von Elfenbein befestiget waren. Zwei Thüren, auch von Elfenbein, wundersam mit Perlenmutter ausgelegt, führten, die eine in den Badesaal, die andere in das Toilettenzimmer, eine Art von kleinem dem Cultus der Schönheit ge-

weihten Tempel, möblirt, wie er es im Pavillon des Hôtels Saint-Dizier war. Zwei andere Seiten waren von Fenstern, unter Draperien völlig versteckt, eingenommen; dem Bette gegenüber sah man, glänzende Feuerböcke von ciselirtem Silber umrahmend, einen Kamin von pentelischem Marmor, anzuschauen wie krystallisirter Schnee, in welchen man zwei entzückende Karyatiden, und einen Fries, Vögel und Blumen vorstellend, gemeißelt hatte; oberhalb dieses Frieses befand sich, in den Marmor mit höchster Zartheit durchbrochen gearbeitet, eine Art ovalen Korbes von anmuthigem Umrisse, die Kaminplatte ersetzend, und geziert mit einer Menge Camellienrosen; ihre Blätter von einem glänzenden Grün, ihre Blumen von sanfter Carminschattirung, waren die einzigen Farben, welche wie zufällig in die harmonische Weiße dieser jungfräulichen Wohnung geriethen. Endlich, halb umgeben von Fluthen weißen Musselins, die wie leichte Wolken von der Kuppel herabwogten, gewahrte man das sehr niedere Bett auf reich geschnitzten Elfenbeinfüssen, auf dem Hermelinteppiche ruhend, der den Boden bedeckte. Außer einem gleichfalls aus Elfenbein bewundernswürdig gearbeiteten, und von Perlenmutter erhöhten Fußgesimse am Getäfel, war dieses Bett durchaus mit weißem Atlaße gefüttert, wattirt und abgenäht, wie ein ungeheures Riechkissen. Die mit Spitzen von Valenciennes garnirten Bettücher von Batist, ein wenig in Unordnung gekommen, enthüllten theilweise eine mit weißem Taffet überzogene Matratze,

und eine leichte Decke von Mohr *); denn es herrschte in diesem Gemache unaufhörlich eine gleiche und lauwarme Temperatur, wie jene eines schönen Frühlingstages.

In Folge eines sonderbaren Gewissenszweifels, von dem nämlichen Gefühle hervorgerufen, welches Adrianen bewogen, auf ein Meisterstück der Goldschmiedsarbeit den Namen seines Verfertigers anstatt des Namens seines Verkäufers setzen zu lassen, hatte sie gewollt, daß alle diese Gegenstände von so auserlesener Pracht, von Handwerkern gemacht würden, die man unter den intelligentesten, fleißigsten und redlichsten auswählte, denen sie die Urstoffe liefern ließ; auf diese Art war man in den Stand gesetzt, ihrem Arbeitslohne dasjenige beizufügen, was die Zwischenpersonen, auf ihre Arbeit speculirend, in die Tasche gesteckt hätten; diese beträchtliche Lohnerhöhung hatte einiges Glück und einige Wohlhabenheit in hundert dürftigen Familien verbreitet, welche, somit Adrianens Pracht segnend, ihr, wie sie sagte, das Recht gaben, sich ihres Luxus als einer gerechten und guten Handlung zu erfreuen. Man konnte nichts Frischeres, nichts Reizenderes sehen, als das Innere dieses Schlafzimmers.

Das Fräulein von Cardoville war so eben erwacht; sie ruhte inmitten jener Wogen von Mousselin, Spitzen, Batist und weißer Seide, in einer Stellung voll Weich-

*) Moire = ein dichter Seidenzeug.

A. d. Ueb.

heit und Grazie; während der Nacht bedeckte sie niemals ihre bewundernswürdig goldigen Haare (ein sicheres Verfahren, um sie lange Zeit in ihrer ganzen Pracht zu erhalten, sagten die Griechen); Abends schlangen ihre Zofen die langen Locken ihres seidenweichen Haares in mehrere platte Flechten, aus denen sie zwei breite und dichte Binden bildeten, die, weit genug herabreichend, um ihr kleines Ohr fast ganz zu verbergen, von dem man nur das rosige Läppchen sah, in das hinter ihrem Kopfe gewundene Haarnest eingefügt wurden. Diese Haartracht, dem griechischen Alterthume entlehnt, stand auch entzückend schön zu den so reinen, so zarten Zügen des Fräuleins von Cardoville, und schien sie dergestalt zu verjüngen, daß man sie, anstatt achtzehn Jahre alt, kaum fünfzehn Jahre alt gehalten hätte; auf solche Art zusammengefaßt, und die Schläfen dicht umrahmend, würden ihre Haare, den hellen und glänzenden Teint verlierend, fast braun geschienen haben, ohne die lebhaft goldigen Lichter, die hier und da auf der Wellenform der Flechten aufblitzten.

In jene Schläfrigkeit der Morgenstunde versunken, deren sanftes Ermatten süssen Träumereien so günstig ist, stützte sich Adriane mit dem Elbogen auf ihren Pfühl, den Kopf ein wenig geneigt, wodurch der idealische Umriß ihres Halses und ihrer nackten Schultern noch gehoben wurde; ihre lächelnden, feuchten und rosigen Lippen waren, wie ihre Wangen, so kalt, als hätte sie sie so eben in Eiswasser gebadet; ihre weißen

Augenlieder verschleierten zur Hälfte mit einem braunen und sammetartigem Schwarz ihre großen Augen, die bald sehnsuchtsvoll in den leeren Raum schauten, bald mit Wohlgefallen auf den Blumenrosen und auf den grünen Blättern des Camellienkorbes verweilten. Wer vermöchte die unaussprechliche Heiterkeit von Adrianens Erwachen zu schildern, das Erwachen einer so schönen und so keuschen Seele, in einem so keuschen und so schönen Leibe! das Erwachen eines so reinen Herzens, wie der frische und jugendlich-balsamische Athemzug, der sanft diesen jungfräulichen Busen schwellte, jungfräulich und weiß, wie der unbefleckte Schnee. Welcher Glaube! Welcher Lehrsatz! Welche Formel, welches religiöse Symbol, o väterlicher, o göttlicher Schöpfer, wird jemals eine anbetungswürdigere Idee von Deiner harmonischen und unaussprechlichen Macht geben, als eine junge Jungfrau, die, also erwachend in der ganzen Blüte ihrer Schönheit, in der ganzen Anmuth ihrer Züchtigkeit, womit Du sie beschenkt hast, in ihrer träumerischen Unschuld das Geheimniß jenes himmlischen Liebesinstinktes sucht, den Du in sie gelegt hast, wie in alle Geschöpfe, o Du, der Du nur die ewige Liebe, die unendliche Güte bist! Die bunten Gedanken, welche, seit Adrianens Erwachen, sie sanft zu bewegen schienen, bemächtigten sich ihrer immer mehr; ihr Kopf neigte sich auf ihre Brust; ihr schöner Arm sank auf das Bett zurück; dann nahmen ihre Züge, ohne jedoch düster zu werden, einen Ausdruck rührender Melancholie

an. Ihr lebhaftester Wunsch war erfüllt: sie lebte unabhängig und allein. Aber dieses liebevolle, zartsinnige, mittheilsame und wunderbar vollkommene Wesen fühlte, daß Gott sie nicht mit den seltensten Schätzen überhäuft habe, um sie in eine kalte und selbstsüchtige Einsamkeit zu vergraben; sie fühlte alles das, was die Liebe Großes, Schönes, ihr selbst und demjenigen einflößen könnte, der ihrer würdig zu seyn verstände. Vertrauend in dem Muthe, in dem Adel ihres Characters, auf das Beispiel stolz, das sie andern Frauen geben wollte, wissend, daß alle Augen mit Neid auf sie gerichtet seyn würden, fühlte sie sich, so zu sagen, ihrer selbst nur zu gewiß; weit entfernt, eine üble Wahl zu besorgen, fürchtete sie, nichts Wahlwürdiges zu finden, so geläutert war ihr Geschmack; dann, hätte sie auch ihr Ideal getroffen, besaß sie auch eine so sonderbare und doch so richtige, so außerordentliche und doch so vernünftige Ansicht von der Unabhängigkeit und Würde, welche die Frau, nach ihrer Meinung, hinsichtlich des Mannes bewahren sollte, daß sie, unerbittlich entschlossen, in dieser Beziehung keine Concession zu machen, sich fragte, ob der Mann ihrer Wahl jemals die bis jetzt unerhörten Bedingungen eingehen dürfte, die sie ihm stellen würde. Die möglichen Bewerber in ihr Gedächtniß zurückrufend, die sie bisher in der Welt gesehen, erinnerte sie sich der leider sehr wahren Schilderung, welche Rodin hinsichtlich der Heirathslustigen mit beißendem Schwunge entworfen hatte. Sie erinnerte sich auch, nicht ohne

einen gewissen Stolz, der Ermuthigungen, die dieser Mann gegeben, nicht indem er ihr schmeichelte, sondern sie aufforderte, die Erfüllung eines wahrhaft großen, hochherzigen und schönen Planes zu betreiben. Der Gang oder die Laune von Adrianens Gedanken brachte sie bald dahin, an Djalma zu denken. Indem sie sich durchaus Glück wünschte, gegen ihren Verwandten aus königlichem Geblüte die Pflichten einer königlichen Gastfreundschaft zu vollziehen, war das junge Mädchen weit entfernt, aus dem Prinzen den Helden ihrer Zukunft zu machen. Zuvörderst dachte sie, nicht ohne Grund, daß dieser halb wilde Jüngling, mit wo nicht unbezähmbaren, doch wenigstens unbezähmten Leidenschaften, plötzlich mitten in eine raffinirte Civilisation versetzt, unvermeidlich heftigen Versuchen und stürmischen Umbildungen entgegen ging. Nun aber fühlte das Fräulein von Cardoville, die nichts Männliches, nichts Herrisches in ihrem Character besaß, keine Lust, diesen jungen Wilden zu civilisiren. Daher war sie, ungeachtet oder vielmehr wegen der Theilnahme, die sie dem jungen Indier schenkte, fest entschlossen, sich ihm vor zwei oder drei Monaten nicht zu erkennen zu geben; entschlossen auch, wenn durch Zufall Djalma erführe, daß sie seine Verwandte sey, ihn nicht zu empfangen. Sie wünschte also, wo nicht ihn zu prüfen, mindestens in seinen Handlungen, in seinem Willen ihm Freiheit zu lassen, damit er die erste Lebhaftigkeit seiner guten oder

schlimmen Leidenschaften ablegen konnte. Da sie ihn jedoch nicht allen Gefahren des Pariserlebens unbeschützt preisgeben wollte, hatte sie den Grafen von Montbron im Vertrauen gebeten, den Prinzen Djalma in die beste Gesellschaft von Paris einzuführen, und ihn mit den Rathschlägen seiner langen Erfahrung zu erleuchten. Herr von Montbron hatte das Ansuchen des Fräuleins von Cardoville mit dem größten Vergnügen entgegengenommen, indem es ihm, wie er sagte, eine Freude mache, seinen jungen Königstiger in die Salons zu schleudern, und ihn mit der Blüte der Eleganten und Schönen in Paris in Hader zu bringen, mit dem Anerbieten, Alles, was man wollte, für seinen wilden Mündel zu wetten und zu halten.

„Was mich betrifft, mein lieber Graf," hatte sie mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit zu Herrn von Montbron gesagt, „ist mein Entschluß unerschütterlich; Sie selbst „haben mit mir von der Wirkung gesprochen, welche „das Erscheinen des Prinzen Djalma in der Gesellschaft „hervorbringen wird, eines Indiers von neunzehn Jahren, von überraschender Schönheit, stolz und wild wie „ein junger, aus seinem Walde kommender Löwe; das „ist neu, das ist außerordentlich, haben Sie beigefügt; „daher werden die Coquetterien der Civilisirinnen, „ihn mit einer Hingebung verfolgen, die mich für ihn „erschreckt; nun kann mir aber ernstlich gesprochen, mein „lieber Graf, der Schein nicht behagen, an Bravour mit so „vielen schönen Damen wetteifern zu wollen, die sich

„den Klauen Ihres jungen Tigers unerschrocken aussetzen „werden. Ich interessire mich sehr für ihn, weil er „mein Vetter ist, weil er schön ist, weil er brav ist, „aber vorzüglich, weil er nicht nach der schrecklichen eu- „ropäischen Mode gekleidet ist. Gewiß sind dieß seltene „Eigenschaften; aber sie genügten bisher nicht, mich zu „einer Aenderung meines Beschlusses zu bewegen. Ueb- „rigens hat mir der gute alte Philosoph, mein neuer „Freund, hinsichtlich unsers Indiers einen von Ihnen „gebilligten Rath ertheilt, von Ihnen, der Sie kein „Philosoph sind, mein lieber Graf, nämlich: eine Zeit- „lang in meinem Hause zu empfangen, aber zu Nie- „manden zu gehen; was mir zunächst die Inconvenienz, „meinen königlichen Vetter zu treffen, ersparen, und so- „dann erlauben wird, eine strenge Auswahl zu machen, „selbst unter meiner gewöhnlichen Gesellschaft; da mein „Haus vortrefflich, meine Stellung sehr originell seyn, „und man argwöhnen wird, alle Arten von schlimmen „Geheimnissen bei mir zu erforschen, werden die Neu- „gierigen beiderlei Geschlechtes mir nicht fehlen, was „mich sehr ergötzen wird, ich versichere Ihnen."

Und auf die Frage des Herrn von Montbron, ob das Exil des armen jungen indischen Tigers lange dauern würde, hatte Adriane ihm geantwortet: „Beinahe „alle Personen der Gesellschaft empfangend, wohin Sie „ihn werden geführt haben, werd' ich es sehr pikant „finden, auf diese Art verschiedene Urtheile über ihn zu „hören. Wenn gewisse Männer viel Gutes von ihm

„sagen, gewisse Frauen viel Böses, werde ich gute Hoff„nung haben. Kurz, die Meinung, die ich mir bilden „werde, das Wahre so vom Falschen scheidend, vertrauen „Sie auf meinen Scharfsinn hiewegen, wird demnach, „wie Sie es nennen, das Exil meines königlichen Vet„ters abkürzen oder verlängern."

Dieß waren noch die bestimmten Absichten des Fräuleins von Cardoville hinsichtlich Djalma's an dem nämlichen Tage, an welchem sie mit Florine in das Haus sich begeben sollte, das er bewohnte; kurz, sie war durchaus entschlossen, sich vor einigen Monaten ihm nicht zu erkennen zu geben.

Nachdem Adriane an diesem Morgen auf solche Art lange an die Wechselfälle gedacht hatte, welche die Zukunft den Bedürfnissen ihres Herzens bieten konnte, versank sie in neues und tiefes Sinnen.

Dieses entzückende Wesen, voll Leben, Feuer und Jugend, stieß einen leisen Seufzer aus, schlang ihre beiden reizenden Arme über ihren Kopf, mit dem Profile auf ihrem Kissen ruhend, und blieb einige Augenblicke wie tief betrübt, wie vernichtet. Also regungslos unter den weißen Geweben, die sie umhüllten, glich sie einer bewundernswürdigen Marmorstatue, unter einer leichten Schneeschichte halb hervorragend. Plötzlich setzte sich Adriane rasch im Bette auf, fuhr mit der Hand über ihre Stirne, und klingelte ihren Zofen. Bei dem ersten Silberklange der Klingel, öffneten sich die beiden Thüren von Elfenbein. Georgette erschien auf

der Schwelle des Toilettenzimmers, aus welchem Lutine, die kleine glänzend-schwarze Hündin mit dem goldenen Halsbande, mit freudigem Bellen schlüpfte. Hebe stand auf der Schwelle des Badezimmers. Im Hintergrunde dieses von oben erhellten Gemaches, sah man auf einem Teppiche von grünem Corduanleder mit goldenen Einsetzrosen eine große Badewanne von Krystall in Form einer verlängerten Muschel. Die einzigen drei Löthungen dieses kühnen Meisterstückes der Glasmacherkunst, verschwanden unter der eleganten Krümmung von mehreren großen silbernen Schilfrohren, die aufschossen von dem breiten Sockel der Badewanne, gleichfalls aus ciselirtem Silber, und Kinder und Delphine vorstellend, spielend inmitten natürlicher Corallenzweige und lasurblauer Muscheln. Es gab keine lieblichere Wirkung, als die Einlegung dieser purpurrothen Aeste und dieser himmelblauen Muscheln in den matten Grund des getriebenen Silbers; der balsamische Dunst, der aus dem lauwarmen, klaren und parfümirten Wasser aufstieg, womit die Krystallmuschel angefüllt war, verbreitete sich im Badesaale, und quoll wie ein leichter Nebel in das Schlafzimmer. Als sie Hebe in ihrer frischen und hübschen Kleidung, auf einem ihrer nackten und üppigen Arme einen langen Bademantel bringen sah, sagte sie zu ihr: „Wo ist denn Florine, mein Kind?"

„Mein Fräulein, vor zwei Stunden ist sie hinabgegangen; man hat sie wegen einer sehr dringenden Sache rufen lassen."

„Und wer hat sie rufen lassen?“

„Die junge Person, welche dem Fräulein als Sekretär dient. Sie war diesen Morgen sehr früh ausgegangen; gleich nach ihrer Heimkehr hat sie Florinen rufen lassen, die seitdem nicht zurückgekommen ist.“

„Diese Abwesenheit bezieht sich ohne Zweifel auf irgend eine wichtige Angelegenheit meines engelgleichen Ministers der Unterstützungen und Almosen, —“ erwiederte Adriane lächelnd und an Mayeux denkend. Dann winkte sie der Hebe, sich ihrem Bette zu nähern. Etwa zwei Stunden nach ihrem Aufstehen, als Adriane, wie gewöhnlich, mit seltener Eleganz sich hatte ankleiden lassen, schickte sie ihre Zofen fort, und ließ Mayeux rufen, die sie mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit behandelte, indem sie dieselbe immer allein empfing.

Die junge Arbeiterin trat rasch ein, mit bleichem Gesichte, bewegt, und sagte zu ihr mit zitternder Stimme: „Ah! mein Fräulein, meine Ahnungen waren gegründet; man verräth Sie.“

„Von welchen Ahnungen sprechen Sie, mein liebes Kind? —“ versetzte Adriane betroffen, — „und wer verräth mich?“

„Herr Rodin, —“ antwortete Mayeux.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Zweifel.

Als das Fräulein von Cardoville die von Mayeux gegen Rodin erhobene Anklage vernahm, schaute sie

das junge Mädchen mit neuem Erstaunen an. Vor der Fortsetzung dieser Scene bemerken wir, daß Mayeux ihre ärmlichen alten Kleider abgelegt, und sich mit eben so viel Einfachheit als Geschmack schwarz gekleidet hatte. Diese traurige Farbe schien ihre Verzichtung auf jede menschliche Eitelkeit, die ewige Trauer ihres Herzens, und die strengen Pflichten zu bezeichnen, die ihre Hingebung für alle Unglücklichen ihr auferlegte. Zu diesem schwarzen Kleide trug Mayeux einen breiten liegenden Kragen, weiß und nett, wie ihre kleine Florhaube mit grauen Bändern, welche; indem sie die beiden Scheitelhälften von schönen braunen Haaren sehen ließ, ihr bleiches und melancholisches Antlitz mit den sanften blauen Augen umrahmte; ihre langen und schwächlichen Hände, durch Handschuhe vor der Kälte bewahrt, waren nicht mehr, wie noch vor Kurzem, violett und gesprenkelt, sondern von einer fast durchsichtigen Weiße. Die bestürzten Züge der Mayeux drückten eine lebhafte Unruhe aus. Das Fräulein von Cardoville, im höchsten Grade betroffen; rief aus; „Was sagen Sie?“

„Herr Rodin verräth Sie; mein Fräulein.“

„Er! Das ist unmöglich.“

„Ah! mein Fräulein, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht.“

„Ihre Ahnungen?“

„Das erstemal, da ich in Gegenwart des Herrn Rodin mich befand, war ich, wider meinen Willen

von Schrecken ergriffen; mein Herz war schrecklich gepreßt, ich fürchtete für Sie mein Fräulein."

„Für mich? —" erwiederte Adriane, — „und warum haben Sie nicht für sich gefürchtet, meine arme Freundin?"

„Ich weiß es nicht, mein Fräulein; aber so war meine erste Regung, und dieser Schrecken so unüberwindlich, daß Herr Rodin, ungeachtet des Wohlwollens, das er mir für meine Schwester bezeigte, mich immer erschreckte."

„Dieß ist sonderbar. Besser als irgend Jemand begreife ich die fast unwiderstehliche Einwirkung der Sympathien oder Abneigungen; aber in diesem Falle. Jedoch, —" fuhr Adriane nach kurzem Nachsinnen fort, „es liegt nichts daran; wie hat sich heute Ihr Verdacht in Gewißheit verwandelt?"

„Gestern war ich ausgegangen, um meiner Schwester Cephyse die Unterstützung zu bringen, die Herr Rodin mir für sie im Namen einer mildthätigen Person gegeben hatte. Ich traf Cephysen bei der Freundin nicht, welche sie aufgenommen. Ich bat die Portierin des Hauses, meiner Schwester zu sagen, daß ich diesen Morgen wieder kommen würde. Dieß hab ich gethan. Aber, verzeihen Sie mir, mein Fräulein, einige nöthige Details."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, meine Freundin."

„Das junge Mädchen, welches meine Schwester bei sich aufgenommen, —" sagte die arme Mayeux, sehr

verlegen, die Augen niederschlagend und erröthend, —" führt kein sehr regelmäßiges Betragen. Eine Person, mit der sie mehrere Lustpartien gemacht hat, Namens Herr Dumoulin, hatte ihr den eigentlichen Namen des Herrn Rodin gesagt, der, ein Absteigquartier in jenem Hause besitzend, sich dort Herr Charlemagne nennen ließ."

„Dieß hat er uns bei Herrn Baleinier gesagt, dann, vorgestern, auf diesen Umstand zurückkommend, mir die Nothwendigkeit erklärt, worin er sich aus gewissen Gründen befunden, diese bescheidene Wohnung in jenem abgelegenen Stadtviertel zu haben, und ich konnte sie nur billigen."

„Wohlan, gestern hat Herr Rodin den Herrn Abbé von Aigrigny bei sich empfangen."

„Den Abbé von Aigrigny! —" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Ja, mein Fräulein; er blieb zwei Stunden lang mit Herrn Rodin eingeschlossen."

„Mein Kind, man wird Sie getäuscht haben."

„Vernehmen Sie, was ich erfahren habe, mein Fräulein: Der Abbé von Aigrigny war am Morgen gekommen, um Herrn Rodin zu besuchen; da er ihn nicht traf, hatte er bei der Portierin seinen Namen auf Papier geschrieben, nebst diesen Worten: — „„Ich werde in zwei Stunden wieder kommen."" Das junge Mädchen, von dem ich Ihnen gesagt habe, — mein Fräulein, — hat dieses Papier gesehen. Da Alles was Herrn Rodin betrifft, ziemlich geheimnißvoll

scheint, hat sie die Neugier gehabt, den Herrn Abbé von Aigrigny bei der Portierin zu erwarten, um ihn eintreten zu sehen, und, in der That, zwei Stunden darnach ist er wieder gekommen, und hat Herrn Rodin zu Hause getroffen.“

„Nein, nein, —“ entgegnete Adriane schaudernd, — „das ist unmöglich, es waltet ein Irrthum ob. . .“

„Ich glaub' es nicht, mein Fräulein; denn da ich wußte, wie wichtig diese Offenbarung sey, hab' ich das junge Mädchen gebeten, mir beiläufig das Portrait des Abbé von Aigrigny zu entwerfen.“

„Nun denn?“

„Der Abbé von Aigrigny, —“ hat sie mir gesagt, — „ist etwa vierzig Jahre alt, von hohem und schlankem Wuchse, einfach, aber mit Sorgfalt gekleidet; seine Augen sind grau, sehr groß und sehr durchdringend, seine Augenbrauen dicht, seine Haare kastanienbraun, sein Gesicht völlig glatt, und seine Haltung sehr zuversichtlich.“

„Das ist wahr, —“ erwiederte Adriane, die nicht glauben konnte, was sie hörte. — „Diese Personalbeschreibung ist genau.“

„Da mir daran gelegen war, die möglichsten Details zu erhalten, —“ fuhr Mayeux fort, — „hab' ich die Portierin gefragt, ob Herr Rodin und der Abbé von Aigrigny gegeneinander erzürnt zu seyn scheinen, als sie dieselben das Haus verlassen sah; sie hat mir geantwortet, nein; der Abbé hätte bloß zu Herrn Rodin

gesagt, als er ihn an der Hausthüre verließ: „„Morgen werde ich Ihnen schreiben, es bleibt dabei.“

„Ist denn dieß ein Traum? mein Gott! —“ entgegnete Adriane, in einer Art von Betäubung mit beiden Händen über ihre Stirne fahrend; — „ich zweifle nicht mehr an ihren Worten, meine arme Freundin, und doch hat Herr Rodin selbst Sie in jenes Haus geschickt, um ihrer Schwester Unterstützung dorthin zu bringen; er hätte sich also ausgesetzt, seine geheimen Zusammenkünfte mit dem Abbé von Aigrigny durch Sie erspäht zu sehen! Für einen Verräther, wäre dieß sehr ungeschickt.“

„Es ist wahr, ich habe auch diese Erwägung gemacht. Und doch hat mir die Zusammenkunft dieser beiden Männer für Sie so drohend geschienen, mein Fräulein, daß mich ein großer Schrecken ergriffen hat.“

Charactere von höchster Loyalität entschließen sich schwer, an Verräthereien zu glauben; je niederträchtiger diese sind, desto mehr zweifeln sie daran; zu dieser Zahl gehörte Adrianens Character, und überdieß war die Geradheit eine von den Eigenschaften ihres Geistes; daher, obgleich die Erzählung der Mayeux einen sehr großen Eindruck auf sie machte, erwiederte sie: „Nun, meine Freundin, erschrecken wir nicht mit Unrecht, beeilen wir uns nicht zu sehr, an das Böse zu glauben. Suchen wir beide, uns durch Vernunftschlüße aufzuklären: erinnern wir uns der Thatsachen. Herr Rodin hat mir die Thore des Hauses des Herrn Baleinier ge-

öffnet; er hat in meiner Gegenwart Klage gegen den Abbé von Aigrigny gestellt; er hat durch seine Drohungen die Oberin des Klosters genöthigt, ihm die Töchter des Marschalls Simon auszuliefern; es ist ihm gelungen, den Aufenthalt des Prinzen Djalma zu entdecken; er hat meine Pläne hinsichtlich meines jungen Verwandten getreulich vollzogen; noch gestern hat er mir die nützlichsten Rathschläge ertheilt. Alles dieß ist sehr reell, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Fräulein."

„Daß Herr Rodin, indem er nun die Sachen in's schlimmste Licht stellt, einen Rückhaltgedanken habe, daß er hoffe, von uns großmüthig belohnt zu werden, mag seyn; allein bisher ist seine Uneigennützigkeit vollständig gewesen."

„Auch dieß ist wahr, —" sagte die arme Mayeux, gezwungen, wie Adriane, die Evidenz vollbrachter Thatsachen anzuerkennen.

„Lassen Sie uns nun die Möglichkeit einer Verrätherei prüfen. Er soll sich mit dem Abbé von Aigrigny vereinigen, um mich zu verrathen? Aber mich verrathen: wo? wie? in welcher Hinsicht? was hab' ich zu fürchten? Im Gegentheile, werden nicht der Abbé von Aigrigny und Frau von Saint-Dizier dem Gerichte eine unangenehme Rechenschaft über das Böse ablegen müssen; das sie mir zugefügt haben?"

„Wie läßt sich aber dann, mein Fräulein, die Zusammenkunft dieser beiden Männer erklären, die so viele

Gründe zur Abneigung und Geschiedenheit haben? Liegt übrigens nicht irgend ein finsterer Anschlag darunter verborgen? Und dann, mein Fräulein, bin ich nicht die Einzige, die so denkt."

„Wie so?"

„Diesen Morgen, heimgekehrt, war ich so bewegt, daß Mademoiselle Florine mich um die Ursache meiner Unruhe gefragt hat; ich weiß, mein Fräulein, wie anhänglich sie Ihnen ist."

„Es ist unmöglich, mir ergebener zu seyn; vor kurzem noch haben Sie mich selbst von dem ausgezeichneten Dienste in Kenntniß gesetzt, den sie mir während meiner Einsperrung bei Herrn Baleinier geleistet hat."

„Nun denn, mein Fräulein, diesen Morgen, bei meiner Heimkehr, indem ich es für nöthig hielt, Ihnen sobald als möglich Nachricht davon zu geben, hab' ich der Mademoiselle Florine Alles gesagt. Wie ich, vielleicht mehr, als ich, war sie über die Zusammenkunft von Rodin und dem Herrn von Aigrigny erschrocken. Nach kurzem Nachsinnen sagte sie zu mir: „„Ich glaube, daß es überflüßig ist, das Fräulein zu wecken; ob sie von dieser Verrätherei zwei oder drei Stunden früher oder später in Kenntniß gesetzt werde, daran liegt wenig; während dieser drei Stunden werde ich vielleicht etwas entdecken können. Ich habe eine Idee, die ich für gut halte; entschuldigen Sie mich bei dem Fräulein; ich komme bald zurück."" — Dann hat Mademoiselle einen Wagen vorfahren lassen, und sich fortbegeben."

„Florine ist ein vortreffliches Mädchen," entgegnete das Fräulein von Cardoville lächelnd; denn die Erwägung beruhigte sie vollständig; aber in diesem Falle, glaub' ich, haben ihr Eifer und ihr gutes Herz sie irre geleitet, wie Sie, meine arme Freundin; wissen Sie, daß wir Beide zwei Unbesonnene sind, Sie und ich, indem wir bisher nicht an einen Umstand gedacht haben, der uns sogleich beruhiget hätte?"

„Wie so denn, mein Fräulein?"

„Der Abbé von Aigrigny fürchtet nun Herrn Rodin sehr; er wird in jener Behausung ihn aufgesucht haben, um ihn um Gnade zu bitten. Halten Sie nicht, wie ich, diese Erklärung nicht nur für genügend, sondern auch für die einzige vernünftige?"

„Vielleicht, mein Fräulein," erwiederte Mayeux nach kurzem Nachsinnen. „Ja, dieß ist wahrscheinlich." — Dann, nach einem neuen Schweigen, und wie einer höheren Ueberzeugung, als alle möglichen Vernunftschlüsse, nachgebend, rief sie aus: „Und dennoch, nein, nein, glauben Sie mir, mein Fräulein, man täuscht Sie, ich f ü h l e es... aller Schein ist gegen das, was ich behaupte; aber, glauben Sie mir, diese Ahnungen sind zu lebhaft, um nicht wahr zu seyn. Und dann endlich, errathen Sie nicht zu gut die geheimsten Antriebe meines Herzens, als daß nicht auch ich die Gefahren errathe, die Sie bedrohen?"

„Was sagen Sie? Was hab' ich denn errathen?" entgegnete das Fräulein von Cardoville, unwillkürlich

bewegt und betroffen von dem überzeugten und beunruhigten Tone der Mayeux, welche fortfuhr:

„Was Sie errathen haben? Ach! alle scheuen Empfindlichkeiten eines unglücklichen Geschöpfes, dem das Schicksal ein ausgeschiedenes Leben zugetheilt hat, und Sie müssen wohl erfahren, daß, wenn ich bisher geschwiegen, dieß nicht aus Unwissenheit dessen geschah, was ich Ihnen verdanke; denn wer eigentlich hat Ihnen gesagt, mein Fräulein, daß das einzige Mittel, mich zu bewegen, Ihre Wohlthaten anzunehmen, ohne zu erröthen, darin bestände, sie an Verrichtungen zu knüpfen, welche mich Unglücklichen nützlich und hülfreich machen könnten, deren Loos ich so lange getheilt habe? Wer hat Ihnen gesagt, da Sie wollten, daß ich fortan an Ihrer Tafel Platz nehmen sollte, als Ihre Freundin, ich, die arme Arbeiterin, in welcher Sie die Arbeit, die Resignation und die Redlichkeit zu verherrlichen gedachten; wer hat Ihnen gesagt, da ich durch Thränen der Dankbarkeit und des Bedauerns antwortete, daß es keine falsche Bescheidenheit, sondern das Bewußtseyn meiner lächerlichen Ungestaltheit sey, das mich zur Ablehnung bewog? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich außerdem mit Stolz im Namen meiner Schwestern aus dem Volke eingewilliget hätte? Denn Sie haben mir mit diesen rührenden Worten geantwortet: „„Ich begreife Ihre Ablehnung, meine Freundin; es ist keine falsche Bescheidenheit, die sie eingiebt, sondern ein Gefühl von Würde,

das ich liebe und das ich achte.““ Wer hat Ihnen denn ferner gesagt,“ fuhr Mayeux mit steigender Beseelung fort, „daß ich sehr glücklich wäre, ein kleines einsames Kämmerlein in diesem prächtigen Hause zu finden, dessen Glanz mich blendet? Wer hat Ihnen dieß gesagt, damit Sie die Güte hätten, wie Sie es gethan, die viel zu schöne Wohnung zu wählen, die Sie für mich bestimmt haben? Wer hat Ihnen weiter gesagt, daß ich, ohne die Eleganz der anmuthigen Wesen zu beneiden, die Sie umgeben, und die ich schon liebe, weil sie Sie lieben, mich immer durch eine unwillkürliche Vergleichung in Gegenwart derselben verlegen, beschämt fühlen würde? Wer hat Ihnen dieß gesagt, um immer daran zu denken, sie zu entfernen, wenn Sie mich hierher beschieden, mein Fräulein? Ja, wer endlich hat Ihnen alle die peinlichen und geheimen Empfindlichkeiten einer ausnahmsweisen Lage, wie die meinige, geoffenbaret? Wer hat sie Ihnen geoffenbaret? Ohne Zweifel Gott, er, der in seiner unendlichen Größe für die Schöpfung der Welten sorgt, und eben so väterlich mit dem armen, kleinen, im Grase verborgenen Insekte sich zu beschäftigen weiß. Und Sie wollen nicht, daß die Dankbarkeit eines Herzens, das Sie so gut errathen, sich seinerseits zur Wahrsagung dessen erhebt, was Ihnen schaden kann? Nein, nein, mein Fräulein, die Einen haben den Instinkt der Selbsterhaltung, die Andern . . . glücklicher . . . haben den Instinkt der Erhaltung derjenigen, die sie lieben. Diesen Instinkt hat

mir Gott gegeben. Man verräth Sie, sag' ich Ihnen, man verräth Sie!"

Und Mayeux, mit beseeltem Blicke, mit von der Gemüthsaufregung leicht gerötheten Wangen, betonte diese letzteren Worte so energisch, begleitete sie mit einer so bekräftigenden Geberde, daß das Fräulein von Cardoville, durch die schwungvollen Aeußerungen des jungen Mädchens bereits erschüttert, dahin kam, ihre Besorgnisse zu theilen. Ferner hatte das Fräulein von Cardoville, obgleich sie schon in der Lage gewesen, die höhere Intelligenz, den merkwürdigen Geist dieses armen Kindes aus dem Volke zu würdigen, Mayeux niemals mit solcher Beredsamkeit sich ausdrücken hören, zudem mit so rührender Beredsamkeit, deren Quelle im edelsten Gefühle lag. Dieser Umstand erhöhte noch den Eindruck, welchen Adriane fühlte. In dem Augenblicke, da sie der Mayeux antworten wollte, klopfte man an der Thüre des Salons, worin diese Scene Statt fand, und Florine trat ein. Die bestürzte Physiognomie ihrer Zofe gewahrend, sagte das Fräulein von Cardoville rasch zu ihr: „Nun denn, Florine, was giebt's Neues? Woher kommst Du, mein Kind?"

„Aus dem Hôtel Saint-Dizier, mein Fräulein."

„Und warum bist Du hingegangen?" fragte das Fräulein von Cardoville überrascht.

„Diesen Morgen hat Mademoiselle (und Florine wies auf Mayeux) ihren Argwohn, ihre Besorgnisse mir anvertraut; ich habe sie getheilt. Der Besuch des

Herrn Abbé von Aigrigny bei Herrn Rodin schien mir schon sehr bedeutsam; ich dachte, daß, wenn Herr Rodin seit einigen Tagen in das Hôtel Saint-Dizier sich begeben hätte, an seiner Verrätherei nicht mehr zu zweifeln wäre."

„In der That," erwiederte Adriane, immer besorgter, „nun denn?"

„Als das Fräulein mir die Ueberwachung des Ausräumens des Pavillons übertragen hatten, blieben mehrere Gegenstände dort; um mir die Wohnung öffnen zu lassen, mußte ich an Madame Grivois mich wenden; ich hatte also einen Vorwand, in das Hôtel zurückzukehren."

„Weiter, Florine, weiter?"

„Ich suchte Madame Grivois dahin zu bringen, über Herrn Rodin zu sprechen; aber dieß war vergebens."

„Sie mißtraute Ihnen, Mademoiselle," sagte Mayeux. „Dieß war zu erwarten."

„Ich fragte sie," fuhr Florine fort, „ob man Herrn Rodin seit einigen Tagen im Hôtel gesehen habe. Sie antwortete ausweichend. Dann, verzweifelnd etwas zu erfahren, verließ ich Madame Grivois, und damit mein Besuch keinen Verdacht errege, begab ich mich nach dem Pavillon; um die Ecke einer Allee biegend, wen seh' ich, einige Schritte von mir der kleinen Gartenthüre zuschreitend? Herrn Rodin, der ohne Zweifel auf diese Art unbemerkter fortzugehen glaubte."

„Mein Fräulein! Sie hören es, —" rief Mayeux

mit flehender Miene die Hände faltend aus, — „lassen Sie sich von der Augenscheinlichkeit überzeugen.“

„Er! bei der Prinzessin von Saint-Dizier, —“ rief das Fräulein von Cardoville aus, deren gewöhnlich so sanfter Blick plötzlich von heftiger Entrüstung blitzte; dann fügte sie mit leicht alterirter Stimme bei: „Fahr fort, Florine.“

„Bei Rodin's Anblickte blieb ich stehen, —“ erwiederte Florine, — „und alsogleich zurücktretend, erreichte ich ungesehen den Pavillon, und trat schnell in die kleine Hausflur der Straße. Ihre Fenster gehen neben der Gartenthüre hinaus; ich öffne sie, lasse die Sommerläden geschlossen; ich sehe einen Fiacker; er erwartete Herrn Rodin; denn einige Minuten danach steigt er ein, dem Kutscher zurufend: „„Straße Blanche, Nro. 39.““

„Zum Prinzen! —“ rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Ja, mein Fräulein.“

„In der That, Herr Rodin sollte ihn heute besuchen, —“ sagte Adriane nachdenkend.

„Kein Zweifel, daß er Sie verräth, mein Fräulein, er verräth auch den Prinzen, der wohl leichter, als Sie, sein Opfer werden wird.“

„Infamie! Infamie! Infamie! —“ rief plötzlich das Fräulein von Cardoville aufstehend aus, mit von schmerzlichem Zorne gekrampften Zügen. — „Eine solche Verrätherei! Ah! da möchte man an Allem zweifeln, da möchte man an sich selbst zweifeln.“

„O! mein Fräulein, — das ist erschreckend, nicht wahr? —" sagte Mayeux schaudernd.

„Dann aber, warum hat er mich gerettet, mich und die meinigen, und Anklage gegen den Abbé von Aigrigny erhoben? —" versetzte das Fräulein von Cardoville. — „In Wahrheit, da bleibt der Verstand stehen. Das ist ein Abgrund. O der Zweifel ist etwas Entsetzliches!"

„Zurückkehrend, —" sagte Florine, mit einem Blicke der Rührung und Ergebenheit auf ihre Gebieterin, — „hatte ich auf ein Mittel gedacht, welches dem Fräulein gestatten würde, sich zu überzeugen, was daran ist, aber es wäre dabei keine Minute zu versäumen."

„Was willst Du sagen?" — entgegnete Adriane, Florinen erstaunt anblickend.

„Herr Rodin wird bald bei dem Prinzen allein seyn. —" sagte Florine.

„Gewiß, —" versetzte Adriane.

„Jenes Treibhaus, das ich nach den Befehlen des Fräuleins herstellen ließ, hat seinen einzigen Ausgang durch eine kleine Thüre, die an eine kleine Straße stoßt; durch sie tritt der Gärtner täglich Morgens ein, um nicht durch die Gemächer zu gehen. Ist seine Arbeit einmal zu Ende, so kommt er den Tag über nicht wieder."

„Was willst Du sagen? Welchen Plan hast Du? —" fragte Adriane, Florinen immer erstaunter anblickend.

„Die Pflanzengebüsche sind dergestalt angelegt, daß es mir dünkt, man könnte, glaub' ich, selbst wenn der Rollvorhang, der das Spiegelglas verhüllen kann, wel-

ches den Salon vom Treibhause trennt, nicht herabgelassen wäre, ungesehen sich hinreichend nähern, um zu hören, was man in jenem Gemache spricht. Immer durch die Thüre des Treibhauses trat ich dieser Tage ein, um die Herrichtung desselben zu überwachen. Der Gärtner hatte einen Schlüssel, ich auch einen. Zum Glücke hab' ich ihm denselben noch nicht zurückgegeben. Bevor eine Stunde vergeht, können das Fräulein erfahren, woran Sie sich hinsichtlich Herrn Rodin's zu halten haben; denn, verräth er den Prinzen, verräth er auch das Fräulein."

„Was sagst Du? —" rief das Fräulein von Cardoville aus.

„Das Fräulein begeben sich sogleich mit mir fort; wir kommen an der Thüre der kleinen Straße an. Zu größerer Vorsicht geh' ich allein hinein, und wenn die Gelegenheit mir günstig scheint, komm' ich zurück."

„Spionerie, —" sagte das Fräulein von Cardoville mit Stolz, Florinen unterbrechend. — „Sie denken nicht daran."

„Um Vergebung, mein Fräulein, —" sagte das junge Mädchen, die Augen mit verwirrter und höchst betrübter Miene niederschlagend, — „einiger Verdacht bliebe in Ihnen zurück; dieses Mittel schien mir das einzige, welches ihn bestätigen oder vernichten kann."

„Sich erniedrigen bis zur Erlauerung eines Gespräches? niemals, —" entgegnete Adriane.

„Mein Fräulein, —" sagte plötzlich die seit einiger

Zeit nachdenkende Mayeux, — „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Mademoiselle Florine Recht hat, dieses Mittel ist peinlich. Aber nur dieses wird vielleicht für immer Ihre Meinung von Herrn Rodin feststellen. Und dann endlich, ungeachtet der Augenscheinlichkeit der Thatsachen, ungeachtet meiner Ahnungen, die fast Gewißheit sind, kann der überwältigendste Schein täuschen. Ich bin's, die zuerst Herrn Rodin bei Ihnen angeklagt hat. Ich würde mir's zeitlebens nicht verzeihen, ihn mit Unrecht beschuldiget zu haben. Gewiß ist es, so wie Sie sagten, mein Fräulein, peinlich zu spioniren, eine Unterredung zu belauern." Dann, mit einer heftigen und schmerzlichen Selbstüberwindung, setzte Mayeux hinzu, indem sie die Thränen der Scham zu verhalten suchte, welche ihre Augen umschleierten: „Jedoch, da es sich vielleicht darum handelt, Sie zu retten, mein Fräulein, denn wenn dieß eine Verrätherei ist, ist die Zukunft schrecklich, will ich, wenn Sie wollen, an Ihrer Stelle gehen, und . . ."

„Kein Wort mehr, ich bitte Sie darum, —" rief das Fräulein von Cardoville aus, Mayeux unterbrechend. — „Ich sollte Sie thun lassen, meine arme Freundin, und lediglich in meinem Interesse, was mir entwürdigend scheint? Niemals!" Dann, zu Florinen gewendet: „Geh und ersuche Herrn von Bonneville, sogleich meinen Wagen anspannen zu lassen."

„Sie willigen ein! —" rief Florine, die Hände faltend, aus, ohne ihre Freude zu verhalten zu suchen, und auch ihre Augen wurden thränenfeucht.

„Ja, ich willige ein, —“ antwortete Adriane mit bewegter Stimme, — „wenn dieß ein Krieg ist, ein erbitterter Krieg, den man gegen mich führen will, muß man sich darauf vorbereiten, und im Grunde wäre es Schwäche und Einfältigkeit, nicht auf seiner Hut zu seyn. Gewiß, dieser Schritt ist mir zuwider, er fällt mir schwer; aber er ist das einzige Mittel, dadurch dem Verdachte ein Ende zu machen, der für mich eine beständige Qual wäre, und vielleicht großen Uebeln zuvorzukommen. Ferner kann, aus sehr wichtigen Gründen, diese Unterredung des Herrn Rodin und des Prinzen Djalma, für mich vielleicht doppelt entscheidend werden, in Bezug auf das Vertrauen oder auf den unerbittlichen Haß, womit ich gegen Herrn Rodin erfüllt seyn werde. Also schnell, Florine, einen Mantel, einen Hut und meinen Wagen, Du wirst mich begleiten. Sie, meine Freundin, erwarten mich hier, ich bitte Sie, —“ fügte sie bei, zur Mayeux gewendet. Eine halbe Stunde nach dieser Unterredung, hielt Adrianens Wagen, wie man gesehen hat, an der kleinen Gartenthüre der Straße Blanche. Florine trat in das Treibhaus, und kam bald zurück, um ihrer Gebieterin zu sagen: „Der Rollvorhang ist herabgelassen, mein Fräulein, Herr Rodin so eben in den Salon getreten, worin sich der Prinz befindet.“

Das Fräulein von Cardoville wohnte also unsichtbar der folgenden Scene an, die zwischen Rodin und Djalma Statt fand.

Sechzehntes Kapitel.

Der Brief.

Einige Augenblicke vor dem Eintritte des Fräuleins von Cardoville in das Treibhaus, war Rodin von Faringhea bei dem Prinzen eingeführt worden, der, noch unter der Gewalt jener leidenschaftlichen Aufregung, in welche die Worte des Mestizen ihn versetzt hatten, die Ankunft des Jesuiten nicht zu bemerken schien. Dieser, betroffen über die Beseelung von Djalma's Zügen, über seine fast verwirrte Miene, machte Faringhea ein fragendes Zeichen, der gleichfalls heimlich und auf folgende sinnbildliche Art antwortete: Nachdem er seinen Zeigefinger auf sein Herz und seine Stirne gelegt hatte, wies er mit dem Finger auf die feurige Kohlengluth, die im Kamine brannte; diese Pantomine bezeichnete, daß der Kopf und das Herz Djalma's in Flammen ständen. Rodin verstand ihn ohne Zweifel; denn ein unmerkbares Lächeln der Befriedigung zuckte über seine bleichen Lippen; dann sagte er ganz laut zu Faringhea: „Ich wünsche mit dem Prinzen allein zu seyn; lassen Sie den Rollvorhang herab, und wachen Sie, damit wir nicht unterbrochen werden."

Der Mestize verbeugte sich, berührte eine neben dem Spiegelglase ohne Folie angebrachte Feder, und dieses ging in die Dicke der Mauer in dem Maße, als der Rollvorhang sich senkte; noch einmal sich verbeugend, verließ der Mestize den Salon. Kurze Zeit nach seiner

Entfernung also, kamen das Fräulein von Cardoville und Florine im Treibhause an, das von dem Gemache, worin Djalma sich befand, nur mehr durch das durchsichtige Gewebe des weißseidenen, mit großen farbigen Vögeln gestickten Rollvorhanges getrennt war. Das Geräusch der Thüre, welche Faringhea hinausgehend schloß, schien den jungen Indier an sich zu erinnern; seine noch leicht bewegten Züge zeigten jedoch wieder den gewöhnlichen Ausdruck von Ruhe und Sanftmuth; er schauderte, fuhr mit der Hand über seine Stirne, blickte um sich, wie aus einem tiefen Traume erwachend, dann sich Rodin mit eben so achtungsvoller als verwirrter Miene nähernd, sagte er zu ihm, indem er von einem Ausdrucke Gebrauch machte, der seinen Landsleuten gegen die Greise eigen ist. „Um Vergebung, mein Vater."

Und immer nach der Gewohnheit der jungen Leute gegen die Greise, voll Ehrerbietung, wollte er Rodin's Hand fassen, um sie an seine Lippen zu drücken, eine Ehrfurchtsbezeigung, gegen welche der Jesuit, einen Schritt zurücktretend, sich sträubte.

„Und worüber bitten Sie mich um Vergebung, mein lieber Prinz?" sagte er zu Djalma.

„Als Sie eintraten, war ich in Gedanken versunken; ich bin Ihnen nicht sogleich entgegen gekommen. Noch einmal um Vergebung, mein Vater."

„Und ich vergebe Ihnen von Neuem, mein lieber

Prinz; aber plaudern wir, wenn Sie wollen; nehmen Sie wieder Ihren Platz auf diesem Canapé, und selbst Ihre Pfeife, wenn Sie Lust dazu fühlen."

Aber Djalma, anstatt der Einladung Rodin's zu folgen, und sich nach seiner Gewohnheit, auf den Divan hinzustrecken, setzte sich in einen Armstuhl, ungeachtet der dringenden Bitten des Alten mit dem guten Herzen, wie er den Jesuiten nannte.

„In der That, Ihre Formalitäten betrüben mich sehr, mein lieber Prinz," sagte Rodin zu ihm, "Sie sind hier zu Hause, tief in Indien, oder wenigstens wünschen wir, daß Sie dort zu seyn glauben möchten."

„Viele Dinge hier erinnern mich an meine Heimath," erwiederte Djalma mit sanfter und ernster Stimme. „Ihre Güte erinnert mich an meinen Vater, und an denjenigen, der ihn bei mir ersetzt hat," fügte der Indier bei, an den Marschall Simon denkend, dessen Ankunft man ihm bisher, aus gewissen Gründen, nicht mitgetheilt hatte. Nach kurzem Schweigen fuhr er in einem Tone voll Hingebung fort, Rodin seine Hand reichend. „Sie sind da! Ich bin glücklich."

„Ich begreife Ihre Freude, mein lieber Prinz, denn ich komme, Ihrer Gefangenschaft ein Ende zu machen. Ihren Käfig zu öffnen. Ich hatte Sie gebeten, sich dieser kleinen freiwilligen Abschließung zu unterwerfen, durchaus in Ihrem Interesse."

„Werde ich morgen ausgehen können?"

„Heute noch, mein lieber Prinz."

Der junge Indier dachte einen Augenblick nach, und versetzte: „Ich habe Freunde, weil ich hier in diesem Palaste bin, der nicht mein gehört?“

„So ist's. Sie haben Freunde, vortreffliche Freunde,—“ antwortete Rodin. Bei diesen Worten schien Djalma's Antlitz sich noch zu verschönern. Die edelsten Gesinnungen prägten sich plötzlich in dieser beweglichen und reizenden Physiognomie aus; seine großen schwarzen Augen wurden etwas feucht; nach kurzem Schweigen stand er auf, und sagte zu Rodin mit bewegter Stimme: „Kommen Sie.“

„Wohin, lieber Prinz? —“ fragte der Andere erstaunt.

„Meinen Freunden zu danken, ich habe drei Tage gewartet; das ist lang.“

„Erlauben Sie, lieber Prinz, erlauben Sie, ich habe Ihnen in dieser Beziehung sehr vieles zu sagen; wollen Sie sich gefälligst wieder setzen.“

Djalma setzte sich wieder gefügig in seinen Armstuhl. Rodin fuhr fort: „Es ist wahr, Sie haben Freunde, oder vielmehr sie haben einen Freund; die Freunde sind selten.“

„Aber Sie?“

„Richtig, Sie haben also zwei Freunde, mein lieber Prinz, mich den Sie kennen, und einen Andern, den Sie nicht kennen, und der Ihnen unbekannt zu bleiben wünscht.“

„Warum?“

„Warum? —" antwortete Rodin, einen Augenblick verlegen, — „weil das Glück, welches er fühlt, Ihnen Beweise seiner Freundschaft zu geben, weil seine Ruhe an dieses Geheimniß geknüpft sind."

„Warum sich verbergen, wenn man Gutes thut?"

„Bisweilen um das Gute zu verbergen, das man thut, mein lieber Prinz."

„Ich benütze diese Freundschaft; warum sich vor mir verbergen?"

Die wiederholten warum des jungen Indiers, schienen Rodin ziemlich zu beirren, der jedoch entgegnete: „Ich hab' es Ihnen gesagt, lieber Prinz, Ihr geheimer Freund würde vielleicht seine Ruhe bloßgestellt sehen, wenn er bekannt wäre."

„Wenn er bekannt wäre, als mein Freund?"

„So ist's, lieber Prinz."

Djalma's Züge nahmen alsogleich einen Ausdruck trauriger Würde an; stolz hob er seinen Kopf empor, und sagte mit hochmüthigem und strengem Tone: „Da dieser Freund sich verbirgt, so geschieht es, weil er über mich erröthet, oder weil ich über ihn erröthen muß. Ich nehme Gastfreundschaft nur von Leuten an, deren ich würdig bin, oder die meiner würdig sind; ich verlasse dieses Haus."

Also sprechend, stand Djalma so entschlossen auf, daß Rodin ausrief: „Aber hören sie mich nur an, mein lieber Prinz. Sie sind, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen; von einer unglaublichen Heftigkeit und

Empfindlichkeit. Obgleich wir gesucht haben, Sie an Ihre schöne Heimath zu erinnern, so sind wir doch hier im Herzen von Europa, im Herzen von Frankreich, im Herzen von Paris; diese Erwägung muß Ihre Art, zu sehen, ein wenig ändern; ich beschwöre Sie darum, hören Sie mich an.“

Djalma, trotz seiner völligen Unwissenheit hinsichtlich gewisser socialer Uebereinkünfte, besaß zu viel gesunden Verstand, zu viel Geradheit, um sich nicht der Vernunft zu fügen, wenn sie ihm vernünftig schien; Rodin's Worte beruhigten ihn. Mit jener treuherzigen Bescheidenheit, womit die Naturen voll Kraft und Großmuth fast immer begabt sind, antwortete er sanft: „Mein Vater, Sie haben Recht, ich bin nicht mehr in meinem Lande; hier sind die Gewohnheiten verschieden; ich will nachdenken.“

Trotz seiner List und Ränkegewandtheit, wurde Rodin doch bisweilen durch das wilde Verfahren und durch das Unvorhergesehene der Ideen des jungen Indiers, aus der Fassung gebracht. Daher sah er ihn, zu seiner großen Bestürzung, einige Minuten lang nachsinnen, wonach Djalma mit einem ruhigen, aber fest überzeugten Tone fortfuhr: „Ich hab' Ihnen gehorcht, ich habe nachgedacht, mein Vater.“

„Nun denn, mein lieber Prinz.“

„In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwande, soll ein Mann von Ehre, der Freundschaft für einen andern Mann von Ehre fühlt, sie verheimlichen.“

„Warum? —" antwortete Rodin, einen Augenblick verlegen, — „weil das Glück, welches er fühlt, Ihnen Beweise seiner Freundschaft zu geben, weil seine Ruhe an dieses Geheimniß geknüpft sind."

„Warum sich verbergen, wenn man Gutes thut?"

„Bisweilen um das Gute zu verbergen, das man thut, mein lieber Prinz."

„Ich benütze diese Freundschaft; warum sich vor mir verbergen?"

Die wiederholten warum des jungen Indiers, schienen Rodin ziemlich zu beirren, der jedoch entgegnete: „Ich hab' es Ihnen gesagt, lieber Prinz, Ihr geheimer Freund würde vielleicht seine Ruhe bloßgestellt sehen, wenn er bekannt wäre."

„Wenn er bekannt wäre, als mein Freund?"

„So ist's, lieber Prinz."

Djalma's Züge nahmen alsogleich einen Ausdruck trauriger Würde an; stolz hob er seinen Kopf empor, und sagte mit hochmüthigem und strengem Tone: „Da dieser Freund sich verbirgt, so geschieht es, weil er über mich erröthet, oder weil ich über ihn erröthen muß. Ich nehme Gastfreundschaft nur von Leuten an, deren ich würdig bin, oder die meiner würdig sind; ich verlasse dieses Hans."

Also sprechend, stand Djalma so entschlossen auf, daß Rodin ausrief: „Aber hören sie mich nur an, mein lieber Prinz. Sie sind, erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen; von einer unglaublichen Heftigkeit und

Empfindlichkeit. Obgleich wir gesucht haben, Sie an Ihre schöne Heimath zu erinnern, so sind wir doch hier im Herzen von Europa, im Herzen von Frankreich, im Herzen von Paris; diese Erwägung muß Ihre Art, zu sehen, ein wenig ändern; ich beschwöre Sie darum, hören Sie mich an."

Djalma, trotz seiner völligen Unwissenheit hinsichtlich gewisser socialer Uebereinkünfte, besaß zu viel gesunden Verstand, zu viel Geradheit, um sich nicht der Vernunft zu fügen, wenn sie ihm vernünftig schien; Rodin's Worte beruhigten ihn. Mit jener treuherzigen Bescheidenheit, womit die Naturen voll Kraft und Großmuth fast immer begabt sind, antwortete er sanft: „Mein Vater, Sie haben Recht, ich bin nicht mehr in meinem Lande; hier sind die Gewohnheiten verschieden; ich will nachdenken."

Trotz seiner List und Ränkegewandtheit, wurde Rodin doch bisweilen durch das wilde Verfahren und durch das Unvorhergesehene der Ideen des jungen Indiers, aus der Fassung gebracht. Daher sah er ihn, zu seiner großen Bestürzung, einige Minuten lang nachsinnen, wonach Djalma mit einem ruhigen, aber fest überzeugten Tone fortfuhr: „Ich hab' Ihnen gehorcht, ich habe nachgedacht, mein Vater."

„Nun denn, mein lieber Prinz."

„In keinem Lande der Welt, unter keinem Vorwande, soll ein Mann von Ehre, der Freundschaft für einen andern Mann von Ehre fühlt, sie verheimlichen."

„Aber wenn es mit Gefahr für ihn verbunden ist, diese Freundschaft zu gestehen, —“ sagte Rodin, über die Wendung, welche das Gespräch nahm, sehr beunruhigt.

Djalma schaute den Jesuiten mit einem geringschätzigen Erstaunen an, und erwiderte nichts.

„Ich begreife Ihr Schweigen, mein lieber Prinz; ein muthiger Mann muß der Gefahr trotzen, es mag seyn; aber wenn Sie es wären, dem die Gefahr drohte, im Falle der Entdeckung dieser Freundschaft, würde dieser Mann von Ehre nicht zu entschuldigen, ja selbst zu loben seyn, unbekannt bleiben zu wollen?

„Ich nehme nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihm aus Feigheit zu verläugnen.“

„Lieber Prinz, hören Sie mich an.“

„Adieu, mein Vater.“

„Denken Sie nach.“

„Ich habe gesprochen,“ versetzte Djalma mit einem kurzen und fast souvrainen Tone, zur Thüre gehend.

„Ei! mein Gott! wenn von einer Frau die Rede wäre! —“ rief Rodin aus, auf's Aeußerste gedrängt, und ihm nacheilend; denn er fürchtete wirklich, Djalma möchte das Haus verlassen, und somit alle seine Anschläge rettungslos vereiteln. Bei Rodin's letzten Worten blieb der Indier rasch stehen.

„Eine Frau? —“ fragte er bebend und erröthend, — „von einer Frau ist die Rede?“

„Nun denn ja! Wenn von einer Frau die Rede wäre,“ fuhr Rodin fort, „würden Sie ihre Zurückhal-

tung, das Geheimniß begreifen, womit sie die Beweise der Zuneigung zu umgeben genöthigt ist, die sie Ihnen zu bethätigen wünscht?"

„Eine Frau?" wiederholte Djalma mit zitternder Stimme, die Hände mit Anbetung faltend. Und sein entzückendes Antlitz drückte ein tiefes, unaussprechliches Ergriffenseyn aus. „Eine Frau?" fragte er wieder, „eine Pariserin?"

„Ja, mein lieber Prinz, weil sie mich denn zu dieser Indiscretion zwingen, muß ich es Ihnen wohl gestehen; es ist die Rede von einer verehrungswürdigen Pariserin, von einer würdigen Matrone voll Tugenden, und deren hohes Alter Ihre ganze Ehrfurcht verdient."

„Sie ist sehr alt?" rief der arme Djalma aus, dessen reizender Traum plötzlich verschwand.

„Sie möchte einige Jahre älter seyn, als ich," antwortete Rodin mit einem sardonischen Lächeln, in der Erwartung, den jungen Mann eine Art komischen Aergers oder zornigen Leidwesens ausdrücken zu sehen. Nichts von dem geschah. Der verliebten, leidenschaftlichen Begeisterung, welche einen Augenblick in den Zügen des Prinzen geleuchtet hatte, folgte ein ehrerbietiger und rührender Ausdruck; er schaute Rodin weichgestimmt an, und sagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Diese Frau ist also für mich eine Mutter?"

Es ist unmöglich, zu schildern, mit welcher zugleich frommen, melancholischen und zärtlichen Anmuth der Indier das Wort betonte: eine Mutter!

„Aber wenn es mit Gefahr für ihn verbunden ist, diese Freundschaft zu gestehen, —“ sagte Rodin, über die Wendung, welche das Gespräch nahm, sehr beunruhigt.

Djalma schaute den Jesuiten mit einem geringschätzigen Erstaunen an, und erwiderte nichts.

„Ich begreife Ihr Schweigen, mein lieber Prinz; ein muthiger Mann muß der Gefahr trotzen, es mag seyn; aber wenn Sie es wären, dem die Gefahr drohte, im Falle der Entdeckung dieser Freundschaft, würde dieser Mann von Ehre nicht zu entschuldigen, ja selbst zu loben seyn, unbekannt bleiben zu wollen?

„Ich nehme nichts von einem Freunde an, der mich für fähig hält, ihm aus Feigheit zu verläugnen.“

„Lieber Prinz, hören Sie mich an.“

„Adieu, mein Vater.“

„Denken Sie nach.“

„Ich habe gesprochen,“ versetzte Djalma mit einem kurzen und fast souvrainen Tone, zur Thüre gehend.

„Ei! mein Gott! wenn von einer Frau die Rede wäre! —“ rief Rodin aus, auf's Aeußerste gedrängt, und ihm nacheilend; denn er fürchtete wirklich, Djalma möchte das Haus verlassen, und somit alle seine Anschläge rettungslos vereiteln. Bei Rodin's letzten Worten blieb der Indier rasch stehen.

„Eine Frau? —“ fragte er bebend und erröthend, — „von einer Frau ist die Rede?“

„Nun denn ja! Wenn von einer Frau die Rede wäre,“ fuhr Rodin fort, „würden Sie ihre Zurückhal-

tung, das Geheimniß begreifen, womit sie die Beweise der Zuneigung zu umgeben genöthigt ist, die sie Ihnen zu bethätigen wünscht?"

„Eine Frau?" wiederholte Djalma mit zitternder Stimme, die Hände mit Anbetung faltend. Und sein entzückendes Antlitz drückte ein tiefes, unaussprechliches Ergriffenseyn aus. „Eine Frau?" fragte er wieder, „eine Pariserin?"

„Ja, mein lieber Prinz, weil sie mich denn zu dieser Indiscretion zwingen, muß ich es Ihnen wohl gestehen; es ist die Rede von einer verehrungswürdigen Pariserin, von einer würdigen Matrone voll Tugenden, und deren hohes Alter Ihre ganze Ehrfurcht verdient."

„Sie ist sehr alt?" rief der arme Djalma aus, dessen reizender Traum plötzlich verschwand.

„Sie möchte einige Jahre älter seyn, als ich," antwortete Rodin mit einem sardonischen Lächeln, in der Erwartung, den jungen Mann eine Art komischen Aergers oder zornigen Leidwesens ausdrücken zu sehen. Nichts von dem geschah. Der verliebten, leidenschaftlichen Begeisterung, welche einen Augenblick in den Zügen des Prinzen geleuchtet hatte, folgte ein ehrerbietiger und rührender Ausdruck; er schaute Rodin weichgestimmt an, und sagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Diese Frau ist also für mich eine Mutter?"

Es ist unmöglich, zu schildern, mit welcher zugleich frommen, melancholischen und zärtlichen Anmuth der Indier das Wort betonte: eine Mutter!

„Sie haben es gesagt, mein lieber Prinz, diese achtungswerthe Dame will eine Mutter für Sie seyn. Aber ich kann Ihnen die Ursache ihrer Zuneigung für Sie nicht offenbaren. Nur ist, glauben Sie mir, diese Zuneigung aufrichtig; die Ursache davon ist ehrenvoll; wenn ich Ihnen dieses Geheimniß nicht sage, so geschieht es, weil bei uns die Geheimnisse der Frauen, der jungen oder alten, heilig sind."

„Das ist recht, und ihr Geheimniß wird mir heilig seyn; ohne sie zu sehen, werde ich sie mit Ehrerbietung lieben. So liebt man Gott, ohne ihn zu sehen."

„Nun, lieber Prinz, lassen Sie mich Ihnen sagen, was die Absichten Ihrer mütterlichen Freundin sind. Dieses Haus wird stets zu Ihrer Verfügung bleiben, wenn es Ihnen darin gefällt; französische Dienerschaft, ein Wagen und Pferde werden Ihnen zu Diensten stehen; man wird die Rechnungen Ihres Hauses übernehmen. Ferner, da ein Königssohn königlich leben soll, hab' ich im anstoßenden Zimmer eine Schatulle gelassen, fünfhundert Louisd'or enthaltend; in jedem Monate wird Ihnen eine gleiche Summe ausbezahlt werden; wenn Sie Ihnen zu dem nicht genügt, was wir Ihr Taschengeld nennen, werden Sie mir es sagen, und man wird es vermehren."

Auf eine Bewegung Djalma's, beeilte sich Rodin beizufügen: „Ich muß Ihnen sogleich sagen, mein lieber Prinz, daß Ihr Zartgefühl vollkommen ruhig seyn darf. Zuvörderst nimmt man von einer Mutter Alles an,

dann, da Sie ungefähr in drei Monaten im Besitze einer ungeheuern Erbschaft seyn werden, wird es Ihnen leicht seyn, wenn diese Verbindlichkeit Sie drückt (und im höchsten Anschlage wird sich die Summe kaum auf vier- oder fünftausend Louisd'or belaufen), wird es Ihnen leicht seyn, diese Vorschüsse zurückzubezahlen; sparen Sie also nicht, genügen Sie allen Ihren Phantasien, man wünscht, daß Sie in der vornehmsten Welt von Paris erscheinen möchten, wie der Sohn eines Königs, genannt der Vater des Großmüthigen. Also, noch einmal, ich beschwöre Sie darum, lassen Sie sich von keinem falschen Zartgefühle abhalten; wenn Ihnen diese Summe nicht genügt —"

„Werde ich mehr verlangen; meine Mutter hat Recht, ein Königssohn soll königlich leben."

Dieß war die Antwort, welche der Indier gab, mit einer vollkommenen Einfalt, ohne über diese prächtigen Anerbietungen im Mindesten erstaunt zu seyn; und so mußte es seyn: Djalma hätte gethan, was man für ihn that; denn man kennt die Erzählungen von der verschwenderischen Pracht und der glänzenden Gastfreundschaft der indischen Fürsten. Djalma war eben so gerührt als dankbar, da er vernahm, daß eine Frau ihn mit mütterlicher Zuneigung liebte. Den Luxus betreffend, womit sie ihn umgeben wollte, nahm er ihn ohne Ueberraschung und ohne Bedenken an. Diese Resignation war eine weitere Widerwärtigkeit für Rodin, der mehrere vortreffliche Beweisgründe vorbereitet hatte, um den Indier zur Annahme zu bewegen.

„Sie haben es gesagt, mein lieber Prinz, diese achtungswerthe Dame will eine Mutter für Sie seyn. Aber ich kann Ihnen die Ursache ihrer Zuneigung für Sie nicht offenbaren. Nur ist, glauben Sie mir, diese Zuneigung aufrichtig; die Ursache davon ist ehrenvoll; wenn ich Ihnen dieses Geheimniß nicht sage, so geschieht es, weil bei uns die Geheimnisse der Frauen, der jungen oder alten, heilig sind.“

„Das ist recht, und ihr Geheimniß wird mir heilig seyn; ohne sie zu sehen, werde ich sie mit Ehrerbietung lieben. So liebt man Gott, ohne ihn zu sehen.“

„Nun, lieber Prinz, lassen Sie mich Ihnen sagen, was die Absichten Ihrer mütterlichen Freundin sind. Dieses Haus wird stets zu Ihrer Verfügung bleiben, wenn es Ihnen darin gefällt; französische Dienerschaft, ein Wagen und Pferde werden Ihnen zu Diensten stehen; man wird die Rechnungen Ihres Hauses übernehmen. Ferner, da ein Königssohn königlich leben soll, hab' ich im anstoßenden Zimmer eine Schatulle gelassen, fünfhundert Louisd'or enthaltend; in jedem Monate wird Ihnen eine gleiche Summe ausbezahlt werden; wenn Sie Ihnen zu dem nicht genügt, was wir Ihr Taschengeld nennen, werden Sie mir es sagen, und man wird es vermehren.“

Auf eine Bewegung Djalma's, beeilte sich Rodin beizufügen: „Ich muß Ihnen sogleich sagen, mein lieber Prinz, daß Ihr Zartgefühl vollkommen ruhig seyn darf. Zuvörderst nimmt man von einer Mutter Alles an,

dann, da Sie ungefähr in drei Monaten im Besitze einer ungeheuern Erbschaft seyn werden, wird es Ihnen leicht seyn, wenn diese Verbindlichkeit Sie drückt (und im höchsten Anschlage wird sich die Summe kaum auf vier- oder fünftausend Louisd'or belaufen), wird es Ihnen leicht seyn, diese Vorschüsse zurückzubezahlen; sparen Sie also nicht, genügen Sie allen Ihren Phantasien, man wünscht, daß Sie in der vornehmsten Welt von Paris erscheinen möchten, wie der Sohn eines Königs, genannt der Vater des Großmüthigen. Also, noch einmal, ich beschwöre Sie darum, lassen Sie sich von keinem falschen Zartgefühle abhalten; wenn Ihnen diese Summe nicht genügt —"

„Werde ich mehr verlangen; meine Mutter hat Recht, ein Königssohn soll königlich leben."

Dieß war die Antwort, welche der Indier gab, mit einer vollkommenen Einfalt, ohne über diese prächtigen Anerbietungen im Mindesten erstaunt zu seyn; und so mußte es seyn: Djalma hätte gethan, was man für ihn that; denn man kennt die Erzählungen von der verschwenderischen Pracht und der glänzenden Gastfreundschaft der indischen Fürsten. Djalma war eben so gerührt als dankbar, da er vernahm, daß eine Frau ihn mit mütterlicher Zuneigung liebte. Den Luxus betreffend, womit sie ihn umgeben wollte, nahm er ihn ohne Ueberraschung und ohne Bedenken an. Diese Resignation war eine weitere Widerwärtigkeit für Rodin, der mehrere vortreffliche Beweisgründe vorbereitet hatte, um den Indier zur Annahme zu bewegen.

„Darüber sind wir also im Reinen, mein lieber Prinz," bemerkte der Jesuit; „nun, da Sie die Welt sehen, und durch die beste Thüre, wie wir sagen, in dieselbe treten müssen, wird einer von den Freunden Ihrer mütterlichen Gönnerin, der Herr Graf von Montbron, ein Greis voll Erfahrung, und der höchsten Gesellschaft angehörend, Sie in der Elite der Pariserhäuser vorstellen."

„Warum stellen nicht Sie mich darin vor, Sie, mein Vater?" „Ach! mein lieber Prinz, sehen Sie mich nur an, sagen Sie, ob dieß für mich passend wäre. Nein, nein, ich lebe allein und zurückgezogen. Und dann," fügte Rodin nach kurzem Schweigen bei, auf den jungen Prinzen einen durchdringenden, aufmerksamen und neugierigen Blick heftend, wie wenn er ihn einer Art von Prüfung über die folgenden Worte hätte unterwerfen wollen, „und dann, sehen Sie, Herr von Montbron wird besser im Stande seyn, in der Welt, wohin er geht, Sie über die Fallen zu belehren, die man Ihnen stellen könnte. Denn wenn Sie Freunde haben, haben Sie auch Feinde. Sie wissen es, niederträchtige Feinde, die auf eine infame Weise Ihr Vertrauen mißbraucht, die Ihrer gespottet haben. Und da leider ihre Macht ihrer Schlechtheit gleicht, wäre es vielleicht vorsichtiger von Ihrer Seite, zu suchen sie zu vermeiden, sie zu fliehen, anstatt ihnen Aug' in Auge zu widerstehen."

Bei der Erinnerung an seine Feinde, bei dem Ge-

danken, sie zu fliehen, schauderte Djalma an seinem ganzen Leibe; seine Züge nahmen plötzlich eine erdfahle Blässe an; seine übermäßig aufstarrenden Augen, deren Apfel einen weißen Kreis bildete, funkelten von düsterem Feuer; nie brachen Verachtung, Haß, Rachedurst, in einem menschlichen Antlitze schrecklicher los. Seine blutrothe Oberlippe, welche seine kleinen weißen und zusammengepreßten Zähne sehen ließ, stülpte sich beweglich, krampfhaft, und verlieh seiner kurz zuvor so anmuthigen Physiognomie, einen Ausdruck von so thierischer Wildheit, daß Rodin von seinem Stuhle sich erhob, und ausrief: „Was fehlt Ihnen, Prinz? Sie erschrecken mich."

Djalma antwortete nicht; halb über seinen Stuhl geneigt, seine beiden wuthgekrampften Hände aufeinanderstützend, schien er sich an einen von den Armen des Stuhles zu klammern, aus Furcht, einem Anfalle von entsetzlicher Wuth nachzugeben. In diesem Momente wollte der Zufall, daß die Ambraspitze des Houkarohres unter seine Füsse gerollt war; die heftige Spannung, welche alle Nerven des Indiers zusammenzog, war so gewaltig; er besaß, ungeachtet seiner Jugend und seines unscheinbaren Aeußern, eine solche Kraft, daß er mit einer raschen Bewegung den Ambraspitz, ungeachtet dessen äußerster Härte, zu Staub zermalmte.

„Aber um's Himmelswillen, was fehlt Ihnen, Prinz?" rief Rodin aus.

„So werde ich meine niederträchtigen Feinde ver-

nichten," rief Djalma aus, mit drohendem und flammenden Blicke.

Dann, wie wenn seine Worte seine Wuth auf's Aeußerste gestachelt hätten, sprang er von seinem Stuhle auf, und durchrannte mit wilden Augen einige Secunden lang den Salon nach allen Richtungen hin und her, von Zeit zu Zeit eine Art rauhen Geschreies ausstossend, das er zu ersticken suchte, indem er seine beiden geballten Fäuste an seinen Mund hielt, während seine Kinnlade krampfhaft zitterte. Dieß war die ohnmächtige Wuth des wilden, von Blutsucht gespornten Thieres. Der junge Indier besaß also eine große und wilde Schönheit; man fühlte, daß diese göttlichen Triebe von blutgieriger Gluth und blinder Unerschrockenheit, sodann zu dieser Höhe gesteigert durch den Schrecken der Verrätherei und der Feigheit, sobald sie auf den Krieg oder auf jene riesigen Jagden Indiens angewendet wurden, die noch mördischer sind, als die Schlacht, aus Djalma machen mußten, was er war: einen Helden. Rodin bewunderte mit großer und hämischer Freude den aufbrausenden Ungestüm der Leidenschaften dieses jungen Indiers, die, unter gegebenen Umständen, schreckliche Ausbrüche machen mußten. Plötzlich, zum großen Erstaunen des Jesuiten, legte sich dieser Sturm. Djalma's Wuth schwand fast augenblicklich, weil das Nachdenken ihm bald das Vergebliche derselben wies. Dann, wegen dieses kindischen Aufbrausens sich schämend, schlug er die Augen nieder. Sein Gesicht blieb bleich und

düster; hierauf sagte er zu Rodin, mit einer kalten Ruhe, die noch furchtbarer war, als der Ungestüm, zu dem er so eben sich hatte hinreissen lassen: „Mein Vater, Sie werden mich heute meinen Feinden unter die Augen führen.“

„Und zu welchem Zwecke, mein lieber Prinz? Was wollen Sie?“

„Diese Niederträchtigen tödten!“

„Sie tödten!!! Sie denken nicht daran.“

„Faringhea wird mir helfen.“

„Noch einmal, bedenken Sie doch, daß Sie hier nicht an den Ufern des Ganges sind, wo man seinen Feind tödtet, wie man einen Tiger auf der Jagd tödtet.“

„Man schlägt sich mit einem loyalen Feinde, einen Verräther tödtet man wie einen verfluchten Hund,“ erwiederte Djalma mit eben so viel Ueberzeugung als Ruhe.

„Ah! Prinz, Sie, dessen Vater der Vater des Großmüthigen genannt worden ist,“ entgegnete Rodin mit ernster Stimme, „welche Freude werden Sie daran haben, eben so niederträchtige als böse Geschöpfe zu züchtigen?“

„Gefährliches zu vernichten, ist eine Pflicht.“

„Also... Prinz... die Rache?“

„Ich räche mich an keiner Schlange,“ sagte der Indier mit bitterem Stolze, „ich vernichte sie.“

„Aber, mein lieber Prinz, hier schafft man sich seine Feinde nicht auf solche Art vom Halse, wenn man sich über sie zu beschweren hat.“

„Weiber und Kinder beschweren sich," versetzte Djalma, Rodin unterbrechend, „Männer schlagen d'rein."

„Wohl an den Ufern des Ganges, mein lieber Prinz; aber nicht hier. Hier nimmt der Staat Ihre Angelegenheit zur Hand, prüft sie, entscheidet darüber, und straft, wenn Grund dazu da ist."

„Als beleidigter Theil bin ich Richter und Nachrichter."

„Hören Sie mich gefälligst an: Sie sind den schändlichen Fallen Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun denn! gesetzt, daß dieß in Folge der Hingebung der verehrungswürdigen Frau geschehen wäre, welche für Sie die Zärtlichkeit einer Mutter fühlt; wenn sie nun ihre Begnadigung von Ihnen erbäte, sie, die Sie von denselben errettet hat, was würden Sie thun?"

Der Indier senkte den Kopf, und verweilte einige Augenblicke, ohne zu antworten. Diese Unschlüssigkeit benützend, fuhr Rodin fort: „Ich könnte Ihnen sagen: Prinz, ich kenne Ihre Feinde; aber aus Furcht, daß Sie irgend eine schreckliche Unvorsichtigkeit begehen möchten, werde ich Ihnen ihre Namen für immer verschweigen. Wohlan, nein, ich schwöre Ihnen, daß wenn die achtungswerthe Person, welche Sie wie einen Sohn liebt, es für recht und nützlich hält, daß ich Ihnen diese Namen sage, werde ich sie Ihnen sagen, doch bis zu ihrer Aeußerung hierüber schweigen."

Djalma blickte Rodin mit düsterer und zorniger Miene an. In diesem Momente trat Faringhea ein,

und sagte zu Rodin: „Ein Mann, Ueberbringer eines Briefes, ist in Ihre Wohnung gegangen. Man hat ihm gesagt, daß Sie hier wären. Er ist gekommen. Soll ich diesen Brief annehmen? Er sagt, daß er aus Auftrag des Herrn Abbé von Aigrigny ...“

„Gewiß,“ entgegnete Rodin; dann fügte er hinzu: „wenn der Prinz es erlaubt.“

Djalma nickte mit dem Kopfe. Faringhea ging hinaus.

„Sie verzeihen, lieber Prinz, ich erwartete diesen Morgen einen sehr wichtigen Brief; da er lange ausblieb, und ich nicht unterlassen wollte, Sie zu besuchen, hab' ich zu Hause befohlen, mir diesen Brief hierher zu senden.“

Einige Momente danach, kam Faringhea wieder mit einem Briefe, den er Rodin übergab; hierauf entfernte sich der Mestize.

Siebenzehntes Kapitel.

Adriane und Djalma.

Als Faringhea den Salon verlassen hatte nahm Rodin den Brief des Abbé von Aigrigny mit der einen Hand, und schien mit der andern etwas zu suchen, zuerst in der Seitentasche seines Oberrockes, dann in seiner hintern Tasche, dann in seiner Pantalontasche; endlich, da er nichts fand, legte er den Brief auf das fadenscheinige

„Weiber und Kinder beschweren sich," versetzte Djalma, Rodin unterbrechend, „Männer schlagen d'rein."

„Wohl an den Ufern des Ganges, mein lieber Prinz; aber nicht hier. Hier nimmt der Staat Ihre Angelegenheit zur Hand, prüft sie, entscheidet darüber, und straft, wenn Grund dazu da ist."

„Als beleidigter Theil bin ich Richter und Nachrichter."

„Hören Sie mich gefälligst an: Sie sind den schändlichen Fallen Ihrer Feinde entgangen, nicht wahr? Nun denn! gesetzt, daß dieß in Folge der Hingebung der verehrungswürdigen Frau geschehen wäre, welche für Sie die Zärtlichkeit einer Mutter fühlt; wenn sie nun ihre Begnadigung von Ihnen erbäte, sie, die Sie von denselben errettet hat, was würden Sie thun?"

Der Indier senkte den Kopf, und verweilte einige Augenblicke, ohne zu antworten. Diese Unschlüssigkeit benützend, fuhr Rodin fort: „Ich könnte Ihnen sagen: Prinz, ich kenne Ihre Feinde; aber aus Furcht, daß Sie irgend eine schreckliche Unvorsichtigkeit begehen möchten, werde ich Ihnen ihre Namen für immer verschweigen. Wohlan, nein, ich schwöre Ihnen, daß wenn die achtungswerthe Person, welche Sie wie einen Sohn liebt, es für recht und nützlich hält, daß ich Ihnen diese Namen sage, werde ich sie Ihnen sagen, doch bis zu ihrer Aeußerung hierüber schweigen."

Djalma blickte Rodin mit düsterer und zorniger Miene an. In diesem Momente trat Faringhea ein,

und sagte zu Rodin: „Ein Mann, Ueberbringer eines Briefes, ist in Ihre Wohnung gegangen. Man hat ihm gesagt, daß Sie hier wären. Er ist gekommen. Soll ich diesen Brief annehmen? Er sagt, daß er aus Auftrag des Herrn Abbé von Aigrigny ...“

„Gewiß,“ entgegnete Rodin; dann fügte er hinzu: „wenn der Prinz es erlaubt.“

Djalma nickte mit dem Kopfe. Faringhea ging hinaus.

„Sie verzeihen, lieber Prinz, ich erwartete diesen Morgen einen sehr wichtigen Brief; da er lange ausblieb, und ich nicht unterlassen wollte, Sie zu besuchen, hab' ich zu Hause befohlen, mir diesen Brief hierher zu senden.“

Einige Momente danach, kam Faringhea wieder mit einem Briefe, den er Rodin übergab; hierauf entfernte sich der Mestize.

Siebenzehntes Kapitel.

Adriane und Djalma.

Als Faringhea den Salon verlassen hatte nahm Rodin den Brief des Abbé von Aigrigny mit der einen Hand, und schien mit der andern etwas zu suchen, zuerst in der Seitentasche seines Oberrockes, dann in seiner hintern Tasche, dann in seiner Pantalontasche; endlich, da er nichts fand, legte er den Brief auf das fadenscheinige

Knie seines schwarzen langen Beinkleides, und betastete sich überall mit beiden Händen, mit einer Miene des Bedauerns und der Unruhe.

Die verschiedenen, mit einer vollkommenen Gutmüthigkeit gespielten Bewegungen dieser Pantomime, wurden durch folgenden Ausruf gekrönt: „Ah! mein Gott!! das ist fatal!"

„Was fehlt Ihnen?" fragte ihn Djalma, aus dem düstern Schweigen zu sich kommend, in welches er seit einigen Augenblicken versunken war.

„Ach! mein lieber Prinz," versetzte Rodin, „es begegnet mir die alltäglichste, einfachste Sache, deßwegen aber doch für mich eine überaus unangenehme, ich habe meine Augengläser vergessen oder verloren; nun aber ist es mir, bei diesem Halbdunkel, und besonders wegen meines schwachen Augenlichtes, eine Folge der Arbeit und der Jahre, schlechterdings unmöglich, diesen sehr wichtigen Brief zu lesen; denn man erwartet von mir eine sehr pünktliche, sehr einfache und sehr bestimmte Antwort, ein ja oder ein nein. Die Zeit drängt; das ist zum Verzweifeln. Wenn doch," fügte Rodin bei, diese Worte betonend, ohne Djalma anzublicken, aber so, daß dieser es bemerkte, „wenn doch Jemand mir die Gefälligkeit erweisen könnte, statt meiner zu lesen, aber nein, Niemand, Niemand."

„Mein Vater," erwiederte ihm Djalma verbindlich, „wollen Sie, daß ich statt Ihrer lese? Ist das Lesen vorbei, werde ich vergessen haben, was ich gelesen."

„Sie?“ rief Rodin aus, wie wenn der Antrag des Indiers ihm außerordentlich und zugleich gefährlich geschienen hätte, „das ist unmöglich, Prinz, Sie diesen Brief lesen . . .“

„Dann entschuldigen Sie mein Anerbieten,“ versetzte Djalma sanft.

„Aber, im Grunde,“ entgegnete Rodin nach kurzem Nachsinnen und mit sich selbst sprechend, „warum nicht?“

Und er fügte bei, zu Djalma gewendet: „Wahrhaftig, Sie hätten diese Gefälligkeit, mein lieber Prinz? Ich würde es nicht gewagt haben, Sie darum zu bitten.“

Also sprechend, reichte Rodin den Brief Djalma, der ihn laut las. Dieser Brief enthielt Folgendes: „Ihr „Besuch diesen Morgen im Hôtel Saint-Dizier, nach „dem, was man mir davon berichtet hat, muß als ein „neuer Angriff von Ihrer Seite betrachtet werden. Ver„nehmen Sie das letzte Anerbieten, das man Ihnen „eröffnet hat; vielleicht wird es eben so fruchtlos seyn, „als der Schritt, den ich gestern versuchen wollte, in„dem ich in die Straße Clovis mich begab.

„Nach jener langen und peinlichen Erklärung hab' „ich Ihnen gesagt, daß ich Ihnen schreiben würde; ich „halte mein Versprechen; hier also mein Ultimatum. „Und zuerst eine Warnung: Hüten Sie sich. Wenn „Sie hartnäckig auf einem ungleichen Kampfe bestehen, „werden Sie selbst dem Hasse derjenigen ausgesetzt seyn, „welche Sie thörichterweise beschützen wollen. Man hat „tausend Mittel, Sie bei denselben zu verderben, indem

„man sie über Ihre Projekte aufklärt. Man wird ih„nen beweisen, daß Sie an dem Komplotte Theil ge„nommen haben, das Sie jetzt zu enthüllen vorgeben, „und zwar nicht aus Edelmuth, sondern aus Habsucht.“

Obgleich Djalma das vollkommene Zartgefühl besaß, einzusehen, daß die mindeste Frage an Rodin, bezüglich auf diesen Brief, eine große Indiscretion seyn würde, konnte er sich doch nicht enthalten, diese Stelle lesend, rasch den Kopf gegen den Jesuiten zu wenden.

„Mein Gott! ja; von mir ist die Rede, von mir selbst. So wie Sie mich sehen, mein lieber Prinz,“ fügte er mit einer Anspielung auf seine schmutzigen Kleider bei, „beschuldigt man mich der Habsucht.“

„Und wer sind jene Leute, die Sie beschützen?“

„Meine Schützlinge?“ erwiederte Rodin, einige Unschlüssigkeit heuchelnd, wie wenn er verlegen gewesen wäre, zu antworten, „wer meine Schützlinge sind? Hm, hm, ich will's Ihnen sagen. Es sind, es sind arme Teufel ohne irgend eine Hülfsquelle, Habenichts, aber rechtschaffene Leute, nichts besitzend als ihr gutes Recht in einem Prozesse, den sie führen; sie sind bedroht, von mächtigen Personen, sehr mächtigen, vernichtet zu werden. Zum Glücke kenne ich diese hinreichend, um sie zum Vortheile meiner Schützlinge entlarven zu können. Was wollen Sie? arm und gering, halte ich natürlich zur Partei der Armen und Geringen. Aber, fahren Sie fort, ich bitte Sie. Djalma fuhr fort:

„Sie haben also Alles zu fürchten, wenn Sie fort-

„fahren, gegen uns feindselig zu seyn, und nichts zu „gewinnen, wenn Sie zur Partei derjenigen halten, die „Sie Ihre Freunde nennen; weit passender würden sie „Ihre Trüglinge *) genannt werden; denn Ihre Uneigennützigkeit, wäre sie aufrichtig, würde unerklärbar „seyn. Sie muß also, ich wiederhole es, Rückhaltsgedanken von Habsucht verbergen, und verbirgt sie. Wohlan! „gerade in dieser Beziehung, kann man Ihnen eine „reichliche Entschädigung anbieten, mit diesem Unterschiede, daß Ihre Hoffnungen lediglich auf die wahrscheinliche Dankbarkeit Ihrer Freunde gegründet sind, „eine sehr unbestimmte Eventualität, während unsere „Anerbietungen gleich auf der Stelle realisirt werden: „und deutlich zu sprechen, hören Sie, was man von „Ihnen verlangt, was man von Ihnen fordert. Noch „heute Abend, vor Mitternacht als äußerster Verzug, „werden Sie Paris verlassen haben, und sich verpflichten, vor sechs Monaten nicht mehr dahin zurückzukehren."

Djalma konnte eine Bewegung des Erstaunens nicht verhalten, und blickte Rodin an.

„Das ist ganz einfach," erwiederte dieser; „der Prozeß meiner armen Schützlinge wird vor jenem Zeitpunkte entschieden seyn, und, indem man mich entfernt, verhindert man mich, über sie zu wachen; Sie verstehen, mein lieber Prinz," sagte Rodin mit bitterer Entrüstung. „Wollen Sie gefälligst fortfahren, und mich entschuldi-

*) dupes.

gen, Sie unterbrochen zu haben; aber so viel Unverschämtheit empört mich."

Djalma fuhr fort: „Um Ihrer Entfernung von „Paris während sechs Monate versichert zu seyn, werden Sie sich zu einem unserer Freunde in Deutschland „begeben; Sie werden bei ihm eine großmüthige Gastfreundschaft finden; allein Sie müßen dort gezwungenerweise bis zum Ablaufe des Termines verweilen."

„Ja, ein freiwilliges Gefängniß," bemerkte Rodin.

„Unter diesen Bedingungen werden Sie eine Pension „von **1000** Francs monatlich, von Ihrer Abreise von „Paris anfangend, **10,000** Francs baar, und **20,000** Francs „nach Verfluß der sechs Monate empfangen. Alles „wird Ihnen genügend garantirt werden. Endlich, am „Schlusse der sechs Monate, wird man Ihnen eine eben „so ehrenvolle als unabhängige Stellung sichern."

Als Djalma mit einer Regung unwillkürlicher Entrüstung einhielt, sagte Rodin zu ihm: „Fahren Sie fort, ich bitte Sie, lieber Prinz, Sie müssen bis zu Ende lesen; dieß wird Ihnen eine Vorstellung von dem geben, was inmitten unserer Civilisation vorgeht."

Djalma las fort: „Sie kennen hinlänglich den Gang „der Dinge und das, was wir sind, um zu wissen, daß „wir, Sie entfernend, uns nur einen wenig gefährlichen, „aber sehr ungelegenen Feind vom Halse schaffen wollen; „lassen Sie sich von Ihrem ersten Erfolge nicht verblenden. Die Folgen Ihrer Anklage werden unterdrückt werden, weil sie verleumderisch ist, der Richter,

„welcher sie angenommen, wird seine gehässige Partei-„lichkeit tief bereuen. Sie können von diesem Briefe „jeden beliebigen Gebrauch machen. Wir wissen, was „wir schreiben, wem wir schreiben, und warum wir „schreiben. Sie werden diesen Brief um drei Uhr er-„halten. Wenn wir nicht um vier Uhr Ihre eigenhän-„dige ganze und vollständige Annahme bekommen, un-„ten in diesem Briefe, beginnt der Krieg wieder, nicht „morgen, sondern diesen Abend."

Da der Brief zu Ende war, blickte Djalma Rodin an, der zu ihm sagte: „Erlauben Sie mir, Faringhea zu rufen." Dieß sagend, schellte er. Der Mestize erschien. Rodin empfing den Brief aus Djalma's Händen, zerriß ihn in zwei Stücke, zerknitterte ihn zwischen seinen Fingern, um eine Art von Kugel daraus zu machen, und sagte zu dem Mestizen, ihm ihn überreichend: „Sie werden diesen Fetzen Papier der Person geben, welche wartet, und ihr sagen, daß dieß meine Antwort auf diesen nichtswürdigen und insolenten Brief sey; verstehen Sie wohl, auf diesen nichtswürdigen und insolenten Brief."

„Ich verstehe wohl," entgegnete der Mestize, und entfernte sich.

„Dieß ist vielleicht ein für Sie gefährlicher Krieg, mein Vater," äußerte der Indier mit Theilnahme.

„Ja, lieber Prinz, vielleicht gefährlich. Aber ich mache es nicht, wie Sie, ich will meine Feinde nicht tödten, weil sie niederträchtig und böse sind; ich bekämpfe

sie, unter dem Schutze des Gesetzes: ahmen Sie mir also nach." Dann, als er Djalma's Züge sich verdüstern sah, fügte Rodin bei: „Ich habe Unrecht; ich will Ihnen in dieser Beziehung nicht mehr rathen. Nur wollen wir übereinkommen, diese Frage lediglich dem Urtheile Ihrer würdigen und mütterlichen Gönnerin anheimzustellen. Morgen werde ich sie sehen; wenn sie einwilliget, werde ich Ihnen die Namen Ihrer Feinde nennen. Wenn nicht . . . nicht."

„Und besitzt diese Frau, diese zweite Mutter," fragte Djalma, „einen solchen Character, daß ich ihrem Urtheile mich werde unterwerfen können?"

„Sie," rief Rodin aus, die Hände faltend, und mit steigender Begeisterung fortfahrend; „sie, sie ist ja das Edelste, das Großmüthigste, das Muthigste, was es auf Erden giebt! sie, Ihre Gönnerin! aber wären Sie wirklich ihr Sohn, sie würde Sie mit aller Heftigkeit mütterlicher Liebe lieben, doch, wenn es sich für Sie darum handelte, zwischen einer Feigheit und dem Tode zu wählen, zu Ihnen sagen: „„Stirb!"" bereit, mit Ihnen zu sterben."

„O! edle Frau! meine Mutter wäre so!" rief Djalma mit Begeisterung aus.

„Sie," fuhr Rodin mit wachsendem Enthusiasmus fort, und sich dem durch den Rollvorhang verborgenen Fenster nähernd, auf den er heimlich einen besorgten Blick warf. „Ihre Gönnerin! aber stellen Sie sich doch den Muth, die Redlichkeit, die Loyalität in Person vor

O! vorzüglich loyal! Ja, das ist die ritterliche Freimüthigkeit des Mannes von erhabenem Herzen, verbunden mit der stolzen Würde einer Frau, die, zeitlebens, nicht nur nicht gelogen, nicht nur nie einen ihrer Gedanken verhehlt hat, sondern die lieber stürbe, als den mindesten von jenen kleinen Regungen von Arglist, Verstellung oder Trug nachzugeben, wozu gewöhnliche Frauen durch ihre Lage selbst gewöhnlich gezwungen sind."

Es ist schwer, die Bewunderung auszudrücken, welche Djalma's Antlitz verklärte, als er die von Rodin entworfene Schilderung vernahm; seine Augen glänzten, seine Wangen rötheten sich, sein Herz pochte vor Begeisterung.

„Ja, ja, edles Herz," sagte Rodin zu ihm, einen neuen Schritt gegen den Rollvorhang machend, „ich sehe gerne Ihre schöne Seele in Ihren schönen Zügen wiederstrahlen, indem Sie mich so von Ihrer unbekannten Gönnerin sprechen hören. Ach! dieß geschieht, weil sie jener heiligen Anbetung würdig ist, welche die edlen Herzen, die großen Charaktere einflößen."

„O! ich glaube Ihnen," rief Djalma mit Exaltation aus, „mein Herz ist von Bewunderung durchdrungen, und auch von Erstaunen; denn meine Mutter lebt nicht mehr, und eine solche Frau existirt?"

„O! ja, zum Troste der Betrübten existirt sie; ja, zum Stolze ihres Geschlechtes existirt sie; ja, um zu machen, daß man die Wahrheit anbete, die Lüge verfluche, existirt sie. Die Lüge, vorzüglich die Verstellung,

haben nie diese Loyalität, glänzend und heldenmüthig wie der Degen eines Cavaliers, getrübt. Sehen Sie, vor wenigen Tagen hat diese edle Frau bewunderns-werthe Worte zu mir gesagt, die ich zeitlebens nicht vergessen werde: — Mein Herr, sobald ich ich auf Jemand, den ich liebe oder achte, einen Verdacht habe —"

Rodin sprach nicht zu Ende. Der Rollvorhang, von Aussen so heftig geschüttelt, daß seine Springfeder brach, stieg rasch empor, zu großem Erstaunen Djalma's, der das Fräulein von Cardoville seinen Augen erscheinen sah. Adrianens Mantel war von ihren Schultern gegleitet, und bei der heftigen Bewegung, welche sie, dem Rollverhange sich nähernd, machte, der Hut, dessen Bänder aufgelöset waren, gefallen. Da sie schnell heraustrat, und nur noch so viel Zeit fand, einen Pelz über das malerische und reizende Costüm zu werfen, in welches sie sich zu Hause aus Laune oft kleidete, erschien sie den verblendeten Augen Djalma's, unter diesen Blättern und Blumen, so strahlend von Schönheit, daß der Indier sich unter der Herrschaft eines Traumes wähnte. Mit gefalteten Händen, die großen Augen geöffnet, den Leib leicht vorgeneigt, als hätte er ihn gebogen, um zu beten, blieb er vor Verwunderung versteinert stehen. Das Fräulein von Cardoville, gerührt, das Gesicht durch die Gemüthsaufregung leicht gefärbt, verweilte, ohne in den Salon zu treten, auf der Thürschwelle des Treibhauses. Dieß Alles war in kürzerer Zeit geschehen, als man deren bedarf, um es

niederzuschreiben; daher, als der Rollvorhang sich kaum erhoben hatte, Rodin, den Erstaunten spielend, ausrief: „Sie hier, Fräulein?“

„Ja, mein Herr“ sagte Adriane mit veränderter Stimme, „ich komme, um den Satz zu schließen, den Sie begonnen haben; ich hatte Ihnen gesagt, daß wenn ein Verdacht in meinem Innern aufstiege, ich ihn der Person, die ihn mir einflößte, frei heraus sagen würde. Wohlan, ich gesteh's, gegen diese Loyalität hab' ich gefehlt: ich war gekommen, um Sie zu belauschen, gerade in dem Augenblicke, wo Ihre Antwort an den Abbé von Aigrigny mir ein neues Unterpfand Ihrer Ergebenheit und Ihrer Aufrichtigkeit gab; ich zweifelte an Ihrer Redlichkeit gerade in dem Augenblicke, da Sie meine Freimüthigkeit bezeugten. Zum erstenmale in meinem Leben hab' ich zur List mich erniedriget; diese Schwäche verdient eine Strafe; ich erdulde sie; eine Genugthuung, ich leiste sie Ihnen; Entschuldigungen, ich biete sie Ihnen an“ dann, zu Djalma gewendet, fügte sie hinzu: „Jetzt, Prinz, ist das Geheimniß nicht mehr erlaubt, ich bin Ihre Verwandte, Fräulein von Cardoville, und ich hoffe, daß Sie von einer Schwester die Gastfreundschaft annehmen werden, die Sie von einer Mutter annahmen.“ Djalma antwortete nicht. Versunken in eine seelenentrückende Anschauung dieser plötzlichen Erscheinung, welche seine tollsten, seine blendendsten Traumsichte übertraf, empfand er eine Art von

Trunkenheit, die das Denken, das Nachsinnen in ihm lähmend, die ganze Macht seines Wesens in dem Blicke zusammendrängte, und eben so, wie man einen unauslöschlichen Durst vergebens zu stillen sucht, sog des Indiers flammendes Auge so zu sagen mit verschlingender Gier alle die seltenen Vollkommenheiten dieses jungen Mädchens ein. In der That nie hatten zwei göttlichere Vorbilder einander gegenüber gestanden. Adriane und Djalma boten das Ideal der Schönheit des Mannes und der Schönheit des Weibes. Es schien etwas Verhängnißvolles, eine Fügung der Vorsehung, in dem Zusammentreffen dieser zwei so jungen und so lebhaften, so großmüthigen und so leidenschaftlichen, so heldenmüthigen und so stolzen Wesen zu liegen, welche, ein sonderbarer Umstand, bevor sie sich sahen, schon ihren ganzen moralischen Werth kannten; denn wenn bei Rodin's Worten, Djalma in seinem Herzen eine eben so plötzliche als lebendige und tiefe Bewunderung der erhabenen und edelmüthigen Eigenschaften dieser unbekannten Wohlthäterin, die er an dem Fräulein von Cardoville fand, erwachen gefühlt hatte, war diese wechselweise ergriffen, gerührt oder erschreckt worden von dem Gespräche zwischen Rodin und Djalma, das sie so eben belauscht, worin dieser den Adel seiner Seele, die zartsinnige Güte seines Herzens, oder das schreckliche Aufbrausen seines Characters gezeigt hatte; ferner war sie nicht im Stande gewesen, eine Regung des Erstaunens, fast der Bewunderung bei dem Anblicke der überraschenden Schönheit des Prinzen

zu verhalten, und bald danach hatte ein seltsames, schmerzliches Gefühl, eine Art elektrischen Schlages ihr ganzes Wesen erschüttert, als ihre Augen jenen Djalma's begegnet waren. Dann peinlich beunruhigt und leidend ob dieser Verwirrung, die sie verwünschte, hatte sie diesen tiefen Eindruck zu verhehlen gesucht, zu Rodin mit der Entschuldigung gewendet, ihn beargwohnt zu haben. Aber das beharrliche Schweigen, welches der Indier beobachtete, hatte die quälende Verlegenheit des jungen Mädchens verdoppelt. Von Neuem die Augen zum Prinzen erhebend, um ihn zu veranlassen, auf ihr schwesterliches Anerbieten zu antworten, und wieder seinem wild und glühendstarren Blicke begegnend, schlug Adriane die Augen nieder mit einer Mischung von Schrecken, von Traurigkeit und von verletztem Stolze; dann wünschte sie sich Glück, die unerbittliche Nothwendigkeit erkannt zu haben, worin sie sich sah, Djalma fortan von sich entfernt zu halten, so große Besorgnisse erregte ihr schon dieser glühende und aufbrausende Charakter. Des Willens, dieser peinlichen Lage ein Ende zu machen, sagte sie zu Rodin mit leiser und zitternder Stimme: „Mein Herr, sprechen Sie gefälligst mit dem Prinzen, wiederholen Sie ihm mein Anerbietungen. Ich kann nicht länger hier bleiben."

Dieß sagend, that Adriane einen Schritt; um sich an Florinen anzuschließen. Bei der ersten Bewegung Adrianens stürzte Djalma mit einem Sprunge auf sie hin, wie ein Tiger auf die Beute, die man ihm ent-

reißen will. Das junge Mädchen, von dem Ausdrucke der wilden Glut erschreckt, welche die Züge des Indiers entflammte, fuhr zurück, indem sie einen lauten Schrei ausstieß. Bei diesem Schrei kam Djalma wieder zu sich, und erinnerte sich alles dessen, was so eben geschehen war; dann, blaß vor Reue und Scham, zitternd, ganz ausser sich, die Augen in Thränen gebadet, mit verzerrten Zügen, die das Gepräge der rührendsten Verzweiflung trugen, fiel er vor Adrianen auf die Knie, und seine gefalteten Hände zu ihr erhebend, sagte er mit einer überaus sanften, flehenden und schüchternen Stimme: „O! bleiben Sie, bleiben Sie, verlassen Sie mich nicht, seit so langer Zeit harre ich Ihrer.“

Bei dieser mit der furchtsamen Treuherzigkeit eines Kindes gestellten Bitte, mit einer Resignation, die so sonderbar mit der wilden Aufwallung contrastirte, von welcher Adriane so eben so sehr erschreckt worden war, antwortete sie, indem sie Florinen winkte, sich zum Fortgehen bereit zu halten: „Prinz, es ist mir unmöglich, länger hier zu bleiben.

„Aber Sie werden wiederkommen?“ fragte Djalma, seine Thränen verhaltend, „ich werde Sie wiedersehen?“

„O! nein, niemals! niemals!“ erwiederte das Fräulein von Cardoville mit erloschener Stimme; dann, die Bestürzung benützend, in welche ihre Antwort Djalma versetzt hatte, verschwand Adriane rasch hinter einem der Gebüsche des Treibhauses. Im Augenblicke, da Florine, um sich eilig an ihre Gebieterin anzuschließen,

an Rodin vorüberging, sagte dieser leise und schnell zu ihr: „Mit Mayeux muß man morgen ein Ende machen.“ Florine schauderte an ihrem ganzen Leibe, und verschwand, ohne Rodin zu antworten, wie Adriane, hinter einem der Gebüsche. Djalma, zerschmettert, vernichtet, war auf den Knieen geblieben, den Kopf auf seine Brust gesenkt; seine entzückende Physiognomie drückte weder Zorn noch Aufbrausen aus; aber eine herzzerreißende Betäubung; er weinte schweigend. Als er Rodin ihm sich nähern sah, stand er auf; doch er zitterte so stark, daß er kaum mit wankendem Schritte den Divan erreichen konnte, auf den er sank, sein Gesicht mit seinen Händen verhüllend.

Hinzutretend, sagte dann Rodin zu ihm mit einem süßlichen und eindringlichen Tone: „Ach! ich befürchtete das, was geschieht; ich wollte Sie mit Ihrer Wohlthäterin nicht bekannt machen, und ich habe Ihnen sogar gesagt, daß sie alt sey; wissen Sie warum, lieber Prinz?“

Djalma, ohne zu antworten, ließ seine Hände auf seine Knie sinken, und wendete gegen Rodin sein noch von Thränen überströmtes Gesicht.

„Ich wußte, daß das Fräulein von Cardoville reizend ist; ich wußte, daß man in Ihrem Alter leicht verliebt wird,“ fuhr Rodin fort, „und ich wollte Ihnen diese unglückliche Inkonvenienz ersparen, mein lieber Prinz, denn Ihre schöne Gönnerin liebt im höchsten Grade einen schönen jungen Mann in dieser Stadt . . .“

Bei diesen Worten fuhr Djalma rasch mit beiden Händen nach seinem Herzen, als wäre dort eben ein mächtiger Stich eingedrungen, und stieß einen wilden Schmerzensschrei aus; sein Kopf sank nackenwärts, und er fiel ohnmächtig auf den Divan. Rodin schaute ihn einige Sekunden lang kaltblütig an, und sagte fortgehend, indem er mit dem Aermel seinen alten Hut bürstete: „Nun denn... dieß ätzt... dieß ätzt.“

Achtzehntes Kapitel.

Die Rathschläge.

Es ist Nacht. Neun Uhr hat es eben geschlagen. Es ist der Abend des Tages, an welchem das Fräulein von Cardoville zum erstenmale mit Djalma zusammengekommen war; Florine, bleich, bewegt, zitternd, ist so eben in ein einfach, aber sehr bequem möblirtes Schlafzimmer getreten. Dieses Gemach bildet einen Bestandtheil der von Mayeux bei Adrianen bezogenen Wohnung; sie liegt im Erdgeschosse und hat zwei Eingänge. Der Eine führt in den Garten, der Andere in den Hof; auf letzterer Seite treten die Personen ein, welche sich an Mayeux wenden, um Unterstützungen zu erhalten; ein Vorzimmer, worin man wartet, ein Salon, worin sie die Bitten anhört, sind die von Mayeux bewohnten Gemächer, und durch das Schlafzimmer vervollständiget, in welches Florine so eben mit einer besorgten, fast be-

unruhigten Miene getreten ist, den Teppich kaum mit den Spitzen ihrer atlaßbeschuhten Füße berührend, mit verhaltenem Athem, und dem leisesten Geräusche lauschend. Ihren kleinen Handleuchter auf den Kamin stellend, näherte sich die Zofe, nach einem raschen Umblicke im Zimmer, einem Schreibepulte von Acajouholze, auf welchem eine hübsche, wohl versehene Bibliothek stand; der Schlüssel stack an den Schubläden dieses Schrankes; Florine durchsuchte sie alle drei. Sie enthielten verschiedene Unterstützungsgesuche, einige von der Hand der Mayeux geschriebene Bemerkungen. Dieß war's nicht, was Florine suchte. Ein Kästchen mit drei Carton's trennte die Tafel vom kleinen Bibliothek-Gestelle; diese Carton's wurden gleichfalls vergebens durchspäht; Florine machte eine Geberde verdrießlichen Aergers, blickte um sich, horchte wieder ängstlich, dann eine Commode gewahrend, stellte sie auch in derselben neue und fruchtlose Nachforschungen an. Am Fuße des Bettes war eine kleine Thüre, die zu einem großen Toilettekabinete führte; Florine ging hinein, suchte zunächst ohne Erfolg in einem geräumigen Schranke, worin mehrere schwarze Kleider hingen, welche Mayeux erst kürzlich auf Anordnung des Fräuleins von Cardoville angefertiget hatte. Als Florine unten, und im Hintergrunde dieses Schrankes, unter einem Mantel halb versteckt, einen kleinen schlechten Koffer bemerkte, öffnete sie ihn rasch, und fand darin die alten armseligen Kleidungsstücke sorgfältig zusammengelegt, womit Mayeux

angethan gewesen, als sie in dieses reiche Haus gekommen war. Florine schauderte; eine unwillkürliche Gemüthsbewegung durchzuckte ihre Züge; eingedenk, daß es sich nicht darum handle, sich einer Rührung zu überlassen, sondern Rodin's unversöhnlichen Befehlen zu gehorchen, schloß sie hastig den kleinen Koffer und den Schrank wieder, verließ das Toilettekabinet, und ging in das Schlafzimmer zurück. Nach wiederholter Durchsuchung des Schreibpultes kam ihr ein plötzlicher Gedanke. Nicht zufrieden, die Carton's von Neuem zu durchwühlen, zog sie das Erste des Kästchens völlig zurück, in der Hoffnung, das Gesuchte vielleicht zwischen dem Rücken dieses Cartons und dem Hintergrunde dieses Möbels zu finden; allein sie sah nichts. Ihr zweiter Versuch war glücklicher; sie fand, wo sie es vermuthete, ein ziemlich dickes Heft Papiere verborgen. Sie machte eine Bewegung der Ueberraschung; denn sie erwartete etwas Anderes; dennoch nahm sie dieses Manuscript, öffnete und durchblätterte es schnell. Nach dem flüchtigen Durchlesen mehrerer Blätter drückte sie ihre Zufriedenheit aus, und schickte sich an, dieses Heft in ihre Tasche zu stecken; aber nach kurzem Nachsinnen legte sie es wieder hin, wo es zuvor war, brachte Alles in Ordnung, nahm wieder ihren kleinen Handleuchter, und verließ die Wohnung, ohne überrascht worden zu seyn, worauf sie sich auch verlassen hatte, da sie wußte, daß Mayeux auf einige Stunden bei dem Fräulein von Cardoville sich befinde.

Am folgenden Tage, nach Florinens Nachforschungen, saß Mayeux, allein in ihrem Zimmer, in einem Lehnstuhle, an der Ecke eines Kamines, worin ein tüchtiges Feuer loderte; ein dichter Teppich bedeckte den Fußboden; durch die Vorhänge der Fenster gewahrte man den Rasen eines großen Gartens; die tiefe Stille wurde nur durch das regelmäßige Picken der Unruhe einer Pendeluhr und durch das Knistern der Herdflamme unterbrochen. Mayeux, die beiden Hände auf die Arme des Lehnstuhles stützend, überließ sich einem Gefühle von Glück, das sie, seitdem sie in diesem Hôtel wohnte, nie so vollständig empfunden hatte. Für sie, die so lange an peinliche Entbehrungen Gewöhnte, lag ein unaussprechlicher Reiz in der Ruhe dieser Behausung, in dem lieblichen Anblicke des Gartens, und vorzüglich in dem Bewußtseyn, den Wohlstand, den sie genoß, der Resignation und Energie zu verdanken, welche sie inmitten so vieler harten, glücklicherweise beendigter Prüfungen, bethätiget hatte. Eine ältliche Frau von sanfter und guter Miene, nach Adrianens ausdrücklichem Willen der Mayeux zur Bedienung beigegeben, trat ein, und sagte zu ihr: „Mademoiselle, ein junger Mann ist da, der in einer sehr dringenden Angelegenheit sogleich mit Ihnen zu sprechen wünscht; er heißt Agricola Baudoin."

Bei diesem Namen stieß Mayeux einen leisen Ruf der Freude und Ueberraschung aus, erröthete leicht, stand auf und eilte zur Thüre, die in den Salon führte, worin Agricola sich befand.

„Guten Morgen, meine gute Mayeur," sagte der Hammerschmid, herzlich das junge Mädchen umarmend, deren Wangen unter diesen brüderlichen Küssen glühend und carmesinroth wurden.

„Ah, mein Gott!" rief plötzlich die Arbeiterin aus, indem sie Agricola ängstlich anblickte, „und diese schwarze Binde, die Du an Deiner Stirne hast? Du bist also verwundet worden?"

„Es hat nichts zu bedeuten," erwiederte der Hammerschmid, „durchaus nichts; denk' nicht daran, ich werde Dir's gleich sagen, wie mir dieß begegnet ist; aber zuvor hab' ich Dir sehr wichtige Sachen anzuvertrauen."

„So komm in mein Zimmer; wir werden allein seyn;" versetzte Mayeur, dem Agricola vorangehend. — Ungeachtet der ziemlich großen Unruhe, die in Agricola's Zügen ausgeprägt war, konnte er ein Lächeln der Befriedigung nicht verhalten, als er in das Zimmer des jungen Mädchens trat, und um sich blickte.

„Das laß' ich mir gefallen, meine arme Mayeur, in einer solchen Wohnung hätt' ich Dich von jeher gerne gesehen; daran erkenn' ich wohl das Fräulein von Cardoville. Welches Herz! Welches Gemüth!... Du weißt nicht... sie hat mir vorgestern geschrieben, um mir für das zu danken, was ich für sie gethan habe, indem sie mir eine sehr einfache goldene Busennadel schickte, die ich annehmen könnte, hat sie mir geschrieben, da sie keinen andern Werth hätte, als daß

ihre Mutter sie getragen. Wenn Du wüßtest, wie gerührt ich von der Zartsinnigkeit dieses Geschenkes gewesen bin."

„Von einem Herzen, wie das ihrige, darf nichts in Erstaunen setzen," entgegnete Mayeux. „Aber Deine Wunde... Deine Wunde..."

„Gleich, meine gute Mayeux; ich habe Dir so viele Sachen zu erzählen! Fangen wir mit dem dringendsten an; denn es handelt sich darum, mir in einer sehr wichtigen Angelegenheit einen guten Rath zu ertheilen... Du weißt, welch' ein großes Vertrauen ich zu Deinem vortrefflichen Herzen und zu Deiner Beurtheilungskraft habe. Und dann, hernach, werde ich Dich ersuchen, mir eine Gefälligkeit zu erweisen; o, ja, eine große Gefälligkeit," fügte der Hammerschmid mit einem eindringlichen, fast feierlichen Tone bei, welcher Mayeux in Erstaunen setzte, hierauf fuhr er fort: „Aber beginnen wir mit dem, was mich nicht persönlich angeht."

„Sprich schnell!"

„Seitdem meine Mutter mit Gabriel fortgereiset ist, um sich auf die kleine Landpfarre zu begeben, die er erhalten hat, und seitdem mein Vater bei Herrn Marschall Simon und dessen Fräulein wohnt, hab' ich, wie Du weißt, in der Fabrik des Herrn Hardy mit meinen Kameraden im gemeinschaftlichen Hause gewohnt. Nun aber, diesen Morgen, ah! ich muß Dir sagen, daß Herr Hardy, von einer neulich unternommenen langen Reise heimgekehrt, seit einigen Tagen in Geschäften neuer-

dings verreiset ist. Diesen Morgen also, zur Frühstücksstunde, war ich nach dem letzten Glockenschlage noch ein wenig bei der Arbeit geblieben; ich verließ die Fabrikgebäude, um in unsern Speisesaal zu gehen, als ich eine Frau in den Hof treten sah, die so eben aus einem Fiacker gestiegen war; sie geht rasch auf mich zu; ich bemerke, daß sie blond ist, ungeachtet ihres zur Hälfte herabgelassenen Schleiers, daß sie ein ebenso sanftes als hübsches Gesicht hat, und wie eine sehr vornehme Person angezogen ist. Aber über ihre Bläße, über ihre unruhige, erschrockene Miene betroffen, frag' ich sie, was sie wünscht. „„Mein Herr,““ erwiederte sie mir mit einer zitternden Stimme, und mit dem Anscheine einer Selbstüberwindung, „„sind Sie Einer von den Arbeitern dieser Fabrik?““ „Ja, Madame.“ „„Herr Hardy ist also in Gefahr?““ rief sie aus. „Herr Hardy, Madame? Er ist ja in die Fabrik noch nicht zurückgekehrt.“ „„Wie!““ entgegnete sie, „„Herr Hardy ist gestern Abends nicht heimgekommen? Ist er nicht, die Werkstätten besuchend, durch eine Maschine sehr gefährlich am Kopfe verwundet worden?““ Diese Worte aussprechend, bebten die Lippen dieser armen jungen Dame sehr, und ich sah schwere Thränen aus ihren Augen fließen. „Gott sey Dank, Madame, es giebt nichts Unwahreres, als alles dieß,“ sagte ich zu ihr; „denn Herr Hardy ist nicht heimgekommen; nur kündiget man seine Ankunft auf morgen oder übermorgen an.“ „„Also, mein Herr, Sie sprechen gewiß wahr, Herr Hardy ist nicht angekommen? nicht

verwundet?"" fuhr die hübsche Dame fort, ihre Augen trocknend. „Ich sage Ihnen die Wahrheit, Madame; wäre Herr Hardy in Gefahr, so würde ich nicht so ruhig seyn, indem ich mit Ihnen von ihm spräche." „„Ah, Dank, mein Gott! Dank!"" rief die junge Dame aus. Dann drückte sie mir ihre Dankbarkeit mit einer so glücklichen, so gerührten Miene aus, daß ich davon bewegt wurde. Aber plötzlich, wie aus Scham wegen des Schrittes, den sie so eben gethan, ließ sie wieder ihren Schleier herab, schied rasch von mir, ging zum Hofe hinaus, und stieg wieder in den Fiacker, der sie hergebracht hatte. Ich dachte mir: sie ist eine Dame, die für Herrn Hardy sich interessirt, und durch ein falsches Gerücht wird beunruhiget worden seyn.

„Ohne Zweifel liebt sie ihn," versetzte Mayeux gerührt, „und wird, in ihrer Besorgniß, vielleicht eine Unvorsichtigkeit begangen haben, indem sie kam, um sich nach ihm zu erkundigen."

„Du sprichst nur zu wahr. Ich sehe sie mit Theilnahme wieder in ihren Fiacker steigen; denn ihre Gemüthsbewegung hatte mich für sie eingenommen. Der Fiacker fährt fort; aber was seh' ich einige Augenblicke danach? ein Miethkabriolet, welches die junge Dame nicht hatte bemerken können, weil es durch die Ecke einer Mauer verborgen war; und im Momente, wo es um dieselbe biegt, erkenne ich deutlich einen Mann, an der Seite des Kutschers sitzend, dem er ein Zeichen giebt, den nämlichen Weg zu nehmen, wie der Fiacker."

„Man folgte dieser armen jungen Dame,“ sagte Mayeux mit Besorgniß.

„Gewiß; daher stürze ich dem Fiacker nach; ich hole ihn ein, und sage durch die herabgelassenen Rollvorhänge zur jungen Dame, am Kutschenschlage laufend: „Madame, nehmen Sie sich in Acht, ein Kabriolet folgt Ihnen.“

„Gut! gut! Agricola, und hat sie geantwortet?“

„Ich habe sie rufen hören: „„Großer Gott!““ mit einem herzzerreissenden Tone. Und der Fiacker hat seine Fahrt fortgesetzt. Bald ist das Kabriolet an mir vorbeigefahren; ich habe an der Seite des Kutschers einen großen, dicken und rothen Mann gesehen, der, als er mich dem Fiacker nachlaufen sah, vielleicht etwas vermuthete; denn er hat mich mit einer unruhigen Miene angeblickt.“

„Und wann kommt Herr Hardy an?“ fragte Mayeux.

„Morgen oder übermorgen; nun, meine gute Mayeux, rathe mir. Diese junge Dame liebt Herrn Hardy, dieß ist klar. Sie ist ohne Zweifel verheirathet, weil ihre Miene sehr verlegen war, als sie mit mir sprach, und sie einen Schrei des Schreckens ausstieß, als sie vernahm, daß man ihr folge. Was soll ich thun? Ich hatte Lust, den Vater Simon zu fragen; aber er ist so strenge! Und dann zu seinem Alter, eine Liebesangelegenheit! Dagegen Du, meine gute Mayeux, die Du so zartsinnig und fühlend bist, es begreifen wirst.“

Das junge Mädchen bebte, gramvoll lächelnd; Agri-

cola bemerkte es nicht, und fuhr fort: „Daher hab' ich gedacht: Nur Mayeux kann mir rathen. Angenommen, daß Herr Hardy morgen zurückkomme, soll ich ihm sagen, was vorgegangen ist, oder nicht?"

„Wart doch," rief Mayeux plötzlich aus, Agricola unterbrechend, indem sie sich zu besinnen schien, „als ich in das Kloster Sainte-Marie ging, um die Oberin um Arbeit zu ersuchen, machte sie mir den Vorschlag, als Tagsarbeiterin in ein Haus zu gehen, wo ich überwachen, recht zu sagen, spioniren sollte."

„Die Elende!"

„Und weißt Du," fuhr Mayeux fort, „weißt Du, zu wem zu gehen man mir vorschlug, um dieses nichtswürdige Metier zu treiben? Zu einer Frau von Fremont oder Bremont, ich erinnere mich nicht mehr genau, einer äußerst religiösen Frau, deren Tochter jedoch, eine junge verheirathete Dame, die ich vorzüglich belauern sollte, wie die Oberin mir sagte, allzu eifrige Besuche von einem Manufakturherrn empfinge."

„Was sagst Du?" rief Agricola aus, „dieser Manufakturherr wäre?"

„Herr Hardy, ich hatte zu viele Gründe, diesen von der Oberin ausgesprochenen Namen nicht zu vergessen. Seit jenem Tage haben sich so viele Ereignisse zugetragen, daß dieser Umstand meinem Gedächtnisse entfiel. Daher ist es wahrscheinlich, daß jene junge Dame die nämliche ist, von der man im Kloster mit mir gesprochen hatte."

„Und welches Interesse bewog die Oberin des Klosters zu dieser Spionerie?“ fragte der Hammerschmid.

„Ich weiß es nicht; aber, Du siehst es, das Interesse, welches sie zu handeln antrieb, besteht noch immer, weil jene junge Dame belauert, und vielleicht in diesem Augenblicke verrathen, beschimpft wird. Ah! das ist abscheulich!“ Dann, als Mayeux Agricola heftig zusammenfahren sah, fügte sie bei: „Aber was fehlt Dir denn?“

„Und warum nicht?“ dachte der Hammerschmid, mit sich selbst sprechend, „wenn alles dieß von der nämlichen Hand käme! Die Oberin eines Klosters kann sich wohl mit einem Abbé verstehen. Aber dann zu welchem Zwecke.“

„Erkläre Dich doch, Agricola,“ äußerte Mayeux. „Und dann auch Deine Wunde, wie hast Du sie bekommen? ich beschwöre Dich darum, beruhige mich.“

„Und gerade von meiner Wunde will ich mit Dir sprechen; denn wahrhaftig, je länger ich daran denke, desto mehr scheint mir das Abenteuer jener jungen Dame mit andern Ereignissen in Verbindung zu stehen.“

„Was sagst Du?“

„Wisse, daß seit einigen Tagen sonderbare Dinge in der Umgebung unserer Fabrik geschehen: zuvörderst, da wir in der Fasten sind, ist schon, sagt man, ein Abbé, ein großer schöner Mann, von Paris zum Predigen in das kleine Dorf Villiers gekommen, das nur eine Viertelmeile von unsern Werkstätten liegt. Dieser Abbé hat

seine Predigt dazu benützt, Herrn Hardy zu verleumden und anzugreifen."

„Wie so?"

„Herr Hardy hat eine Art Reglement drucken lassen, bezüglich auf unsere Arbeit, und auf die Ansprüche auf die von ihm uns bewilligten Vortheile; diesem Reglement sind mehrere eben so edle als einfache Grundsätze beigefügt, einige für Jedermann verständliche Vorschriften der Brüderschaft, Auszüge aus verschiedenen Philosophen und aus verschiedenen Religionen. Daraus, daß Herr Hardy das Reinste aus den verschiedenen religiösen Vorschriften gewählt, hat der Herr Abbé geschlossen, daß Herr Hardy gar keine Religion habe, und ist von diesem Satze ausgegangen, nicht nur, um ihn von der Kanzel herab anzugreifen, sondern auch um unsere Fabrik als einen Heerd des Verderbens, der Verdammniß und der Verführung zu bezeichnen, weil am Sonntage, anstatt seine Predigten anzuhören, oder in's Wirthshaus zu gehen, unsere Kameraden, ihre Frauen und Kinder, den Tag damit zubringen, ihre kleinen Gärten zu pflegen, zu lesen, im Chor zu singen, oder unter sich in unserm gemeinschaftlichen Hause zu tanzen; der Abbé ist selbst so weit gegangen, zu sagen, daß die Nachbarschaft eines solchen Haufens von Gottesläugnern, so nennt er uns, den Zorn des Himmels über ein Land bringen könne, daß man viel von der Cholera spreche, die heranrücke, und das es möglich wäre, daß, in Folge

unserer gottlosen Nachbarschaft, die ganze Umgebung von dieser rächenden Landplage heimgesucht würde."

„Aber solche Sachen unwissenden Leuten sagen," rief Mayeux aus, „heißt riskiren, sie zu verderblichen Handlungen aufzureizen."

„Gerade dieß wollte der Abbé."

„Was sagst Du?"

„Die Bewohner der Umgegend, ohne Zweifel durch einige Führer wieder aufgehetzt, zeigen sich gegen die Arbeiter unserer Fabrik feindselig; man hat, wo nicht ihren Haß, mindestens ihren Neid ausgebeutet. In der That, indem sie uns gemeinschaftlich leben sahen, gut beherbergt, gut genährt, gut erwärmt, gut gekleidet, thätig, fröhlich und arbeitsam, ist ihre Mißgunst durch die Predigten des Abbé, und durch die heimlichen Schliche einiger schlechten Subjekte, die ich als die schlechtesten Arbeiter des Hern Tripeaud, unsers Mitbewerbers, erkannte, noch ärger geworden. Alle diese Aufreizungen beginnen ihre Früchte zu tragen; es hat schon ein paarmal zwischen uns und den Bewohnern der Umgegend Händel abgesetzt. Bei einer dieser Schlägereien hab' ich einen Steinwurf an den Kopf bekommen."

„Ist er nicht gefährlich, Agricola, gewiß?" fragte Mayeux besorgt.

„Durchaus nicht, sag' ich Dir; aber die Feinde des Herrn Hardy haben sich nicht auf die Predigten beschränkt: sie haben etwas viel Gefährlicheres in's Werk gesetzt."

„Und was noch?"

„Ich und fast alle meine Kameraden, wir haben im Juli tüchtig geschossen; aber es convenirt uns nicht, und zwar aus gewissen Gründen, auch jetzt noch die Waffen wieder zu ergreifen; so denkt nicht Jedermann, es mag seyn; wir tadeln Niemand, aber wir haben unsere eigene Idee; und der Vater Simon, der tapfer ist, wie sein Sohn, und ein so guter Patriot, wie irgend Jemand, lobt und leitet uns. Nun denn! seit einigen Tagen findet man, um die ganze Fabrik herum, im Garten, in den Höfen, Druckschriften, worin man uns sagt: „„Ihr „seyd Memmen, Selbstsüchtige; weil der Zufall Euch „einen guten Herrn gegeben hat, bleibt Ihr gleichgül„tig gegen das Unglück Eurer Brüder, und gegen die „Mittel, sie zu emancipiren; das materielle Wohlergehen „entnervt Euch.""

„Mein Gott! Agricola, welche schreckliche Beharrlichkeit in der Bosheit!"

„Ja, und leider haben diese Schliche einigen Einfluß auf mehrere von unsern jüngsten Kameraden zu äußern begonnen; da man sich dabei an hochherzige und stolze Gefühle wendete, gab es Wiederhall, schon haben sich in unsern, bisher so brüderlich verbundenen Werkstätten einige Spaltungskeime entwickelt; man merkt es, daß eine dumpfe Gährung darin herrscht; ein kaltes Mißtrauen ist bei Einigen an die Stelle gewohnter Herzlichkeit getreten. Nun, wenn ich Dir sage, daß ich beinahe gewiß weiß, daß diese über die Mauern der Fabrik

geworfenen Druckschriften, welche einige Gährungsstoffe der Zwietracht zwischen uns zum Ausbruche brachten, durch Emissäre des predigenden Abbé verbreitet wurden, findest Du nicht, daß alles dieß, mit dem zusammentreffend, was diesen Morgen jener jungen Dame begegnet ist, beweise, daß Herr Hardy seit Kurzem zahlreiche Feinde habe?"

„Wie Du, find' ich dieß schrecklich, Agricola," entgegnete Mayeux, „und es ist so wichtig, daß nur Herr Hardy selbst hiewegen einen Beschluß wird fassen können. Hinsichtlich dessen, was diesen Morgen jener jungen Dame begegnet ist, dünkt mir, daß gleich nach der Heimkehr des Herrn Hardy, Du ihn um eine Unterredung ersuchen, und ihm, wie delicat auch eine solche Eröffnung seyn mag, Alles sagen mußt, was geschehen ist."

„Dieß setzt mich in Verlegenheit. Fürchtest Du nicht, daß ich so in seine Geheimnisse einzudringen scheinen wolle?"

„Wenn Niemand jener Dame gefolgt wäre, hätte ich Dein Bedenken getheilt. Aber man hat sie belauert; eine Gefahr droht ihr, nach meiner Ansicht ist es Deine Pflicht, Herrn Hardy in Kenntniß zu setzen. Setze den Fall, wie es wahrscheinlich ist, daß jene Dame verheirathet sey, ist es nicht aus tausend Gründen besser, daß Herr Hardy von Allem unterrichtet wird."

„Es ist wahr, meine gute Mayeux; ich werde Deinen Rath befolgen; Herr Hardy wird Alles erfahren. Nun, da wir von Andern gesprochen, sprechen wir von

mir, ja, von mir, denn es handelt sich um eine Sache, von der das Glück meines Lebens abhangen kann," fügte der Hammerschmid mit einem ernsten Tone bei, welcher Mayeux befremdete. „Du weißt," fuhr Agricola nach kurzem Schweigen fort, „daß ich Dir seit meiner Kindheit nichts verborgen, daß ich Dir Alles gesagt habe, durchaus Alles?"

„Ich weiß es, Agricola, ich weiß es," versetzte Mayeux, ihre weiße und schwächliche Hand dem Hammerschmide reichend, der sie herzlich drückte, und fortfuhr: „Wenn ich sage, daß ich Dir nichts verborgen habe, irre ich mich, ich habe Dir immer meine kleinen Liebschaften verhehlt, und zwar, weil es, wiewohl man einer Schwester Alles sagen kann, dennoch Dinge giebt, von denen man mit einem würdigen und ehrbaren Mädchen, wie Du bist, nicht sprechen soll."

„Ich danke Dir, Agricola; ich hatte diese Zurückhaltung von Deiner Seite bemerkt," erwiederte Mayeux, die Augen niederschlagend, und heldenmüthig den Schmerz verhaltend, den sie fühlte, „ich danke Dir dafür."

„Aber gerade deßwegen, weil ich es mir vorgenommen, niemals mit Dir von meinen kleinen Liebschaften zu sprechen, hatte ich mir gedacht: wenn mir etwas Ernstliches begegnet, kurz, eine Liebschaft, die mich an's Heirathen denken ließe! o! dann, wie man zuerst einer Schwester das anvertraut, was man erst hernach seinem Vater und seiner Mutter gesteht, wird meine gute Mayeux zuerst davon Kenntniß erhalten."

„Du bist sehr gut, Agricola."

„Wohlan! dieses Ernstliche ist mir begegnet, ich bin verliebt, wie ein Narr, und ich denke an die Heirath." Bei diesen Worten Agricola's fühlte die arme Mayeux sich einen Augenblick lang gelähmt; es dünkte ihr, daß ihr Blut stocke, und in ihren Adern zu Eis gerinne; während einiger Secunden glaubte sie zu sterben, ihr Herz hörte auf, zu schlagen, sie fühlte es — nicht brechen, sondern einstürzen, sich vernichten. Dann, als diese niederdonnernde Gemüthsaufregung vorüber war, gleich den Märtyrern, die gerade in dem Uebermaße eines grimmigen Schmerzens jene schreckliche Macht fanden, die sie inmitten von Qualen lächeln ließ, fand das unglückliche Mädchen in der Besorgniß, das Geheimniß ihrer lächerlichen und unheilvollen Liebe zu verrathen, eine unglaubliche Kraft; sie hob den Kopf empor, blickte den Hammerschmid mit Ruhe, schier mit Heiterkeit an, und sagte mit fester Stimme zu ihm: „Ah! Du liebst Jemand, ernstlich."

„Das heißt, meine gute Mayeux, daß ich seit vier Tagen nur durch diese Liebe lebte, oder vielmehr lebe."

„Nur erst seit vier Tagen bist Du verliebt?"

„Nicht länger; doch die Zeit thut nichts zur Sache."

„Und sie ist recht hübsch?"

„Brünette, mit einer Nymphentaille, weiß wie eine Lilie, mit blauen Augen, so groß, und so sanft, so gut wie die Deinigen."

„Du schmeichelst mir, Agricola."

„Nein, nein, Angele ist's, der ich schmeichle; denn so heißt sie. Welch' ein hübscher Name! nicht wahr, meine gute Mayeux?"

„Das ist ein lieblicher Name," entgegnete das arme Mädchen mit bitterem Schmerze den Contrast dieses holdseligen Namens mit dem Spottnamen Mayeux vergleichend, den der wackere Agricola ihr gab, ohne daran zu denken. Sie fuhr mit schrecklicher Ruhe fort: „Angele, ja, das ist ein lieblicher Name!"

„Wohlan! denke Dir, daß dieser Name nicht nur das Bild ihres Gesichtes, sondern auch ihres Herzens zu seyn scheint. Kurz, es ist ein Herz, glaub' ich, das mindestens dem Deinigen die Wage hält."

„Sie hat meine Augen, sie hat mein Herz," sagte Mayeux lächelnd, „es ist auffallend, wie wir uns gleichen."

Agricola fühlte die Ironie der Verzweiflung nicht, welche die Worte der Mayeux verbargen, und er fuhr mit einer eben so aufrichtigen als unerbittlichen Zärtlichkeit fort: „Glaubst Du, meine gute Mayeux, daß ich ernstlich mich würde verliebt haben, wenn nicht im Charakter, im Herzen, im Geiste derjenigen, die ich liebe, viel von Dir läge?"

„Geh, Bruder," versetzte Mayeux lächelnd, ja, die Unglückliche hatte den Muth, hatte die Kraft, zu lächeln; „geh, Bruder, Du bist heute im Zuge, galant zu seyn, und wo hast Du diese hübsche Person kennen gelernt?"

„Sie ist ganz einfach die Schwester von einem meiner Kameraden; ihre Mutter hat die Leitung der ge-

meinschaftlichen Wäschkammer der Arbeiter; sie bedurfte einer Gehülfin, und weil man, nach der Gewohnheit der Verbündung, vorzugsweise die Verwandten der Gesellschaftsglieder verwendet, hat Madame Bertin, dieß ist der Name der Mutter meines Kameraden, ihre Tochter aus Lille kommen lassen, wo sie bei einer ihrer Tanten war, und seit fünf Tagen ist sie in der Wäschkammer. „Am ersten Tage, da ich sie sah, brachte ich drei Stunden in der Abendgesellschaft zu, mit ihr, ihrer Mutter und ihrem Bruder plaudernd; ich fühlte mich am andern Tage im Innersten meines Herzens ergriffen; am zweiten Tage darauf nahm es nur zu; und jetzt bin ich in sie vernarrt, fest entschlossen, zu heirathen, je nachdem Du Dich äußern wirst. Indessen, ja; Du staunest darüber, hängt aber Alles von Dir ab; ich werde die Erlaubniß von meinem Vater und von meiner Mutter erst erholen, wenn Du wirst gesprochen haben."

„Ich verstehe Dich nicht, Agricola."

„Du kennst das unbedingte Vertrauen, das ich zu dem unglaublichen Instinkte Deines Herzens habe; gar oft hast Du zu mir gesagt: „„Agricola, mißtraue jenem, liebe diesen, vertraue jenem Andern."" Nie hast Du Dich geirrt. Wohlan, Du mußt mir die nämliche Gefälligkeit erweisen. Du wirst das Fräulein von Cardoville um die Erlaubniß bitten, Dich wegzubegeben; ich werde Dich in die Fabrik führen; ich habe von Dir, als von meiner lieben Schwester, mit Madame Bertin und ihrer Tochter gesprochen; und je nach dem Ein=

drucke, den Du fühlen wirst, wenn Du Angele gesehen hast, werd' ich mich erklären, oder werd' ich mich nicht erklären. Es ist, wenn Du willst, eine Alfanzerei, ein Aberglaube von meiner Seite; aber ich bin so."

„Es sey," entgegnete Mayeux mit heldenmüthigem Muthe, „ich will Mademoiselle Angele sehen, und Dir sagen, was ich davon denke; und zwar, verstehst Du, aufrichtig."

„Ich weiß es wohl. Und wann wirst Du kommen?"

„Ich muß das Fräulein von Cardoville fragen, an welchem Tage sie meiner nicht bedürfen wird; ich werde es Dir zu wissen machen."

„Dank! meine gute Mayeux," sagte Agricola seelenvergnügt; dann setzte er lächelnd hinzu: „und nimm Deine beste Beurtheilung, Deine Festtagsbeurtheilung."

„Scherze nicht, Bruder," entgegnete Mayeux mit sanfter und trauriger Stimme, „das ist wichtig, es handelt sich um das Glück Deines ganzen Lebens. In diesem Augenblicke klopfte man sachte an die Thüre.

„Herein," sagte Mayeux. Florine erschien. „Das Fräulein ersucht Sie, zu ihr zu kommen, wenn Sie nicht beschäftiget sind," sagte Florine zu Mayeux.

Diese stand auf, und sagte zum Hammerschmide. „Willst Du einen Augenblick warten, Agricola? Ich will das Fräulein von Cardoville fragen, über welchen Tag ich werde verfügen können, und wieder kommen, um es Dir zu sagen."

Mit diesen Worten ging das junge Mädchen hinaus, und ließ Agricola bei Florinen. „Ich hätte sehr gewünscht, dem Fräulein von Cardoville heute zu danken," äußerte Agricola, „aber ich fürchtete, indiscret zu seyn."

„Das Fräulein ist ein wenig leidend," versetzte Florine, „und hat Niemand empfangen wollen, mein Herr; aber ich bin überzeugt, daß es ihr, sobald es besser mit ihr geht, zum Vergnügen gereichen wird, Sie zu sehen."

Mayeux kam zurück, und sagte zu Agricola: „Wenn Du mich morgen gegen drei Uhr abholen willst, um nicht den ganzen Tag zu verlieren, werden wir in die Fabrik gehen, und Du mich Abends heimbegleiten."

„Also morgen, um drei Uhr, meine gute Mayeux."

„Morgen, um drei Uhr, Agricola."

Am Abende des nämlichen Tages, als im Hôtel Alles ruhig war, kehrte Mayeux, die bis zehn Uhr bei dem Fräulein von Cardoville geblieben war, in ihr Schlafzimmer zurück, verschloß ihre Thüre mit dem Schlüssel, warf sich sodann, endlich frei und zwanglos, vor einem Lehnstuhle auf die Knie, und brach in Thränen aus. Das junge Mädchen weinte lange, sehr lange. Als ihre Thränen versiegt waren, trocknete sie ihre Augen, näherte sich ihrem Schreibepulte, nahm das Carton des Kästchens heraus, ergriff in diesem Verstecke das Manuscript, welches Florine am vorigen Abende durchblättert hatte, und schrieb während eines Theiles der Nacht in dieses Heft.

Ende des sechsten Theiles.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 6

Augsburg 1844

P.o.gall. 303 s-4,5/6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088984-5